

Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten

Joachim Theisen

Universität Athen
Fachbereich für Deutsche Sprache und Literatur
2014

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	4
Erster Teil		6
2	Was ist Wissenschaft?	6
3	Notwendig und verboten	19
3.1	Was sein muss	23
3.1.1	Sprachliche Verständlichkeit	23
3.1.2	Inhaltliche Nachvollziehbarkeit	23
3.1.3	Kommunikative Adäquatheit	26
3.2	... und was nicht sein darf	27
4	Die Ordnung der Dinge	31
4.1	Die Ordnung der Wissenschaften	34
4.1.1	Das Nibelungenlied – nur als Beispiel	37
4.2	Zugang zur Wissenschaft	38
4.3	Die Ordnung der Bücher	39
4.4	Die Ordnung in einer Bibliothek	42
4.4.1	Die Signaturen in der Bibliothek des deutschen Fachbereichs in Athen	44
4.5	Was Klassifikationssysteme leisten	49
4.6	Und was bringt das alles?	51
5	Auf die Schultern der Riesen	51
5.1	BASE (http://www.base-search.net)	53
5.2	Google scholar (http://scholar.google.com)	54
5.3	Metager (http://www.metager.de)	55
5.4	Oaister (http://oaister.worldcat.org)	55
5.5	Weitere notwendige Webseiten	56
5.6	Wikipedia	58
5.7	Sonstiges	63
6	Selbst denken!	64
6.1	Ein linguistisches Beispiel: Wie kommt der Mensch zur Sprache?	67
6.2	Ein literaturwissenschaftliches Beispiel: Zwischen Autor und Leser	71
6.3	Ein (kurzes) didaktisches Beispiel: Wie man eine Fremdsprache lernt	78
Zweiter Teil		81
7	Vorschlag zur Abfassung eines Referats und einer Seminararbeit	81
7.1	Das Referat	81
7.2	Die Seminararbeit	86
8	Das Wichtigste	88
9	Thesenpapier	89
10	Einleitungen und Zusammenfassungen	92

11	Richtig zitieren	94
11.1	Vom Buch in die Seminararbeit	95
12	Literaturverzeichnis	97
12.1	Literarische Texte (01-04)	99
12.2	Selbstständige wissenschaftliche Schriften (Monographien) (05-07)	101
12.3	Aus einer Fremdsprache übersetzte Bücher (08)	102
12.4	Aufsätze und Beiträge in Sammelbänden (09-10)	102
12.5	Veröffentlichungen in Zeitschriften (11-12)	104
12.6	Quellen aus dem Internet	105
13	Dokumentvorlagen	106
14	Kommentiertes Literaturverzeichnis	108
14.1	Literaturverzeichnis	108
14.2	Kommentar	111
14.2.1	Allgemeines	111
14.2.2	Besonderes	111
	Anhang	120
1	Liste der bekanntesten deutschsprachigen Literatur- und Wissenschaftsverlage	120
2	Liste der gebräuchlichsten Abkürzungen	121
3	Satzzeichenregelungen im Deutschen	122
4	Deckblätter	123
5	„Die Seminararbeit“	140

1 Einleitung

Dieses Skript besteht aus zwei Teilen und einem Anhang.

Im ersten Teil stelle ich dar, was unter Wissenschaft zu verstehen ist und welche Anforderungen man an eine wissenschaftliche Arbeit (also auch an Ihre zukünftigen Seminararbeiten) stellen muss. Dabei hole ich mitunter weit aus, auch historisch. Der Grund dafür ist sehr einfach und erklärt sich aus dem Leitmotiv und Leitbild dieses Teils: „Wir sind Zwerge, die auf den Schultern von Riesen sitzen.“ Dieses Bild ist zwar sehr alt (mehr als 800 Jahre), es trifft aber so lange zu, wie Menschen Wissenschaft betreiben. Auch das hat einen einfachen Grund: Das Wissen der Gegenwart baut selbstverständlich auf dem Wissen der Vergangenheit auf, ebenso wie das Wissen der Zukunft auf unserem Wissen aufbauen wird. Das darf aber nicht falsch verstanden werden: Es bedeutet selbstverständlich nicht, dass Wissenstraditionen blind übernommen werden, im Gegenteil: Man muss sich kritisch mit ihnen auseinandersetzen. Deshalb schon jetzt die dringende Bitte und Empfehlung: Fragen Sie! und vor allem: Fragen Sie nach, besonders dann, wenn Ihnen etwas nicht einleuchtet. – Dazu eine kleine (Wissenschafts-)Geschichte.

Zwischen 1241 und 1248 schrieb der römische Kaiser deutscher Nation Friedrich II. ein Buch über die Jagd mit Vögeln („De arte venandi cum avibus“). Von seinen Zeitgenossen wurde Friedrich teils bewundernd, teils erschrocken „stupor mundi“ genannt, ‚das Erstaunen‘, aber auch ‚das Erschrecken der Welt‘. Er war umfassend gebildet, sprach Latein, Italienisch, Arabisch, Deutsch, Französisch. Er schloss einen Friedensvertrag mit den Moslems, die von den meisten christlichen Zeitgenossen verteufelt wurden; wegen dieses Friedensvertrags wurde Friedrich vom Papst aus der katholischen Kirche ausgeschlossen. Er interessierte sich für Kunst und Literatur und eben auch für die Jagd mit Vögeln. Darüber hatte auch schon Aristoteles was geschrieben, gut 1600 Jahre vorher, und Aristoteles war im Mittelalter nach wie vor in allen Bereichen menschlichen Wissens die Autorität schlechthin. Friedrich ist deshalb vorsichtig; im Vorwort schreibt er:

In scribendo etiam Aristotilem, ubi oportuit, secuti sumus. In pluribus enim, sicut experientia didicimus, maxime in naturis quarundam avium, discrepare a veritate videtur. [...] De multis vero, que narrat in libro animalium, dicit quosdam sic dixisse, sed id, quod quidam sic dixerunt, nec ipse forsitan vidit, nec dicentes viderunt, fides enim certa non provenit ex auditu. (Friedrich II. 1947: Bd. 1,1)

Ich übersetze das:

Beim Schreiben sind wir auch Aristoteles gefolgt, wo es angebracht war. In vielem nämlich, wie wir aus Erfahrung gelernt haben, am meisten aber, was die Natur einiger Vögel angeht, scheint er von der Wahrheit abzuweichen. [...] Über vieles aber, was er im Buch über die Tiere erzählt, sagt er, dass das von gewissen Leuten so gesagt würde, aber das, was gewisse Leute so gesagt haben, hat vielleicht weder er selbst gesehen noch diejenigen, die es gesagt haben, denn sicheren Glauben bekommt man nicht vom Hören.



Dieses Buch ist eines der Gründungsbücher moderner Wissenschaft: Der Autor nimmt eine Position ein, die sich nicht mehr auf vergangenes Wissen beruft, sondern neues Wissen schaffen will aus eigener Anschauung, aus eigener Erfahrung. (Links handelt es sich um eine Abbildung aus einem späteren Exemplar – das Original ist leider verloren: http://digi.vatlib.it/view/bav_pal_lat_1071/0020?sid=6d96d6f965837b5fc65cdafa64c02d41; 27.12.2014)

Bei Wikipedia kann man lesen, dass Friedrichs Buch „bis weit in die Neuzeit das Standardwerk über die Beizjagd“ (http://de.wikipedia.org/wiki/De_arte_venandi_cum_avibus; 18.12.2014) blieb. Dabei hat selbstverständlich eine Rolle gespielt, dass Friedrich (als Kaiser) durchaus geeignet war, Aristoteles als Autorität abzulösen. Allerdings war im 13. Jahrhundert auch die Zeit reif dafür. Friedrichs Buch ist wirklich fantastisch, und man kann sich an seinem Mut bis heute ein Beispiel nehmen: Nicht Autoritäten glauben! Nicht dem glauben, was man gehört hat! Nur seinen eigenen Augen und seinem eigenen Verstand! Das läuft auf einen ganz einfachen „wissenschaftlichen“ Imperativ hinaus: Selbst denken!

Der 1. Teil dieser Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten ist insgesamt als Ermutigung zu lesen, dem eigenen Verstand zu vertrauen, aber wohlgerne: während man ihn mit immer mehr Wissen füttert.

Im 2. Teil werden Äußerlichkeiten dargelegt, die man jedoch nicht gering schätzen darf. In diesem Teil stehen all die Regeln, die befolgt werden müssen, damit ein Buch, ein Aufsatz, vor allem und ganz konkret Ihre Seminararbeit ein ernst zu nehmender Beitrag zur Wissenschaft sein kann.

Der Anhang schließlich enthält drei hoffentlich hilfreiche Listen, Kopien (zum Literaturverzeichnis, das im 2. Teil erläutert und erstellt wird) sowie eine „Seminararbeit“, in der auf sehr kompakte Art die Richtlinien dargestellt und erläutert werden, an die Sie sich halten müssen, damit Ihre Arbeit alle formalen Anforderungen erfüllt.

Sie finden in diesem Skript die Regeln, die Sie befolgen müssen, wenn Sie ein Referat halten und eine Seminararbeit schreiben: Vorbereiten, vortragen und schreiben müssen Sie natürlich selbst; hier werden nur die wissenschaftlichen Rahmenbedingungen erläutert.

Die wichtigsten Links aus dieser Einführung finden Sie ebenfalls in E-Class.

Es gibt einige Wiederholungen. Das hat was damit zu tun, dass ich mich immer wieder von verschiedenen Seiten aus mit denselben Dingen befasse. Ich hoffe, nur Wichtiges wiederholt zu haben.

Zum Schluss noch folgende Bitte: Wenn Sie Probleme beim Verständnis des Textes haben, wenn Ihnen irgendwelche Unstimmigkeiten, syntaktische, grammatische, Tipp- oder sonstige Fehler auffallen oder wenn Sie mit den Dokumentvorlagen nicht zurechtkommen, melden Sie sich bitte bei mir: jtheisen@gs.uoa.gr. – Besten Dank und (hoffentlich!) ein bisschen Spaß beim Lesen!

Erster Teil

2 Was ist Wissenschaft?

Die Frage, was Wissenschaft eigentlich ist, begründet eine eigene Wissenschaft, die zum Beispiel danach fragen kann und muss, worin das Gemeinsame von Physik und Philologie, Mathematik und Musik(wissenschaft), Astronomie und Altertumswissenschaften besteht. Außerdem muss diese Wissenschaft selbstverständlich bedenken, dass man heute unter „Wissenschaft“ etwas anderes versteht als noch vor 100 Jahren, vor 1000 Jahren, vor 10.000 Jahren, wenn es damals überhaupt so etwas schon gab.

Was „so etwas“ ist, darum geht es in diesem Kapitel.

Wir sind es gewöhnt, seit vielen (oder noch nicht so vielen) Jahren jeden Morgen aufzustehen. Glücklicherweise gibt es in der Küche genug zu essen und auch sonst geht es uns (natürlich mal mehr, mal weniger) relativ gut, und nachts können wir hoffentlich ruhig schlafen. Wenn tagsüber die Sonne scheint, geht es vielen besser, wenn sie am Meer sind und baden dürfen, oder wenn sie ganz natürlich gereifte Orangen auf einer griechischen Insel essen können – hmm, da fängt für einige das wahre Leben erst richtig an!

Doch das Meiste von dem, was uns normalerweise den Tag versüßt, hat mit Sonne, Meer und Natur nur noch sehr wenig zu tun: Die vier Wände, in denen wir morgens aufwachen; die bequeme Matratze, auf der wir schlafen; die Kleider, die wir von Kopf bis Fuß tragen; Kaffee oder Tee oder Milch, die alle frisch auf den Tisch kommen, ebenso wie Brot, Käse, Wurst, Fleisch und was sonst, auch Gummibärchen aus der Tüte; das Auto oder der Bus, das oder der uns dahin bringt, wohin wir müssen oder wollen; Handy, Smartphone, Tablet, Notebook, PC, eventuell auch noch Bücher, Zeitungen und Zeitschriften; die Uhr, wenn wir sie noch tragen und uns nicht auf das Mobiltelefon verlassen, Radio, Fernseher, Kino (mit Popcorn und sonstigen Snacks) und Internet, die alle für unsere Unterhaltung und Information sorgen – all das gäbe es nicht, jedenfalls nicht zu unserer Zufriedenheit – ohne Wissenschaft.

Wissenschaft ist mehr als nur eine Ansammlung von – möglichst viel – Wissen. Sie sorgt auch nicht nur für immer mehr Wissen, sondern organisiert zunächst einmal dieses Wissen, sie trägt dazu bei, Zusammenhänge und Abhängigkeiten zu verstehen und findet darüber zu immer neuen Fragestellungen. Dabei spielt es keine Rolle, ob dieses Wissen aktuell notwendig ist oder nicht. Viel gelernt zu haben und auch weiterhin viel zu lernen, hat mit Wissenschaft nichts zu tun. Schon kleine Kinder entwickeln erstaunliche Fähigkeiten in ganz bestimmten Wissensbereichen, können zum Beispiel schon mit 4 Jahren alle möglichen Automodelle voneinander unterscheiden oder kennen sich hervorragend in griechischer Mythologie aus. Das macht sie aber noch lange nicht zu Wissenschaftlern. Das hat vor allem zwei Gründe:

1. Kinder fragen nicht weiter, über den Horizont des bisher Gelernten hinaus, sondern sie tun nichts anderes als sammeln und sammeln und sammeln.
2. Kinder sind sich ihres Wissens nicht bewusst und können es deshalb auch nicht in Beziehung setzen zu anderem Wissen. Nur von da aus ist Wissenschaft aber erst möglich. Sie entsteht nicht aus der Isolation von Wissen, sondern aus der Kombination.

Trotzdem können sich Wissenschaftler durchaus Kinder zum Vorbild nehmen, jedenfalls Kinder in dem Alter, in dem sie ihre Eltern wahrscheinlich wahnsinnig machen: Die kleine Dimitra hat laufen gelernt, und es ist nichts mehr vor ihr sicher; der kleine Dimitris lernt gerade, mit Messer und Gabel zu essen, und verkleckert dabei kiloweise Spinat, Nudeln und Tomatensoße auf Tisch und Fußboden. Am nervigsten sind beide jedoch, wenn sie anfangen zu fragen: „Wieso? Weshalb? Warum?“ Die „Sesamstraße“ reimt darauf: „Wer nicht fragt, bleibt dumm.“ und fährt (etwas harmloser) fort:

Tausend tolle Sachen
gibt es überall zu sehn.
Manchmal muss man fragen,
um sie zu verstehn.

(<http://www.magistrix.de/lyrics/sesamstrasse/Wer-Wie-Was-175707.html>; 27.12.2014)

Fragen muss man immer, wenn man etwas wissen will, doch die Fragerei der Kinder ist deshalb so nervig, weil sie so konsequent ist. Sie macht vor nichts halt. Ist man nämlich erst mal auf den Geschmack gekommen, muss es schließlich für *alles* eine Erklärung geben. Dabei gehen Kinder natürlich von einem ganz anderen Vorwissen aus als Erwachsene. Und genau das ist es, was die Eltern verzweifeln lässt. Und genau das ist es auch, was Wissenschaft ausmacht: Niemals aufhören zu fragen!

In Europa wurde den meisten Leuten während vieler Jahrhunderte verboten, bestimmte Fragen zu stellen, denn die Antworten auf die wirklich wichtigen Fragen wurden von der Kirche gegeben, und diese Antworten durften nicht hinterfragt werden, sondern sie mussten geglaubt werden.

„Glauben“ und „Wissen“ sind zwei merkwürdige Partner, deren Beziehung zueinander hier kurz dargelegt werden muss. Dabei scheint es mir lohnenswert zu sein, etymologisch vorzugehen.

„Warum?“ – Ich bitte um ein wenig Geduld; es wird gleich deutlich werden. (Um aber nicht zu viel Geduld beanspruchen zu müssen, verkürze ich selbstverständlich einiges.)

Ich beginne mit dem „Glauben“. Das deutsche Wort hängt historisch sehr eng zusammen mit der „Liebe“; der phonologische Unterschied ist durch den Ablaut zustande gekommen. („Ablaut“ nennt man die wortinterne Flexion, die im Deutschen zum Beispiel die starken Verben von den schwachen unterscheidet: „trinken – trank – getrunken“ gegen „winken – winkte – gewinkt“. Die Stammformen der starken Verben werden über Ablaut gebildet, also über einen Vokalwechsel [das System, das dahinter steht, muss hier nicht interessieren], bei schwachen Verben bleibt der Stamm gleich und die Zeiten und Modi werden durch Präfixe- und Suffixe markiert.)¹ „Glauben“ und „lieben“ setzen eine sehr direkte und unmittelbare Beziehung zwischen Menschen voraus. In einer Beziehung, die als Glauben oder Liebe bezeichnet wird, gibt es zunächst einmal genau zwei Personen: „Ich glaube dir – ich liebe dich“. Warum glaubt man jemandem und warum liebt man jemanden? Weil man ihn oder sie kennt (oder zu kennen meint). – Ich komme später noch einmal darauf zurück.

Diese personale Beziehung prägt auch das englische „believe“, dessen Verhältnis zu „love“ ein ganz ähnliches ist wie zwischen den beiden deutschen Entsprechungen „lieben“ und „glauben“; auch hier unterscheiden sich die Wörter wesentlich durch Ablaut.

Die Grundbedeutung des lateinischen „credere“ ist ‚jemandem vertrauen‘ und wird von da aus im Laufe der Zeit zu ‚jemandem glauben‘; genau dasselbe gilt für das altgriechische „πιστεύω“.

¹ Auch im Griechischen gibt es Ablaut, Beispiel: „λέγω – λόγος“. Im Deutschen wirkte der Ablaut jedoch, wie auch in anderen germanischen Sprachen, systembildend, im Englischen z.B.: „drink – drank – drunk“. – Das „g“ in „glauben“ geht auf ein ursprüngliches Präfix „ge-“ zurück; im Mittelhochdeutschen, um 1200, heißt es noch „gelouben“.

Dem „glauben“ liegt stets eine personale Beziehung zugrunde: Ich vertraue jemandem oder ich liebe jemanden, und deshalb glaube ich ihm auch das, was er mir sagt: Ich halte es für wahr. Zu „πιστεύω“, „credere“, „believe“ und „glauben“ gehört weder nachprüfen noch zweifeln noch misstrauen.

Daraus erwachsen allerdings sehr leicht Herrschaftsstrukturen: Der kleine Felix glaubt seinem Papa alles, weil er ihm vertraut und weil er ihn liebt, bis der Papa darauf besteht, Recht zu haben, weil er schließlich der Vater ist – mit strengem Blick und Ausrufezeichen in der Stimme! In diesem Sinn beharrte zum Beispiel die Kirche, gegen alle naturwissenschaftliche Erkenntnis, darauf, Recht zu haben: Die Erde steht unbeweglich im Mittelpunkt der Welt! und die Sonne und alle Planeten und Sterne drehen sich um die Erde!! so wie die ganze Schöpfung sich um den Menschen dreht!!! „Eppur si muove“, soll Galileo Galilei 1633 (zumindest leise) gesagt haben, nachdem er in Rom, selbstverständlich in einer Kirche (Santa Maria sopra Minerva), dazu verurteilt worden war, in seinen Büchern, seinen Vorlesungen und Seminaren, aber auch in seinem Denken die Erde wieder ins Zentrum des Kosmos zu stellen; auf Deutsch: „Und sie (= die Erde) bewegt sich doch.“

Die Auseinandersetzung zwischen Glauben und Wissen(schaft) ist wahrscheinlich so alt wie die Menschheit. Ein ganz einfaches (aber folgenreiches) Beispiel: Ich lebe vor ein paar tausend Jahren mit ein paar anderen Menschen zusammen, und es hat seit Wochen und Monaten nicht geregnet, die Ernte vertrocknet, wir werden alle sterben müssen! Wir fangen an, unsere Blicke zum Himmel zu erheben (von wo normalerweise der Regen kommt), und dabei sprechen wir auch ein paar Worte, vielleicht: „Wenn es doch regnen würde!“ oder: „Himmel hilf!“ Merkwürdigerweise verdunkelt sich dieser Himmel, plötzlich oder nach ein paar Stunden, es fängt tatsächlich an zu regnen (und in Europa nördlich des Mittelmeers regnet es mit Sicherheit irgendwann): Die Ernte ist gerettet! Niemand muss verhungern!! Wenn da nicht der Himmel gnädig gewesen ist!!! Solche (oder ähnliche) Zufälle dürften es gewesen sein, die überall in menschlichen Gemeinschaften Religionen entstehen ließen. Denn kurz danach kamen ein paar Menschen auf die gar nicht so dumme Idee, dass man damit auch ganz gut Geld verdienen kann, indem man dem mehr oder weniger dummen Volk eine Richtung vorgeben und ein Jenseits versprechen konnte, in dem alles viel besser sein würde. Das waren Schamanen, Druiden, Seher, Priester (und nicht nur in rein männlicher Form). Und selbstverständlich war es noch besser, wenn das Volk auch weiterhin dumm blieb: Was es glauben darf, erfährt es von *mir*; wissen muss es eigentlich nur, dass es ohne *mich* nicht glücklich werden kann.

Diese Geschichte ist sehr hart gezeichnet, doch tatsächlich hatten im Laufe der Geschichte² nur die wenigsten Menschen ungehinderten Zugang zu Bildung. Nur die wenigsten durften lernen, was sie lernen wollten; noch schlimmer: Den wenigsten wurde beigebracht, dass es sich lohnt zu lernen und warum es sich lohnt; dass es sich lohnt, *selbst* zu denken und warum. Die meisten wurden im Namen irgendeines Glaubens oder irgendeiner Ideologie unterdrückt.

Der Friedensnobelpreis des Jahres 2014 wurde zur Hälfte an die siebzehnjährige Pakistani Malala Yousafzai verliehen. Seit ihrem elften Lebensjahr schreibt sie auf einer Blog-Seite für die BBC über den ganz alltäglichen Terror der Taliban in ihrer Heimat, dem Swat-Tal im Norden Pakistans: Mädchen wurden daran gehindert, in die Schule zu gehen, oder Mädchenschulen wurden ganz geschlossen. Weil sie sich nicht einschüchtern ließ, verübten die Taliban am 9. Oktober 2012 einen Mordanschlag auf sie: In ihrem Schulbus wurde ihr in den Kopf geschossen. Nach mehreren Operationen in Pakistan und England und monatelanger Behandlung trat sie am 12. Juli 2013, ihrem 16. Geburtstag, vor der UN auf und sprach über die Notwendigkeit von Bildung; nur zwei Sätze aus ihrer Rede: „Lasst uns unsere Bücher und unsere Stifte ergreifen, sie sind unsere mächtigsten Waffen! [...] Ein Kind, ein Lehrer,

² Vorsicht! Das erste „Geschichte“ in diesem Absatz bedeutet etwas anderes als das zweite. Das erste ist fiktional, das zweite historisch. Das erste ist eher *διήγημα*, das zweite *ιστορία*.

ein Buch und ein Stift können die Welt verändern!" (zit. nach: <http://www.spiegel.de/politik/ausland/taliban-opfer-malala-yousafzai-spricht-vor-der-uno-a-910919.html>; 21.10.2014.)

In Europa haben die Hindernisse, die Hürden, die vor der Bildung errichtet wurden, nur im historischen Sinn etwas mit der Kirche zu tun; insgesamt aber sehr viel mit dem wunderbar kuscheligen Begriff des Glaubens. Es tut einfach gut, jemandem vertrauen, jemandem glauben zu können, oder? Doch schon die lieben Kleinen, wenn sie einmal auf „Wieso? Weshalb? Warum?“ gekommen sind, sind nicht mehr ganz so süß, wie sie mal waren: Entweder sie konfrontieren uns mit den Grenzen unseres eigenen Wissens (ich habe selbst keine Ahnung, warum der Himmel blau, die Blätter der Pflanzen grün und meine Lippen rot sind [doch! weil sie mehr durchblutet sind als meine Finger! – „Waruhum?“ – ? – „Warum ist Blut rot?“ – ???]) oder ich als Erwachsener stelle mich auf den Standpunkt, dass man doch wirklich nicht alles hinterfragen muss. Doch! Muss man! Egal, ob es mir auf die Nerven geht oder nicht!

„Romeo und Julia“ kennen Sie (William Shakespeare 1597 oder William Shakespeare und Leonardo di Caprio 1996). Schon mehr als 400 Jahre vor Shakespeare wurde eine ähnliche Liebesgeschichte auf Französisch erzählt: „Tristan et Iseut“, ein Roman, der aber fast ganz verloren gegangen ist. Nur ein paar Fragmente sind erhalten geblieben. Allerdings gibt es eine deutsche „Übersetzung“ dieser Geschichte, „Tristan und Isolde“, von einem Autor namens Gottfried von Straßburg – Übersetzung in Anführungszeichen, weil man im Jahr 1210 nicht so sehr den Text im Blick hatte, der übersetzt werden sollte, sondern das Publikum, die Hörer oder Leser, *für* die man übersetzte.³ Das bedeutet: Das Original wurde auf die Interessen seines vermutlichen Publikums hin übersetzt. Konkret: Gottfried übersetzte für ein städtisches Publikum in Straßburg, der Stadt, in der er lebte und deren intellektuelle Atmosphäre zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein wenig mit der intellektuellen Atmosphäre in Athen vor 2400 Jahren zu vergleichen ist, als Sokrates seine Mitbürger nervte, Aristophanes sich über Sokrates lustig machte, Platon die Grundlage der europäischen Philosophie schuf und kurz darauf auch Aristoteles (nicht mehr nur in Athen) die Grundlage der europäischen Philosophie schuf – es war ziemlich viel los damals in Griechenland, und es sollte nicht verwundern, dass viele Athener und andere Griechen die Nase voll hatten von dem ganzen Denken und Nachdenken und Überdenken und einfach ihre Ruhe haben wollten. Sokrates ist das am schlechtesten bekommen – siehe unten. Vorerst bleibe ich aber bei Gottfrieds „Tristan“-Roman.

Bevor es zum ersten Kuss zwischen Tristan und Isolde kommt, wird unter anderem Tristans Kindheit und Jugend erzählt: Er ist absoluter Außenseiter der Gesellschaft, ein uneheliches Kind, mit sieben Jahren ins Ausland geschickt, um Fremdsprachen und allerhand anderes zu lernen. Es ist schon damals klar: Wenn man nicht mit dem richtigen Namen, in der richtigen Familie und mit dem passenden Kontostand geboren ist, dann hilft nur noch die eigene Bildung, wenn man es zu etwas bringen will. Aber es ist nicht sehr fröhlich, was Gottfried über das Lernen und die Konsequenzen des Lernens schreibt – ich erspare Ihnen hier die mittelhochdeutschen Verse, sondern fasse kurz zusammen: Wer lernt, verliert seine Freude, seine Unbeschwertheit, weil er, je mehr er weiß, umso mehr dazu verpflichtet ist, alles zu hinterfragen, das heißt: *alles* zu hinterfragen, das heißt: alles zu *hinterfragen*, das heißt: nichts für selbstverständlich zu nehmen, weil nichts einfach so ist, sondern alles einen Grund hat, und diesem Grund muss er auf den Grund gehen: weiterfragen und weiterfragen und weiterfragen – das ist genau das, was die Kinder so nervig macht, wenn

³ Ich komme gleich auf diesen wichtigen Unterschied zwischen Publikum und Text, zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation zurück.

sie „Wieso?“, „Weshalb?“ und „Warum?“ und „Warum?“ und „Warum?“ fragen und kein Ende finden damit.

Etwas wissen wollen, Zusammenhänge verstehen wollen, oder besser: Etwas wissen *müssen*, Zusammenhänge verstehen *müssen*, um sich in seiner Welt zurechtzufinden, ist im Alter von 4 oder 5 Jahren ganz selbstverständlich. Warum eigentlich nicht auch später? Dass dieses Wissenwollen in der Schule und an der Universität nicht mehr ernst genommen wird, das heißt: die nächsten ungefähr 15 Jahre, ist meiner Meinung nach schlimm und verantwortungslos. An Schule und Universität sollte man nicht Wissen anhäufen, das man ja doch wieder vergisst, wenn die Prüfung bestanden ist. Stattdessen sollte man wieder lernen, Fragen zu stellen, wie man sie auch schon als Kind gestellt hat. Damals haben wir ja auch keine Rücksicht genommen auf unsere Eltern; warum soll man denn Lehrer in der Schule und Professoren an der Uni mit seinen Fragen verschonen? Die LehrerInnen sind für die SchülerInnen da, die DozentInnen für die StudentInnen – siehe unten.

Die Fragen sollten jedenfalls nie ein Ende haben, es sei denn: im Urknall.

Vielleicht habe ich in diesem letzten Satz ein bisschen übertrieben, doch ist der „Big-Bang“ tatsächlich die äußerste Grenze unseres Wissens. Vor dieser Grenze lohnt es sich jedoch, danach zu fragen, was es mit „Wissen“ auf sich hat.

Ich beginne wieder etymologisch und fange diesmal mit dem Altgriechischen an, auch wenn sich das für Sie komisch anhören muss, wenn ich griechische Wörter deutsch erkläre. Ich folge hier dem „Handwörterbuch der griechischen Sprache“ von Wilhelm Pape, und zwar der dritten Auflage von 1880 (<http://www.zeno.org/Pape-1880>). Die Grundbedeutung des altgriechischen Wortes „ἰστορέω“ widerspricht in jeder Hinsicht der Grundbedeutung von „πιστεύω“; hier nur die wichtigsten Aspekte:

durch eigene Anschauung oder Nachfrage erfahren, durch die Sinne wahrnehmen, erforschen, in Erfahrung bringen; ... wissen, ... fragen, ... das Land besehen, bereisen u. erforschen, ... als Kundiger, Wohlunterrichteter ein Zeugniß für eine Sache ablegen, daß sie sich so verhalte.

Was auffällt: Es geht im Gegensatz zu „πιστεύω“ nicht um Vertrauen, um eine kommunikative Beziehung zu jemandem, dem man alles glaubt, was er sagt, sondern es geht um die *eigene* Anschauung, und die Nachfrage darf man sich genauso vorstellen, wie Kinder nachfragen: ohne locker zu lassen. „durch die Sinne wahrnehmen, erforschen“ deutet schon darauf hin, dass man sich nicht (mehr) darauf verlässt, was andere sagen oder einem glauben machen wollen, sondern dass man selbst sehen will, mit eigenen Augen. Der Slogan schon hier: „Ich *glaube* es nicht, solange ich es nicht selbst *gesehen* habe.“ Von daher ist auch das deutsche „wissen“ entstanden, das auf eine indoeuropäische Wurzel **uid-*⁴ zurückgeht mit der Bedeutung ‚sehen‘. Im Griechischen wird daraus „εἶδω“ (ursprünglich mit Digamma: „φεἶδω“): ‚sehen‘ (in der Gegenwartsform) und ‚wissen‘ (in der Vergangenheitsform („οἶδα“)); was ich (mit eigenen Augen) gesehen habe, weiß ich. Dasselbe gilt für das lateinische „video“: erst ‚sehen‘, dann auch ‚wissen‘.

Zu dem Verb „ἰστορέω“ gehört das Substantiv „ἱστορία“, das heute ‚Geschichte‘ bedeutet, zunächst aber „das Erforschen, besonders durch Anschauung u. Betrachten, die Erkundigung, Untersuchung“.

⁴ Das Griechische gehört ebenso wie das Deutsche zur den indoeuropäischen oder indogermanischen Sprachen, so genannt, weil sie zwischen Indien im Osten und Europa (oder „Germanien“) im Westen gesprochen werden. Das Proto-Indoeuropäische wurde bis vor ca. 5500 oder 5000 Jahren gesprochen; es gibt keine schriftliche Überlieferung. Die Wortformen können nur aus späteren Sprachen erschlossen werden. Das kennzeichnet man mit einem Sternchen vor der Wortform.

Herodot (ca. 490-424) gilt seit Cicero als „pater historiae“, was üblicherweise mit „Vater der Geschichtsschreibung“ übersetzt wird. „pater historiae“ ist er aber, weil er aus seinen Beobachtungen und Erfahrungen, aus den Antworten auf seine Fragen, die er in aller Herren Länder stellte, ιστορίας, Geschichten, gemacht hat, die er auf griechischen Marktplätzen zwischen Sizilien und Attika allen erzählte, die der offenbar stattliche Eintrittspreis nicht abschreckte. Weil sich schon damals Länder über ihre Vergangenheit definierten, erzählte er vorwiegend von dieser Vergangenheit – so kam „ιστορία“ zu seiner heutigen Bedeutung. Voraussetzung dafür war, ich wiederhole mich gern, das Fragen, besser: das Nachfragen und Nach- und Nach- und Nach- ... -fragen.

Erst Thukydides (ca. 454-399) hat jedoch in seiner „Geschichte des Peloponnesischen Krieges“ („ιστορία του Πελοποννησιακού Πολέμου“) aus dieser Beharrlichkeit ein wissenschaftliches Prinzip gemacht. Er wendet sich unüberhörbar gegen Herodot:

τὰ δ' ἔργα τῶν πραχθέντων ἐν τῷ πολέμῳ οὐκ ἐκ τοῦ παρατυχόντος πυνθανόμενος ἤξιωσα γράφειν, οὐδ' ὡς ἐμοὶ ἐδόκει, ἀλλ' οἷς τε αὐτὸς παρῆν καὶ παρὰ τῶν ἄλλων ὅσον δυνατόν ἀκριβεῖα περὶ ἐκάστου ἐπεξελεθῶν. ἐπιπόνως δὲ ἠύρισκετο, διότι οἱ παρόντες τοῖς ἔργοις ἐκάστοις οὐ ταῦτα περὶ τῶν αὐτῶν ἔλεγον, ἀλλ' ὡς ἐκατέρων τις εὐνοίας ἢ μνήμης ἔχοι. καὶ ἐς μὲν ἀκρόασιν ἴσως τὸ μὴ μυθῶδες αὐτῶν ἀτερπέστερον φανεῖται: ὅσοι δὲ βουλήσονται τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὔθις κατὰ τὸ ἀνθρώπινον τοιούτων καὶ παραπλησίων ἔσεσθαι, ὠφέλιμα κρίνειν αὐτὰ ἀρκούντως ἔξει. κτῆμά τε ἐς αἰεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν ζύγκειται. (A' 22) (Θουκυδίδης [Online1])

In der Übersetzung von Eleftherios Venizelos:

Τα γεγονότα, ἐξ ἄλλου, τοῦ πολέμου ἐκρίνα καθήκον μου να γράψω, ὄχι λαμβάνων τας πληροφορίας μου ἀπὸ τον πρῶτον τυχόντα, οὔτε ὅπως τα εφантаζόμην, ἀλλ' ἀφού υπέβαλα εἰς ἀκριβέστατον ἔλεγχον καὶ ἐκεῖνα των οποίων υπήρξα αὐτόπτης μάρτυς καὶ ὅσα ἐμαθα ἀπὸ ἄλλους. Ἀλλ' ἡ εξακριβώσις των ἴτω ἔργων δύσκολον, διότι οἱ αὐτόπται μάρτυρες των διαφόρων γεγονότων δεν ἐξέθεταν τα ἴδια πράγματα κατὰ τον ἴδιον τρόπον, ἀλλ' ἐκάστος ἀναλόγως της μνήμης του ἢ της εὐνοίας, την οποίαν εἶχε προς τον ἕνα ἢ τον ἄλλον ἀντίπαλον. Ο ἀποκλεισμός του μυθῶδους ἀπὸ την ιστορίαν μου ἴσως την καταστήσῃ ολιγώτερον τερπνὴν ὡς ἀκρόαμα, θα μου εἶναι ὅμως ἀρκετόν, εἴαν το ἔργον μου κρίνουν ὠφέλιμον ὅσοι θελήσουν να ἔχουν ἀκριβὴ ἀντίληψιν των γεγονότων, ὅσα ἔχουν ἤδη λάβει χώραν, καὶ ἐκεῖνων τα οποία κατὰ την ἀνθρωπίνην φύσιν μέλλουν να συμβοῦν περίπου ὅμοια. Διότι την ιστορίαν μου ἔγραψα ὡς θησαυρόν παντοτεινόν καὶ ὄχι ὡς ἔργον προωρισμένον να υποβληθῇ εἰς διαγωνισμόν καὶ ν' ἀναγνωσθῇ εἰς ἐπήκοον των πολλῶν, διὰ να λησμονηθῇ μετ' ολίγον. (Θουκυδίδης [Online2])

Und auf Deutsch:

Die Taten freilich, die in diesem Krieg vollbracht wurden, glaubte ich nicht nach dem Bericht des ersten Besten aufschreiben zu dürfen, auch nicht nach meinem Dafürhalten, sondern ich habe Selbsterlebtes und von anderer Seite Berichtetes mit größtmöglicher Genauigkeit in jedem einzelnen Falle erforscht. Schwierig war die Auffindung der Wahrheit, weil die jeweiligen Augenzeugen nicht dasselbe über dasselbe berichteten, sondern je nach Gunst oder Gedächtnis. Zum bloßen Anhören wird vielleicht durch das Fehlen des erzählerischen Elements meine Darstellung weniger erfreulich scheinen. Wer aber klare Erkenntnis des Vergangenen erstrebt und damit auch des Künftigen, das wieder einmal nach der menschlichen Natur so oder ähnlich eintreten wird, der wird mein Werk für nützlich halten, und das soll mir genügen. Als ein Besitz für immer, nicht als Glanzstück für einmaliges Hören ist es aufgeschrieben. (Thukydides 2009: 23-24)

Herodot hatte zweifellos größeren finanziellen Erfolg als Thukydides: Unterhaltung war auch damals lohnender als Unterweisung, Erholung lohnender als Erziehung, die Gestaltung von Freizeit brachte mehr Geld als die Gestaltung von Freiheit. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert.

Herodots größerer Erfolg hatte aber auch etwas mit dem Medium zu tun; Thukydides hat das sehr klar erkannt. Herodots Geschichten funktionierten mündlich, die *Geschichtsschreibung* des Thukydides ist von Anfang an als „Besitz für immer“ gedacht, und das geht in seiner Perspektive nur schriftlich. Herodot schreibt seine ιστορίας für Hörer, Thukydides schreibt um der Sache willen.

Dieser Unterschied hat fundamentale Konsequenzen:

- Herodot sieht an der Reaktion seiner Zuhörer, ob er es gut gemacht hat oder nicht; Thukydides weiß nicht einmal, wer sein Buch liest.
- Die Zuhörer Herodots können nachfragen, wenn sie etwas nicht verstanden haben oder mehr wissen wollen; für die Leser des „Peloponnesischen Kriegs“ ist dessen Autor grundsätzlich unerreichbar.
- Herodot darf sich deshalb in seiner Darstellung, auch in seiner Sprache und seinen Formulierungen eine Menge Freiheiten nehmen, da er ja während des Vortrags alles korrigieren kann; Thukydides muss sich auf seine Darstellung, seine Sprache und jede einzelne seiner Formulierungen konzentrieren, da er keine Chance hat, ihnen hinterherzurennen und nachträglich irgendwelche Missverständnisse klarzustellen.

Weder Herodots Geschichten sind für den Hörer noch ist die Geschichte des Thukydides für den Leser nachprüfbar. Bei Thukydides liegt das allerdings daran, dass er noch ganz am Anfang einer schriftlichen Kultur steht, Schriftlichkeit setzt sich in Griechenland gerade erst durch. Die von ihm befragten Zeugen sind gestorben, und damit ist ihr Zeugnis für immer verloren. Thukydides weiß aber, dass er, wenn er mit seiner Strategie Erfolg haben will, vertrauenswürdig sein muss, seine Leser müssen ihm glauben können – zu diesem Zusammenhang zwischen Vertrauen und Glauben siehe oben. Doch anders als im Mündlichen kann er sich nicht darauf verlassen, mit seinem netten und freundlichen Gesicht Eindruck bei seinen Hörern zu machen. Gerade deshalb schreibt er ja in seiner Einleitung die oben zitierten Sätze: Als Leser soll ich mir sicher sein können, dass er als Autor sein Bestes getan hat, um die Wahrheit herauszufinden.

Im nächsten Kapitel komme ich darauf zurück, wie wichtig die Nachprüfbarkeit in der Wissenschaft ist. Vorerst versuche ich noch ein paar Antworten auf die Ausgangsfrage dieses Kapitels, was Wissenschaft ist.

Lange nach Herodot und Thukydides, in der Spätantike, nach Christi Geburt, hatten sich die – lateinisch – sogenannten „septem artes liberales“ etabliert, die „sieben freien Künste“. Beide Begriffe, „frei“ und „Kunst“, erstaunen in unserem Zusammenhang wahrscheinlich. „Warum heißen sie frei?“ Es gibt eine eher traditionelle und eine eher utopische Antwort; die traditionelle: Nur wer frei (geboren) ist, das heißt: kein Sklave war, durfte sie lernen und studieren – selbstverständlich: Wissen in den Köpfen von Sklaven und Unterdrückten ist immer gefährlich für die Herrschenden. Die utopische: nicht Geld oder Geburt, sondern nur Wissen macht wirklich frei.

Die nächste gute Frage: „Warum hießen die Wissenschaften ‚Künste‘?“ „artes“ ist der Plural von lateinisch „ars“, was die Übersetzung des griechischen „τέχνη“ ist. „τέχνη“ setzt schon Aristoteles scharf von „ἐπιστήμη“ ab: „τέχνη“ ist Praxis, „ἐπιστήμη“ ist Theorie. Tatsächlich wird im Germanischen aus dem ersten Wort „Technik“ (deutsch) oder „technique“ (englisch), also etwas Praktisches. Auch das lateinische „ars“ lebt im Germanischen weiter: Englisch „artist“ ist der Künstler, deutsch „Artist“ (mit Betonung auf dem i) hingegen ist derjenige, der im Zirkus auftritt und z.B. in schwindelnder Höhe über ein Seil laufen kann. Der englische „artist“ ist auf Deutsch der „Künstler“, und „Kunst“ kommt bekanntlich (und das ist kein Witz!) von „können“: Wer etwas besonders gut kann, ist ein Künstler. Erst vor gut 200 Jahren ist aus diesem Künstler ein besonderes Wesen geworden, unter dem Eindruck des Geniekults. Der Techniker hat seither seine Stelle eingenommen: Der Techniker hat gelernt, aus den Erkenntnissen der Naturwissenschaften etwas Sinnvolles zu machen; etwas Praktisches – damit bin ich wieder bei dem oben kurz referierten Tagesablauf mit Wänden, Matratze usw. bis zu Smartphone und Internet.

Erstaunlicherweise gab es eine solche Arbeitsteilung schon einmal, nämlich im Hellenismus vor gut 2000 Jahren. Der italienische Mathematiker und Wissenschaftshistoriker Lucio Russo hat in seinem Buch „La rivoluzione dimenticata“⁵ sehr detailliert dargestellt, welche Erfindungen und technischen Möglichkeiten es schon in den Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt gab: auf den Gebieten der Optik, Mechanik, Hydrostatik, Pneumatik, des Maschinenbaus, der Messinstrumente, der Schifffahrt, der Chemie usw. Das meiste davon ist verloren gegangen und musste Jahrhunderte später in mühseliger Forschung neu er- oder gefunden werden. „Warum?“ Im Wesentlichen gab es zwei Gründe, die beide etwas mit Unfreiheit zu tun haben:

1. Die Römer blickten jahrhundertlang neidisch nach Griechenland, vor allem nach Athen, und wer es sich leisten konnte, schickte seine Söhne dorthin, damit sie Philosophie und Kultur lernten. Die römische Oberschicht, die sich gebildet vorkam und auch so auftreten wollte, sprach untereinander selbstverständlich griechisch. Ansonsten kümmerte man sich aber mehr um die Aufrechterhaltung der eigenen Herrschaft, und das heißt um die Ausdehnung des „imperium romanum“. Dabei spielten Sklaven und Söldner eine herausragende Rolle. Warum soll ich mich aber um technischen Fortschritt kümmern und Geld dafür und für Forschung ausgeben, wenn ich genügend Sklaven habe, die für mich arbeiten? In Rom gab es eine sehr effiziente Kosten-Nutzen-Rechnung. Wer aber nur auf den Nutzen sieht, kann mit Wissenschaft nichts anfangen.
2. Auch die christliche Kirche war im Westen wie im Osten der Meinung, dass all dieses Wissen und seine Umsetzung überflüssig waren, allerdings aus einem ganz anderen Grund: Es war weltliches Wissen und nicht dazu geeignet, einem den Weg in den Himmel zu ebnet. Und das war für die Kirche das Entscheidende. Es dauerte lange, bis man wieder entdeckte (um es mit einem Graffito zu sagen): „Es gibt ein Leben vor dem Tod.“

„Woher wissen wir aber trotzdem etwas über die Wissenschaft und die Technik der Antike?“ Weil es (was heute wahrscheinlich viele erstaunlich finden) im Islam schon sehr früh völlig vorurteilslose Wissenschaftler gab, die Aristoteles und seine technisch orientierten Nachfolger lasen und abschrieben und damit über Jahrhunderte weitergaben, irgendwann auch (wieder) nach Europa. Dort lernte man beispielsweise Platon und Aristoteles erst mal in lateinischen Übersetzungen arabischer Übersetzungen kennen. Ohne zu übertreiben kann man sagen: Das christliche Europa verdankt sich zur Hälfte dem Islam, seine wichtigsten Anregungen, theologisch, philosophisch und wissenschaftlich, kamen aus dem Osten und Süden, aus (nicht nur Klein-)Asien und aus Afrika.

Damit blende ich noch einmal um ein paar Jahrhunderte zurück. Am Anfang der europäischen Philosophie stehen die kleinasiatischen, ionischen Naturphilosophen, als deren erster schon in der Antike Thales von Milet (ca. 642-547⁶) angenommen wurde. Herodot erzählt, Thales habe die Sonnenfinsternis des Jahres 585 korrekt vorhergesagt. Später wurde daraus die Legende, er habe sogar korrekt den Nachmittag des 28. Mai 585 als Zeitpunkt der Sonnenfinsternis vorhergesagt. Und diese Vorhersage wurde dann auch als Geburtsstunde abendländischer Wissenschaft und Philosophie angenommen.

Worin besteht der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Philosophie? Er ergibt sich aus dem Namen der Philosophie, die bekanntlich die Liebe zur Weisheit ist; doch ist „Weisheit“, „σοφία“, (wiederum nach Papes „Wörterbuch“) ursprünglich

⁵ „Die vergessene Revolution oder die Wiedergeburt des antiken Wissens“; ital. 1996, erweiterte engl. Ausgabe 2004, dt. nach dem Engl. 2005.

⁶ Alle Jahreszahlen hier meinen selbstverständlich die Zeit v.Chr.

Wissen, Verstehen; zuerst von körperlicher, mechanischer Fertigkeit in Handwerken und Künsten, [...] Geschicklichkeit im Saiten- u. Flötenspiel u. in der Tonkunst überhaupt [...] eben so von der Dichtkunst, [...] welche in ältester Zeit auch der Hauptträger des Wissens war; [...] mit der Sangeskunde hing auch die Kunst zusammen, die Einwirkung verderblicher Zauberkräfte abzuwehren und böse Geister zu bannen, [...] bei Pindar nimmt das Wort aber schon die allgemeine Bedeutung der Kunst und Wissenschaft im höheren Sinne an, [...] Erfahrung u. Gewandtheit in den Geschäften des öffentlichen und häuslichen Lebens, gesunder Menschenverstand, der sich im richtigen praktischen Urtheil ausspricht, wie bei den sogenannten sieben Weisen; auch Schlaueit, List, [...] – Dann aber Kenntniß in den höheren Wissenschaften, Gelehrsamkeit, und zuletzt auch Weisheit in unserm Sinne, welche durch die Philosophen auf verschiedene Art bestimmt wird.

Oder mit dem „Λεξικό της κοινής νεοελληνικής“ kurz und bündig:

αρχ. σοφία (αρχική σημ.: ἰκανότητα)⁷

Thales von Milet war der Meinung, dass der Ursprung allen Seins im Wasser liegt, aus gutem Grund: Sein Milet lag an der kleinasiatischen Küste auf einer Landzunge mit vier Buchten, die alle als Häfen taugten. Jedes Handelsschiff war willkommen! Milet war aufgrund dieser Lage eine reiche Stadt. Außerdem schwemmte das Wasser des Mäandros unaufhörlich Erde ins Meer. Die Verschiebung der Grenze von Land und Wasser war jährlich zu beobachten; heute liegt Milet 10 km von der Küste entfernt. Nimmt man eine kontinuierliche Verschiebung der Küste innerhalb der letzten 2600 Jahre an, sind das knapp 5 cm pro Jahr: Thales wird während seines Lebens ungefähr vier Meter Küstenverschiebung beobachtet haben. Die Vorstellung, dass die abendländische Philosophie und Wissenschaft einerseits in der genauen Reflexion der unmittelbaren, geographischen, gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Umwelt und andererseits des Himmels ihren Ursprung hat, gefällt mir persönlich sehr gut. Philosophie und Wissenschaft sind keineswegs weltfremd, aber sie öffnen doch Ausblicke, die jenseits unseres aktuellen Horizonts liegen.

Ein etwas jüngerer Kollege des Thales, Heraklit von Ephesos (ca. 520-460), also fast aus der Nachbarschaft, ist – nach dem Zeugnis Platons – beim Wasser geblieben, doch kommt es ihm auf einen ganz anderen Aspekt an: „πάντα ῥεῖ – alles fließt“. Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen, weil sein Wasser ja fließt und er damit immer ein anderer ist. Ihn so und so immer gleich *nennen* zu können (z.B. „Mäandros“), hat mit dem Fluss selbst gar nichts zu tun.

Der möglicherweise ungefähr gleichaltrige und ungefähr gleich alt gewordene Parmenides von Elea in Süditalien (ca. 520?-460) war da ganz anderer Meinung: Für ihn konnte nur Seiendes sein. Der Kernsatz seiner Philosophie ist ganz einfach: „die Wahrheit liegt in der Erkenntnis, daß *nur das Seiende ist* und *das Nichtseiende nicht ist*“ (Vorländer 1976: 33; Hervorhebung im Text) Deshalb kann es auch kein Werden geben, denn dieses Werden müsste ja sein, was aber nicht möglich ist, denn wenn es wäre, könne es ja kein Werden sein; und daher kann es auch nicht Sein werden.

In diesem Gegensatz zwischen Sein und Werden, zwischen ein für allemal Feststehendem und ständigem Werden (= stetem Entstehen und Vergehen) war das Denken erst mal festgefahren. Wie ging es weiter? Erst mal wurde entdeckt, wieviel Spaß dieses Denken machen kann, vorurteilsloses Denken, ohne die Frage stellen zu müssen, wohin dieses Denken führt, welches Ziel und welchen praktischen Nutzen es hat. Das ist eine ungeheure Entdeckung gewesen und sie wirkt bis heute nach. „Grundlagenforschung“ heißt das heute, völlig zweckfrei, aber allein das Denken lohnt sich. Weder Thales noch Parmenides sind bis heute vergessen, auch wenn wir mit der Konkretheit ihres Denkens nicht mehr allzu viel anfangen können.

Ein Meister dieses Denkens an der Grenze zum (noch-)Nicht-Denkbar, hinter der niemand wusste und weiß, was einen erwartet, war Zenon von Elea (ca. 490-430), vermutlich ein Schüler

⁷ http://www.greek-language.gr/greekLang/modern_greek/tools/lexica/triantafyllides/index.html (27.12.2014).

All die bisher genannten (und zahlreiche andere ungenannte) Philosophen werden heute zusammengefasst als „Vorsokratiker“. Sie waren „Naturphilosophen“, die danach fragten, wie die Natur, die Welt, in der sie lebten, entstanden war und worin ihr innerstes Wesen besteht, oder, wie Goethes „Faust“ sagt: „was die Welt / Im Innersten zusammenhält.“

Mit Sokrates (469-399) wandeln sich dann Fragestellung und Thema der Philosophie grundlegend: Ihn interessieren nicht Kosmos und Vergangenheit, sondern Menschen und Gegenwart, und das ganz konkret. Die zentrale Frage der Philosophie ist für ihn: Was ist der Sinn und das Ziel unseres Lebens? Genauer: Was ist der Sinn und das Ziel *meines* Lebens? Und was ist der Sinn und das Ziel *deines* Lebens? Philosophie ist für Sokrates in programmatischer Weise dialogisch. Dazu passt, dass er keine Antworten gibt, sondern Fragen stellt. Seine feste Überzeugung lautet: Denken kann jeder, er muss es nur wollen.

Davon versucht Sokrates seine Athener Mitbürger zu überzeugen.

Deshalb wird er zum Tod verurteilt, aber nicht etwa von einem Tyrannen, sondern ganz demokratisch. Man sollte sich keinen Illusionen hingeben: Auch eine Demokratie hat ihre Probleme damit, dass alle denken (können und es auch tun), und zwar nicht nur mitdenken, sondern nachdenken und eventuell sogar vordenken: Politiker sind, wie man weiß, nicht immer die Klügsten und in der Regel sind sie keine Philosophen, hier noch einmal: ‚Freunde der Weisheit‘.

Sokrates hatte auch in der Athener Oberschicht zahlreiche Schüler, der bekannteste, der uns auch am gründlichsten mit ihm bekannt gemacht hat, war Platon (ca. 428-348). Beim Tod seines Lehrers war er Ende 20. Die nächsten 50 Jahre brachte er damit zu, über all das nachzudenken und zu schreiben, was Sokrates ihm möglicherweise vorgegeben hatte und was er selbst dann dem europäischen Denken der kommenden 2000 Jahre vorgab.

Platon war clever: Sokrates genoss einen gewissen Ruf – nicht nur in Athen; das Orakel von Delphi soll ihn den weisesten Menschen überhaupt genannt haben. Er war ein berühmter Mann, immerhin auch der erste Märtyrer der Philosophie, und Platon machte sich diese Berühmtheit zunutze, indem er das Meiste, was er zu sagen hatte, in den Mund seines Lehrers legte. Er schaffte es auch, die – bis heute – am längsten bestehende europäische Universität zu gründen: Seine „Akademie“ gab es vermutlich seit 387 v. Chr. und wurde erst geschlossen von Kaiser Justinian I. im Jahr 529 n. Chr., das sind immerhin knapp 920 Jahre – die erste einigermaßen moderne Universität wurde vor gut 820 Jahren in Paris gegründet. (Vorläufer, z.B. als Schule für Medizin im süditalienischen Salerno, gab es allerdings schon 100 Jahre früher, womit man dann auch auf die 920 Jahre der Platonischen Akademie käme.)

Was heißt eigentlich „Universität“? Das deutsche Fremdwort geht auf das lateinische „universitas“ zurück, das die Gesamtheit all derer meint, die an etwas beteiligt sind. Was bedeutet das? Man muss sich das gründlich durch den Kopf gehen lassen: Zur Universität gehören Studierende und Unterrichtende. Ich nenne bewusst die Studierenden an erster Stelle, da es ohne sie keine Universität geben kann. Die Universität ist keine Vereinigung von ProfessorInnen, an der auch StudentInnen teilnehmen dürfen, sondern im Gegenteil: Die Universität ist eine *Gemeinschaft* von *gemeinsam* Lernenden. Um es anders zu formulieren: Die DozentInnen sollten selbstverständlich mehr wissen als die Studierenden, sonst würden sie ja nicht da vorne stehen. Doch die DozentInnen sind auf die Fragestellungen und die Fragen der Studierenden angewiesen. Es sind, noch einmal, die Fragen, die Wissenschaft ausmachen. Das ist nicht nur sehr lästig und nervend, und zwar für alle Beteiligten, sondern kann auch tödlich sein: Sokrates ist dafür gestorben. Doch wenn

man es ernst nimmt, wirft tatsächlich jede Antwort – hoffentlich! – mindestens zwei neue Fragen auf.

Genau das ist Philosophie, genau das ist Wissenschaft. Und das sind damit auch in diesem Sinn Literaturwissenschaft und Linguistik. Deshalb gibt es auch in ihnen keine endgültigen Antworten, und deshalb kommt Wissenschaft auch nie an ein Ende.⁸

Auch Platon hatte Schüler und zwar eine ganze Menge; den bekanntesten konnte er jedoch nicht in Athen und schon gar nicht an seiner Akademie halten: Aristoteles (384-322) zog es vor, Erzieher des makedonischen Königssohns Alexander zu werden. Zwischen den beiden bestanden ganz erhebliche methodische Differenzen. Während Platons Denken oben anfang und auch oben sein Ziel fand, ging Aristoteles von unten aus. Das bedeutet Folgendes: Für Platon sind Ideen, also etwas sehr Abstraktes, das Wichtigste, Aristoteles hielt die einzelnen Dinge für das Wichtigste, und zwar jedes einzelne, etwas sehr Konkretes also. Ein paar Beispiele:

Für Platon war etwas deshalb ein Stuhl, weil es Anteil hatte an etwas, das man „Stuhlsein“ nennen kann. Für Platon war etwas ein Mensch, weil es Anteil hatte am „Menschsein“. Für Platon war etwas gut, weil es Anteil hatte am „Gutsein“. Was für Platon wirklich wichtig war und *wirklich* war, war dieses „X-sein“, etwas Allgemeines; alles andere ist viel zu konkret und als Einzelding oder Einzelmensch eigentlich unwichtig. Es lohnt sich auch nicht, sich damit zu beschäftigen.

Aristoteles dreht dieses Denken radikal um: Für ihn ist nicht jemand ein Mensch, weil er an etwas Abstraktem, dem Menschsein, Anteil hat, sondern umgekehrt: Was Menschsein in Wahrheit ist, erfährt man nur, indem man diesen und diesen und diesen und diesen und ... Menschen betrachtet und untersucht. –

Hups?! Man muss nur kurz über diesen Satz nachdenken, um festzustellen, dass sich in ihn ein gravierender Denkfehler eingeschlichen hat. Allerdings ist dieser Fehler nicht Aristoteles anzulasten, sondern allein mir. Ich korrigiere mich also. Die Devise des Aristoteles lautet nämlich, und darin ist er sehr konsequent: Untersuche grundsätzlich *alles*! Denn nur durch Vergleich des einen mit dem anderen kommt man auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede und dringt damit zum Wesen der Dinge durch.

Was unterscheidet (nach Aristoteles) den Menschen von allen anderen Tieren? Der Mensch ist ein „ζῷον πολιτικόν“.

Aristoteles wird dadurch, dass er Interesse an den Einzelheiten hat, und möglichst viele Einzelheiten sammelt, fast schon zum Naturwissenschaftler im modernen Sinn. Selbstverständlich bewegen sich seine Untersuchungen und Gedanken noch in einem ziemlich engen Horizont, von heute aus beurteilt, aber ein ganz wichtiger und folgenreicher Anfang war von ihm gemacht, allein dadurch, dass er alles wissen wollte, auch Kleinigkeiten, weil Kleinigkeiten mitunter ganz erhebliche Konsequenzen haben können – heute kann man das „Schmetterlingseffekt“ nennen.

Das Faszinierende dieses Anfangs dürfte Aristoteles übrigens bei seinem Lehrer Platon gelernt haben, der in seinem Dialog „Theaitetos“ Sokrates sagen lässt:

μάλα γὰρ φιλοσόφου τοῦτο τὸ πάθος, τὸ θαυμάζειν: οὐ γὰρ ἄλλη ἀρχὴ φιλοσοφίας ἢ αὕτη (Πλάτων [online])

Denn dies ist der Zustand eines gar sehr die Weisheit liebenden Mannes, das Erstaunen; ja es gibt keinen andern Anfang der Philosophie als diesen. (Platon 1976: Bd. 4, 120)

⁸ Selbstverständlich gibt es Grundlagen unseres Wissens, die sich nicht ändern, z.B: Zwei mal zwei ist vier. Das war es immer, und das wird es auch immer bleiben. Doch gehören solche Rechenoperationen eigentlich nicht zur Wissenschaft; sie sind, wie gesagt, Grundlagen unseres Wissens.

Das Staunen als Beginn der Philosophie – und damit komme ich zum letzten Mal auf die „Wieso? Weshalb? Warum?“-Kinder zurück – ist auch der Beginn alles Wissens und aller Erkenntnis. Und dieser Beginn hat meines Erachtens nichts von seiner Faszination verloren.

In der Schule und teilweise auch an der Universität läuft unter dieser Perspektive freilich einiges schief. SchülerInnen und StudentInnen werden nicht dazu ermuntert, sich überraschen zu lassen, und man lässt ihnen keine Zeit zu staunen, sondern sie werden mit Fakten versorgt, die in der Prüfung abgefragt werden. Andererseits denken viele SchülerInnen und StudentInnen auch nicht weiter als bis zur nächsten Prüfung, und wenn die erfolgreich abgelegt ist, kann man ja ruhig alles wieder vergessen, oder? Nein!!! Natürlich nicht!

Das eine erhellt das andere. Nur, wenn man die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts versteht, versteht man auch die des 20. Jahrhunderts und dann auch die des 21. Jahrhunderts. Und nur wenn man weiß, was Morphologie ist, versteht man auch Lexikologie und Syntax und ohne Syntax gibt es keine Morphologie und Lexikologie, usw.

Wissenschaft schafft Wissen – oder um dasselbe ernsthafter zu formulieren: Wissenschaft begründet ein Netzwerk, in dem alles seinen genauen Platz hat, auch Sie als StudentInnen der Universität Athen. Wissenschaft ist nichts ein für allemal Feststehendes, sondern sie wird, jeden Tag und immer wieder, doch werden kann sie nur, wenn es StudentInnen gibt, die ihren DozentInnen Fragen stellen und sich auch nicht scheuen, ihnen zu widersprechen, wenn sie passende Argumente haben.

Kein Studienplan ist perfekt, aber was man lernt, hängt zu einem großen Teil auch davon ab, was man selbst lernen will. Und das liegt selbstverständlich nur an einem selbst.

Wir sind der Position des Aristoteles schon bei Gottfried von Straßburg begegnet, der sie möglicherweise tatsächlich bei Aristoteles kennengelernt hat: Wer die Weisheit liebt, kann nicht anders, als den Dingen auf den Grund zu gehen, er darf sich mit keinem Wissen und keiner Erkenntnis vorschnell zufrieden geben. Er nutzt selbstverständlich das Wissen, das er vorfindet, das andere erschlossen und entdeckt haben und das sie in Büchern oder im Internet anderen zur Verfügung stellen. Aber er lässt nicht andere für sich denken und gibt sich nicht mit ungeprüften Kopien zufrieden.

Selbst denken ist einerseits leicht und andererseits verdammt schwer. Leicht: Solange man einfach so vor sich hinräumt oder an den letzten Urlaub oder den bevorstehenden Geburtstag denkt. Schwer: Im Rahmen einer Wissenschaft, basierend auf Fakten, verantwortet und zwar so, dass auch andere etwas damit anfangen können.

Was das bedeutet, darum geht es (u.a.) im nächsten Kapitel.

3 Notwendig und verboten

οὗτος μὲν πανάριστος, ὃς αὐτὸς πάντα νοήσῃ
φρασσάμενος, τὰ κ' ἔπειτα καὶ ἐς τέλος ἦσιν ἀμείνω:
ἔσθλός δ' αὖ κἀκεῖνος, ὃς εὖ εἰπόντι πίθηται:
ὃς δὲ κε μήτ' αὐτὸς νοέῃ μήτ' ἄλλου ἀκούων
ἐν θυμῷ βάλληται, ὃ δ' αὖτ' ἀχρήσιος ἀνὴρ. (Hesiodos
([online]: 293-297)

Von allen der Beste ist der, der alles selbst durchdenkt und sich überlegt, was insgesamt das Sinnvollste ist. Gut ist auch der, der bereit ist, gute Ratschläge anzunehmen. Wer aber nicht selbst denkt und sich auch nicht zu Herzen nimmt, was er von anderen erfahren kann, der ist überhaupt nicht zu gebrauchen. (nach: Hesiod 1994: 58)

Wenn Sie demnächst im Hauptstudium ein Seminar besuchen, werden Sie auch ein Referat halten und eine Seminararbeit schreiben müssen. Wir werden uns später ausführlicher mit dem Unterschied zwischen Referat und Seminararbeit beschäftigen; hier muss ich nur auf einen Punkt eingehen: Das Referat wird vorgetragen (*mündlich*), die Seminararbeit wird abgegeben (*schriftlich*). Es lohnt sich, ein wenig ausführlicher über den Unterschied nachzudenken. Ich fange auch hier etymologisch an.

Griechisches „γλῶσσα“ hat ebenso wie lateinisches „lingua“ seine Bedeutung ‚Sprache‘ von dem auffälligsten Organ, mit dem Sprache erzeugt wird: der Zunge. In den germanischen Sprachen ist dieser Zusammenhang zwischen Zunge und Sprache (oder „tongue“ und „language“) metaphorisch geblieben. Selbstverständlich ist es aber ein Irrtum, dass wir beim Sprechen, das ja in der Regel ein *Miteinander*-Sprechen ist, nur die Zunge (und nur die Sprechwerkzeuge) verwenden. Bekanntlich sind in einer Situation, in der gesprochen wird, immer mindestens zwei Personen anwesend. Was dabei geschieht, ist Kommunikation. Das Wort stammt, wie unschwer zu erkennen, aus dem Lateinischen. „communicatio“ ist die Substantivbildung zum Verb „communico“ (im Griechischen κοινῶω), das vom Adjektiv „communis“ („gemeinsam“) gebildet ist. Mit „communico“ kann fast jede Handlung benannt werden, bei der zwei oder mehrere Partner etwas gemeinsam machen. Selbstverständlich werden viele solcher Vorgänge oder Handlungen von Sprache begleitet, und in vielen solchen Handlungen ist Sprache tatsächlich entscheidend, aber ursprünglich ist es nicht Sprache, die Kommunikation begründet – denken wir an die Kommunikation mit Neugeborenen.

Ich schiebe hier einen kleinen Exkurs ein: Über den Stellenwert der Sprache innerhalb der Kommunikation im Horizont der Linguistik.

Dass man sich Gedanken über die Sprache macht, ihre Herkunft und Funktion, ist weder neu noch ungewöhnlich. Herodot berichtet beispielsweise von den linguistischen Interessen des ägyptischen Pharaos Psammetich I. im 7. vorchristlichen Jahrhundert. Er wollte wissen, welches die erste Sprache war, die auf der Erde gesprochen wurde, und ließ deshalb zwei Kinder bei einem Ziegenhirten in Pflege geben. Sie wuchsen in einem Ziegenstall auf, niemand durfte mit ihnen sprechen, aber der Hirt musste dem Pharao melden, wenn die Kinder irgendetwas äußerten. Das taten sie nach ungefähr zwei Jahren, und zwar sagten sie „bekos“ (βέκος). Der Pharao war erst mal bisschen enttäuscht, weil er eingestehen musste, dass das kein ägyptisches Wort war und damit Ägyptisch als erste Sprache ausschied. Die Ägypter waren also doch nicht, wie erhofft und erwartet, die ersten Menschen auf der Welt. Er sandte Botschafter aus und tatsächlich kam einer

zurück mit der Nachricht, dass die Phrygier „bekos“ in ihrem Wortschatz haben, in der Bedeutung ‚Brot‘. Wenn das kein Beweis war! Seither behaupten die Ägypter nicht mehr, so Herodot, das älteste Volk der Welt zu sein.

Diese Geschichte zeigt, dass das linguistische Interesse des Pharaos in Wahrheit ein historisches Interesse war. Von dieser Feststellung aus kann man direkt ins (nachchristliche) Jahr 1880 springen, in dem der Leipziger Sprachwissenschaftler Hermann Paul, einer der bekanntesten und einflussreichsten Germanisten des 19./20. Jahrhunderts, ein Buch veröffentlichte mit dem Titel „Prinzipien der Sprachgeschichte“. In der Einleitung macht Paul sehr deutlich, dass jede wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Sprache historisch sein muss. Ferdinand de Saussure, der bis 1881 in Leipzig promovierte, lehnte (als einer der ersten) diese These vehement ab. De Saussure isolierte die Sprache einerseits historisch, indem er für eine strikt synchrone Analyse plädierte, und andererseits systematisch, indem er darauf bestand, dass Sprache erst anfängt, wenn sie den Mund des Sprechers verlässt, und aufhört, wenn sie im Ohr des Hörers angekommen ist. Was im Sprecher vor sich geht, bevor er spricht, und was im Hörer vor sich geht, nachdem er gehört hat, scheidet er programmatisch aus der Sprachwissenschaft aus. Das sei eine psychologische Betrachtungsweise, die ihn als Linguist nichts angehe. Recht hat er! Doch wie konnte das umgesetzt werden, da Sprache *immer* zwischen Sprecher und Hörer geschieht? De Saussure hatte eine geniale Idee, indem er zwischen der „langue“ (dem System) und der „parole“ (der konkreten Äußerung) unterschied, zwischen Sprache und Sprechen.

Es dauerte eine Weile, bis die Linguistik diese Neuorientierung verarbeitet hatte. Noam Chomsky führte seit den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts de Saussures Konzept der „langue“ allerdings weiter und verschärfte es noch: Sprache ist als System angeboren. Gleichzeitig hat Chomskys „kompetenter Sprecher“ mit einem lebenden Menschen aber nur noch wenig gemeinsam, da dieser „kompetente Sprecher“ z.B. ein unendliches Gedächtnis hat. Fast gleichzeitig setzte sich in Teilen der (Sprach-)Philosophie jedoch die Auffassung durch, dass Sprache eigentlich nur in Kommunikation und daher auch nur von der Kommunikation und ihrem kommunikativen Zweck her zu verstehen ist. Der Philosoph Ludwig Wittgenstein hatte in seinen 1953 erschienenen „Philosophischen Untersuchungen“ die Sprechakttheorie angeregt, deren Grundaussage lautet: Sprache ist Handlung; indem wir sprechen, tun wir etwas. Damit war Sprache wieder eingebettet in die Kommunikation, aus der de Saussure sie isoliert hatte, aber nicht nur in die Kommunikation, sondern auch in einen Handlungs- und damit selbstverständlich auch in einen gesellschaftlichen Kontext. Damit war auch die Pragmatik als linguistisches Teilgebiet entdeckt. Oder war es eher umgekehrt? Die Linguistik war in dieser Perspektive zu einem Teilgebiet der allgemeinen Kommunikationswissenschaft geworden – keine schönen Aussichten für einen Linguisten.

Ein dritter Gesichtspunkt kam (in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts) hinzu, der letztlich auch auf de Saussure und dessen Auseinandersetzung mit Hermann Paul zurückging: De Saussure lehnte die Beschäftigung mit geschriebener Sprache entschieden ab, Paul hingegen konnte sich, als Sprachhistoriker, selbstverständlich nur mit schriftlichen Quellen befassen; Tonaufnahmen gab es auch 1880 noch nicht. De Saussures Ablehnung der schriftlichen Sprache resultierte daraus, dass er sich, wie schon gesagt, als *Linguist* mit *Sprache* beschäftigen wollte. Deshalb musste er konsequenterweise alles Rhetorische, Stilistische, Literarische, alles irgendwie künstlich oder künstlerisch Gemachte als Gegenstand der Linguistik ablehnen. Warum sollte man sich aber nicht auch mit der Frage beschäftigen, was es eigentlich ist, das schriftliche Sprache von mündlicher Sprache unterscheidet? Das Ergebnis kurz zusammengefasst – in Kap. 6 komme ich

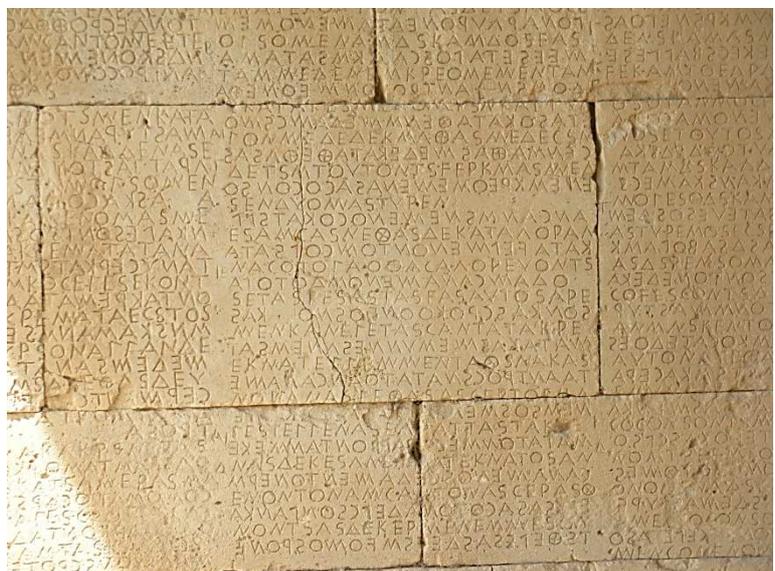
unter anderem Aspekt auf diesen Unterschied zurück: Mündliche Sprache ist Sprache der Nähe, schriftliche Sprache ist Sprache der Distanz. Sprache der Nähe = mündliche Sprache bedeutet nichts anderes, als dass Sprache *Bestandteil* einer Kommunikation ist. Sprache der Distanz = schriftliche Sprache bedeutet demgegenüber, dass Sprache das *einzig*e Kommunikationsmittel ist. Anders gesagt: Mündlich höre ich nicht nur, sondern ich sehe, rieche, berühre, schmecke auch – alle fünf Sinne sind beteiligt. Schriftlich *sehe* ich zwar nur, allerdings nicht den Kommunikationspartner, sondern merkwürdigerweise nur die Äußerung, schriftlich, bei gedruckten oder mit dem Computer erzeugten Texten zudem vollkommen unpersönlich. Handschriften geben möglicherweise noch Aufschluss über die Befindlichkeit des Schreibers, auf melancholischen Liebesbriefen kann man vielleicht auch Wasserflecken als Tränen interpretieren, die während des Schreibens vergossen wurden. Computerschriften geben überhaupt keinen Aufschluss mehr. Ein einziger Mausklick genügt, um aus diesem Text einen ganz anderen zu machen. **EIN EINZIGER MAUSKCLICK GENÜGT, UM AUS DIESEM TEXT EINEN GANZ ANDEREN ZU MACHEN.** *Ein einziger Mausklick genügt, um aus diesem Text einen ganz anderen zu machen.*

Wenn Sie nun der Meinung sind, dass der Text immerhin derselbe geblieben sei, denn es habe sich ja nur die Schrift geändert und nicht der Inhalt, dann leuchtet dieser Einwand auf den ersten Blick vielleicht ein. Allerdings muss man sich (schon beim zweiten Blick) fragen, ob man diesen Einwand auch im Mündlichen zulassen würde. Es ist doch ein erheblicher Unterschied, ob Peter seiner Freundin Petra ins Ohr flüstert oder sie anschreit. „Der Ton macht die Musik“, heißt es. Gilt das im Schriftlichen etwa nicht? Selbstverständlich doch! Und das hat z.B. sehr konkrete Folgen für das Aussehen Ihrer Seminararbeit. Allerdings: Der Mausklick sagt rein gar nichts über die Gefühle des Klickenden aus.

Vorerst geht es hier aber um einen anderen Aspekt, auf den ich früher schon hingewiesen habe: Schriftliche Kommunikation ist anders als mündliche Kommunikation allein auf die Sprache konzentriert, anders gesagt: Wer schreibt, muss sich ganz auf die Sprache konzentrieren, und deshalb auch: Wer liest, muss sich ganz auf die Sprache verlassen können. Nehmen wir zwei sehr einfache Beispiele. Was bedeuten folgende Sätze:

- 1) ERWILLSIENICHT
- 2) DERPROFESSORSAGTDERSTUDENTISTEINESEL

Normalerweise schreiben wir heute nicht so. Es gibt – mittlerweile – Groß- und Kleinbuchstaben (im Deutschen sehr ausgeprägt), es gibt Wortzwischenräume und es gibt Satzzeichen. Früher, als es Deutsch noch gar nicht gab, sah Schrift nicht einmal so ähnlich aus, sondern noch viel unübersichtlicher. Rechts sehen Sie einen Ausschnitt aus dem Stadtrecht von Gortys auf Kreta, einem der ältesten Gesetzestexte, der in Europa überliefert ist. Diese Steintafeln sind ca. 2500 Jahre alt, sie

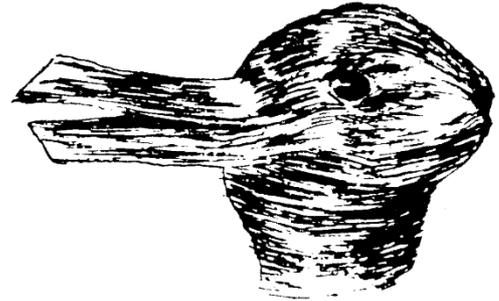


waren damals öffentlich ausgestellt, so dass jeder Bürger sich über seine Rechte und Pflichten informieren konnte. Geschrieben sind sie nicht nur ohne Wortzwischenräume, auch nicht einheitlich jede Zeile von links nach rechts, wie wir das heute gewöhnt sind, sondern abwechselnd: von links nach rechts – von rechts nach links – von links nach rechts – usw. Sehr merkwürdig, aber man hatte Zeit und allzu viel anderes wird man in Gortys vor 2500 Jahren nicht gelesen haben. Heute ist das ganz anders. Wir sind ständig mit schriftlichen Texten konfrontiert und erwarten, dass sie uns ihr Verständnis leicht machen.

Was bedeuten die beiden oben zitierten Kurztexzte 1 und 2 und wer entscheidet darüber, was sie bedeuten? Es gibt verschiedene Möglichkeiten des Verständnisses wie bei der Abbildung rechts: Was sehen Sie? Wahrscheinlich entweder ein Kaninchen oder eine Ente. Für die beiden obigen Sätze nenne ich folgende denkbare Möglichkeiten:

- 1a) Er will sie nicht.
- 1b) Er will, sie nicht.
- 1c) Er: „Will sie nicht?“

- 2a) Der Professor sagt: „Der Student ist ein Esel.“
- 2b) „Der Professor“, sagt der Student, „ist ein Esel.“



Noch mal die Frage: Wer entscheidet darüber, was tatsächlich gemeint ist? In mündlicher Kommunikation kann man den Sprecher fragen, doch im Mündlichen stellt sich die Frage gar nicht, denn wer spricht, intoniert normalerweise und mehr oder weniger automatisch genau so, wie er das Gesagte meint, zum Beispiel (was sich schriftlich aber nur ganz schlecht nachvollziehen lässt):

Er will sie nicht. – Er will sie nicht. – Er: Will sie ^{nicht}.

Wenn ein *Sprecher* das von ihm Gemeinte missverständlich formuliert oder intoniert, muss der Angesprochene nur „Hä?“ machen oder bisschen verwirrt gucken, um zu signalisieren, dass er die Aussageabsicht nicht verstanden hat. Dann wird nicht nur wiederholt, sondern verdeutlicht, und zwar solange, bis der Hörer den Sprecher verstanden hat, oder wissenschaftlicher: bis der Sprecher sein kommunikatives Ziel erreicht hat und diese Zielerreichung auch nachprüfbar und kontrolliert ist.

Die „Aussageabsicht“ lässt sich auch in die schriftliche Kommunikation übertragen. Allerdings gibt es im Schriftlichen keinerlei Möglichkeit der Nachfrage. Um genauer zu sein: Es *gab* diese Möglichkeit nicht, in einigen Kommunikationsformen gibt es sie mittlerweile durchaus: In jedem Chatroom kann man fast in Echtzeit „hä?“ schreiben oder einfach nur „?“, und beim Skypen erreicht man sogar mit einem fragenden Blick sein Ziel. Allerdings ist Chatten eine Form der Schriftlichkeit, die mündlich orientiert und erst seit wenigen Jahren möglich ist. Schriftliche Kommunikation gibt es, unter ganz anderen Voraussetzungen jedoch als heute, seit wahrscheinlich knapp 5500 Jahren – im Vergleich zu den 100.000 oder gar 200.000 Jahren mündlicher Kommunikation ist das sehr wenig. In traditionell schriftlichen Kommunikationen, zu denen auch eine Seminararbeit gehört, muss der Schreiber, der Autor, so unmissverständlich, d.h.: so eindeutig wie möglich sein, um genau so verstanden zu werden, wie er das Geschriebene gemeint hat.

Das muss man sich vor dem Schreiben, besonders aber vor dem Schreiben einer wissenschaftlichen Arbeit verdeutlichen: Alles, was man darin schreibt, muss eindeutig verständlich, das heißt: unmissverständlich sein. Das gilt für alle Ebenen der Kommunikation:

- sprachlich: Es muss sprachlich verständlich sein,
- inhaltlich: Es muss inhaltlich nachvollziehbar sein,

kommunikativ: Es müssen die jeweiligen Textsorteneigenschaften eingehalten werden.
Im Einzelnen bedeutet das Folgendes:

3.1 Was sein muss

3.1.1 Sprachliche Verständlichkeit

Nicht nur in der Auslandsgermanistik spielt die sprachliche Verständlichkeit eine wichtige Rolle. Es gibt aber im Gegensatz zur Germanistik in Deutschland, wo die meisten GermanistikstudentInnen MuttersprachlerInnen sind, ganz andere Probleme. In Deutschland kommt es – in wissenschaftlichen Arbeiten – immer wieder vor, dass man Sätze wie diese lesen muss – glücklicherweise eher in der Vergangenheit als heute:

Die offenen Fragen der gruppen-, schichten-, klassenspezifischen Variation, der Relation von Stilebenen und Sozialstratifikation, der soziologisch beschreibbaren Bedingungen in der Ausbildung von sprachlichen Subsystemen, der Definition und Relation von ‚Norm‘ und ‚Devianz‘ (Gruppennorm, Gattungsnorm, Zeitnorm, Individualnorm etc.), des Einflusses soziostruktureller Objektivata (Dynamik und Statik sozialer Position, die eine neo-positivistische Soziologie oft nicht genügend reflektiert durch die Begriffe der ‚Rolle‘ und des ‚Status‘ zu reifizieren Gefahr lief), der Relation von idiolektisch-endogenen Stilschichten zu soziolektisch-exogenen Stilkonstituenten (Sanders 1977, pp 63-124), der durch Tabuisierungen, Stigmatisierungen etc. sozial bedingten stilistischen Restriktionen, der literarischen Simulationen ‚natürlicher‘, also auch sozial variiertes Kommunikation, der sozialen Bedingtheit rhetorisch-persuasiver Strategien ... – Fragen also – der Katalog ließe sich unschwer fortsetzen – im Grenzbereich zwischen Sprachlichem und Außersprachlichem, der das sektionsspezifische zum intersektionslinguistischen Interesse hin transzendiert, sind nur durch die Erarbeitung eines integrativen Analyseinstrumentariums sinnvoll, d.h. erfolgversprechend anzugehen, das notwendig über allzu schematische Rubrizierungen konventionell text- wie soziolinguistischer Provenienz hinausgreift – im Dienste phänomenologischer Präzision und explanativer Adäquatheit. (Hess-Lüttich 1980: 99)

Ein solcher Satz ist eine Frechheit und mit Sicherheit kein Beleg für Wissenschaftlichkeit! Im Gegenteil. Friedrich Nietzsche schrieb einmal: „Guter Stil ist eine Frage der Nächstenliebe.“ Wissenschaft ist verständlich und muss verständlich sein! Es gibt mit Sicherheit komplizierte Zusammenhänge, denen Wissenschaftler auf den Grund gehen wollen, aber was kompliziert ist, muss nicht auch kompliziert dargestellt werden. Denken Sie also bitte nicht, dass geschriebene Sätze mindestens doppelt so lang sein müssen wie gesprochene, schreiben Sie bitte keine möglichst langen und komplizierten Sätze, weil Sie meinen, das müsse so sein. Muss es nicht! Damit quält man nur den Leser (siehe das Beispiel oben). Stattdessen kommt es – auch im Schriftlichen – darauf an, dass die Sätze verständlich sind. Das heißt auch: Wenn Sie sich im Deutschen nicht so sicher fühlen: Schreiben Sie lieber einfache Sätze! Schriftliche und mündliche Sprache liegen im heutigen Deutschen nicht mehr so weit auseinander wie noch vor ein paar Jahrzehnten. Einfache Sätze sind in der Regel Hauptsätze. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Das soll nicht heißen, dass es sich nicht lohnt, besseres Deutsch zu lernen – Sie studieren Germanistik, und das ist immerhin die Wissenschaft der deutschen Sprache und Literatur. Wenn Sie sich nicht sicher sind, ob Ihre Arbeit sprachlich in Ordnung, das heißt: verständlich ist: Bitten Sie doch eine Freundin oder einen Freund, sie gemeinsam mit Ihnen sprachlich zu korrigieren.

3.1.2 Inhaltliche Nachvollziehbarkeit

Die inhaltliche Nachvollziehbarkeit ist etwas ganz anderes als die sprachliche Verständlichkeit. Um das darzulegen, hole ich wieder ein wenig aus: Jeder schriftliche Text hat ein Thema. Bei einer Seminararbeit steht es auf dem Titelblatt (dazu kommen wir später). Ein Thema kann man in verschiedener Weise behandeln oder, wie es in der Textlinguistik heißt, entfalten:

- Man kann einen Sachverhalt *beschreiben*: *Deskriptive Texte* sind in der Regel informative Texte, wie Nachrichten.
- Man kann etwas *erklären*: *Explikative Texte* sind zum Beispiel Anleitungen wie Gebrauchsanweisungen oder Rezepte.
- Man kann etwas *begründen*: In *argumentativen Texten* versucht der Autor den Leser von seinem Standpunkt zu überzeugen.
- Oder man *erzählt* etwas: *Narrative Texte* haben in der Regel keinen informativen Anspruch, wollen nichts erklären und versuchen auch nicht, von etwas zu überzeugen, sondern wollen unterhalten.

Jede dieser Textarten hat ihre eigenen sprachlichen Merkmale, die hier aber nicht dargelegt werden müssen. Seminararbeiten sind jedenfalls argumentative Texte, in denen ein Standpunkt vertreten und begründet wird. Diese Begründung muss für den Leser nachvollziehbar sein. „Nachvollziehbar“ bedeutet, dass ein Leser diesen Standpunkt versteht, es bedeutet nicht, dass er diesen Standpunkt auch teilen muss.

Dazu nur ein kurzes Beispiel anhand des Gedichts „Gleichklang“ von Bertolt Brecht aus den 1950er Jahren:

Bidi in Peking
 Im Allgäu Bie
 Guten, sagt er
 Morgen, sagt sie.

Bidi ist ein Mann, Bie eine Frau, er befindet sich in Peking (China), sie im Allgäu (das ist eine Landschaft in Süddeutschland), und sie teilen sich ein und denselben Gruß: „Ein Herz und eine Seele“ sind die beiden, die Liebe setzt sich über die weiteste Entfernung hinweg durch.

Die Bemerkungen im vorangegangenen Absatz sind eine analysierende Beschreibung des Textes (deskriptiv), in der ich versuche, den Inhalt des Gedichts zu verdeutlichen. Darin kläre ich die Beziehung der beiden genannten Personen zueinander und löse zum Beispiel die konkreten Ortsangaben auf („über die weiteste Entfernung hinweg“), um herauszustellen, dass ich diese Ortsangaben für wichtig halte. Diese Bemerkungen dienen dazu, mein Verständnis des Gedichts zu verdeutlichen. Der Leser weiß damit, von welchem Verständnis des Textes ich ausgehe. Und das ist deshalb notwendig, weil in einem literarischen Text grundsätzlich alles wichtig ist. Gerade deshalb muss ich benennen, was ich für besonders wichtig halte und warum.

Damit will ich mich aber noch nicht zufrieden geben, sondern ich beschreibe weiter und versuche zu interpretieren: Das Gedicht besteht aus vier Zeilen, die jeweils zwei Betonungen haben. ? - ? - ? - ? - Wie man sieht, komme ich in dieser Richtung nicht weiter, mir fällt nichts weiter dazu ein und auch in der wissenschaftlichen Literatur finde ich nichts, was mir das Gedicht tiefer erschließen könnte. (Selbstverständlich habe ich mich über Metrum und Rhythmus in der deutschen Lyrik informiert, zum Beispiel bei Breuer 1981) Was mir aber auffällt: Jede Zeile hat drei Wörter. Das ganze Gedicht besteht aus zwölf Wörtern, das sind 3x4 Wörter. Sowohl die 3 als auch die 4 sind bekanntlich höchst prominente Zahlen im christlichen Kulturkreis. Die 3 steht für Gott und den Himmel (Dreifaltigkeit), die 4 für die Erde (vier Paradiesflüsse, vier Himmelsrichtungen, ...). Die 7 als Summe der beiden Zahlen gilt ebenfalls als heilige Zahl (Gaben des heiligen Geistes, aber auch die Wochentage), und das Produkt aus 3 und 4 ergibt 12: Sternzeichen, Monate, Apostel, ... Geometrisch steht für die 3 das Dreieck, für die 4 das Quadrat und für die 12 der Kreis als vollkommene geometrische Form. Meine Folgerung nach diesen Überlegungen lautet: Brecht nutzt die Form des Gedichts, das aus 4x3 Wörtern besteht, um die Vollkommenheit einer Liebe

auszusagen, die weder Raum (Peking – Allgäu) noch Zeit (7! Stunden Zeitunterschied!) unterworfen ist.

Bis hierher habe ich nur beschrieben und dann eine Behauptung aufgestellt, die man mehr oder weniger interessant finden kann oder einfach nur für Geschwätz hält. Mit Wissenschaft hat das erst mal nichts zu tun. Immerhin habe ich (Zeilen und Wörter) richtig gezählt, aber das ist ja keine Wissenschaft, sondern eine Fertigkeit. Ich muss zumindest den Zusammenhang zwischen Bertolt Brecht und der Zahlensymbolik begründen. Tatsächlich war Brecht seit seiner Jugend von der Bibel (vor allem dem Alten Testament) fasziniert. In der Bibel (und der Auslegung der Bibel) spielt Zahlensymbolik immer wieder eine bedeutende Rolle. Außerdem konnte Brecht in bewundernswerter Weise mit Sprache umgehen. Er kannte alle Tricks, den Inhalt eines Textes mit der Form des Textes zu stützen und in einer Sprache zu formulieren, deren Klang in Erinnerung bleibt. Das macht literarische Texte – nicht nur von Brecht – attraktiv.

Man könnte nun diesen Interpretationsansatz weiter verfolgen und z.B. andere Gedichte und Texte Brechts darauf hin untersuchen, ob Zahlensymbolik in ihnen von Bedeutung ist. Das ist aber nicht unser Thema; deshalb breche ich hier ab und halte fest: Die Interpretation muss nachvollziehbar sein, sie muss einleuchten und hat nichts zu tun mit Gefühl oder Geschmack. Umgekehrt: Die Aufgabe der Interpretation eines Textes kann es nicht sein, den Text ein für alle Mal zu entschlüsseln und damit die Auseinandersetzung mit ihm für immer abzuschließen. Wer ernsthaft behauptet, seine Interpretation eines Textes sei die einzig richtige, der kann auch behaupten, dass eine einzige – zweidimensionale – Fotografie die einzige Entsprechung der auf ihr dargestellten Wirklichkeit ist. Die Fotografie hält zu einem ganz bestimmten (und äußerst kurzen) Zeitpunkt aus einer ganz bestimmten Perspektive bei einer ganz bestimmten Beleuchtung ... einen ganz bestimmten Weltausschnitt fest. Und statt „festhalten“ kann man auch sagen „einfrieren“. Die Welt aber lebt weiter und weiter, in verschiedenen Perspektiven, Beleuchtungen usw. usw. Wer will sich schon auf sein Passfoto reduzieren lassen? Ein Gedicht, ein literarischer Text, ebenso wie ein Bild, ein Stück Musik, kurz gesagt: Kunst will genauso wenig auf ein Verständnis, eine Interpretation reduziert werden – ich werde gleich versuchen zu begründen, warum das auch methodologisch gar nicht möglich ist.

Dass jede Interpretation argumentativ nachvollziehbar sein muss und gute Interpretationen tatsächlich nachvollziehbar sind, ist für viele Studierende ein Problem: Wenn sie ein Buch oder einen Aufsatz gelesen haben, dessen Gedankengang einleuchtet, weil er nachvollziehbar ist, fällt es ihnen schwer, sich von dem darin vertretenen Standpunkt wieder zu lösen und einen eigenen Standpunkt einzunehmen. Als Abhilfe ist dringend zu empfehlen: Nicht nur *einen* fremden Standpunkt kennenlernen, sondern *mehrere*, das heißt: möglichst *viele*, und das heißt selbstverständlich: Viel lesen! Dann merkt man sehr rasch, wie relativ alle Standpunkte sind, ebenso wie die Zeitpunkte, Perspektiven, Beleuchtungen ... in Fotografien. Aber bitte nicht falsch verstehen! Es gibt durchaus gute und schlechte Fotografien. Sie unterscheiden sich wesentlich darin, ob das auf ihnen und von ihnen Dargestellte durch die Art und Weise, *wie* es dargestellt ist, lebendig wirkt oder eingefroren und damit tot.

Damit biege ich von der Parallele zur Fotografie ab und komme auf die obige Andeutung zurück, dass und warum sich Literatur nicht ein für alle Mal entschlüsseln lässt und gar nicht entschlüsseln lassen kann.

Zu jedem einzelnen Text gibt es nicht nur unterschiedliche Zugänge, sondern es gibt schon lange vorher grundsätzlich unterschiedliche Methoden, sich mit Texten und anderen Problemen zu

befassen. Diese Methoden haben sich im Laufe der Jahrhunderte, seit den ersten Interpretationen der Homerischen Epen „Ilias“ und „Odyssee“ und den ersten Auslegungen der biblischen Bücher, angehäuft. Der Mannheimer Literatur- und Medienwissenschaftler Jochen Hörisch hat 2010 ein sehr lesenswertes Buch mit dem erst mal wunderlichen Titel „Theorie-Apotheke“ veröffentlicht, mit dem schönen Untertitel: „Eine Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen“. Nach einem Vorwort über „Die Heils- und Heilungsversprechen von Theorien“ stellt er auf den folgenden ca. 350 Seiten eine Menge Möglichkeiten vor, sich mit dem Denken und Schreiben anderer Menschen, in der Regel von Schriftstellern und Wissenschaftlern, auseinanderzusetzen. Das sind – ich zitiere das Inhaltsverzeichnis:

Analytische Philosophie 43 Anarchistische Erkenntnistheorie 54 Anthropologie 59 Bourdieus Theorie des sozialen Feldes, des Habitus und des symbolischen Kapitals 72 Cultural Studies/Kulturalismus 78 Dekonstruktion (Jacques Derrida) 87 Diskurstheorie (Michel Foucault) 99 Existentialismus 116 Feminismus/Gender Studies 125 Gerechtigkeitstheorie (John Rawls) 147 Hermeneutik 154 IconicTurn 161 Interdisziplinarität 169 Kommunikationstheorie (Paul Watzlawick) 170 Konstruktivismus 177 Kritischer Rationalismus 183 Kritische Theorie (Frankfurter Schule) 189 Medientheorie(n) 205 Metaphorologie (Hans Blumenberg) 224 Paradigmenwechsel in der Wissenschaft (Thomas S. Kuhn) 232 Politische Theologie 239 Postmoderne/Posthistoire 254 Psychoanalyse (Alfred Lorenzer, Jacques Lacan, Gilles Deleuze, Félix Guattari) 266 Rezeptionsästhetik 287 Seinsdenken (Martin Heidegger) 292 Selbstbewußtseinstheorie 302 Simulationstheorie 311 Sprechakttheorie 323 Strukturalismus 330 Systemtheorie (Niklas Luhmann) 342 Totalitarismustheorie (Hannah Arendt, Giorgio Agamben) 357 Zivilisationstheorie (Norbert Elias) 365 Nachwort: Kursverluste und -gewinne der Humanwissenschaften 374 Namenregister 380

Warum gibt es überhaupt so viele Theorien und Verständnismöglichkeiten (bei Jochen Hörisch sind es 32⁹)? Die Antwort ist eigentlich ganz einfach: Weil wir (als Menschen) nach wie vor versuchen, nicht nur die Welt, sondern auch uns selbst zu verstehen, und dazu gehört selbstverständlich unser Denken, das sich in je unterschiedlicher Weise auch in Sprache und Literatur artikuliert.

An den vier Zeilen mit jeweils drei Wörtern wird sich in Brechts Gedicht nichts mehr ändern, da kann man noch so oft nachzählen. Aber was z.B. Liebe ist, darüber lohnt sich ja hin und wieder nachzudenken, immer wieder neu, zwischen Sappho über Gottfried von Straßburg bis heute, und von dir und mir und ihr und ihm. Und Brechts Gedicht als Anlass zu nehmen, ist auch nicht verkehrt, doch in einer wissenschaftlichen Arbeit müssen aus dem eigenen Nachdenken Argumente geworden sein. Das heißt auch: Man darf sich nicht auf andere verlassen. Abschreiben ist verboten! *Selbst* muss gedacht und geschrieben werden! – Dazu komme ich gleich ausführlicher, vorerst aber zum dritten Punkt:

3.1.3 Kommunikative Adäquatheit

Unter der kommunikativen Adäquatheit einer Äußerung versteht man, vereinfacht gesagt, dass Inhalt und Form zusammenpassen. (Das hatten wir schon einmal bei Brecht!) Es gibt nicht nur mich als Sprecher oder Schreiber, sondern auch dich als Hörer oder irgendjemanden, den ich nicht kenne, als Leser. Weil Kommunikation immer zwischen mindestens zwei Personen stattfindet, muss jeder zu seinem Recht kommen, damit das ganze System überhaupt funktioniert. Ich kann als Sprecher oder Schreiber nicht einfach machen, was ich will, weil es ja immerhin einen Hörer oder Leser gibt, der auch zu seinem Recht kommen will und muss. Hörer und Leser haben das

⁹ Wahrscheinlich nicht zufällig. 32 ist keine gewöhnliche Zahl, sondern 2x2x2x2x2. Ich habe keine Ahnung, was Herr Hörisch sich bei der Auswahl der von ihm vorgestellten Theorien gedacht hat, doch kann ich mir Gedanken darüber machen, warum es „ausgerechnet“ 32 sind. – Aber diese Gedanken gehören nicht mehr hierher.

Recht, verstehen zu *können*. Eine Liebeserklärung wird nicht geschrien, sondern eher geflüstert. Wer aber dringend Hilfe braucht, sollte nicht flüstern, sondern schreien. Auch für das Schriftliche gilt das. Ein einfaches Beispiel: Das Inhaltsverzeichnis des Buches von Jochen Hörisch sieht natürlich nicht so aus, wie ich das oben abgedruckt habe. Sie kennen Inhaltsverzeichnisse; ganz grob: Links die Kapitelüberschrift (davor – wie in diesem Skript – die Kapitelnummerierung) und rechts die Seitenzahl. Ich habe das in meinem Zitat sehr undeutlich gemacht. Auch die Fußballergebnisse vom Wochenende stehen nicht so in der Zeitung:

Fortuna Köln-Unterhaching 2:1 (0:0) Tore: 1:0 Krieg (57.), 2:0 Renn (63.), 2:1 Ahanfouf (87.) - Zuschauer: 1200. Düsseldorf - Meppen 4:3 (1:1) Tore: 0:1 Brdaric (3.), 1:1 Tare (42.), 2:1 Tare (51.), 2:2 Claaßen (56.), 3:2 Niestroj (73.), 3:3 Helmer (77.), 4:3 Lesniak (90.) - Z.: 25 000. Wattenscheid - Uerdingen 0:1 (0:1) Tor: 0:1 van Buskirk (32.) - Z.: 2500. Cottbus - Jena 0:0 Rote Karte: Wawrzyczek (Cottbus) nach einer Notbremse (50.) - Z.: 8213. Mainz - FC St. Pauli 0:0 Zuschauer: 6500. Stuttgarter Kickers-Frankfurt 2:3 (0:1) Tore: 0:1 Brinkmann (18.), 1:1 Malchow (85.), 2:1 Carl (86.), 2:2 Brinkmann (87./Foulelfmeter), 2:3 Westenthaler (91.) - Z.: 4000. Zwickau - Greuther Fürth 1:1 (0:0) Tore: 0:1 Azzouzi (61.), 1:1 Lense (86.) - Z.: 4500. Nürnberg - Leipzig 3:1 (2:1) Tore: 1:0 Wiesinger (6.), 1:1 Heidrich (10./Foulelfmeter), 2:1 Ciric (24.), 3:1 Ananjew (60./Eigentor) - Z.:25 000.

Nicht nur, weil die Schrift zu klein ist: Diese Darstellung ist kommunikativ nicht adäquat. In jeder Hinsicht bereitet sie dem Leser viel zu viel Mühe. Außerdem sind wir – als Leser – es gewöhnt, die Fußballergebnisse anders zu lesen, tabellarisch, das heißt in diesem Fall: übersichtlich. Wenn guter Stil nach Nietzsche eine Sache der Nächstenliebe ist, hat kommunikative Adäquatheit sehr viel mit Freundlichkeit zu tun. Freundliche Texte meinen es gut mit ihren Lesern, sie lassen sich leicht lesen, auch weil es dem Autor selbstverständlich wichtig ist, dass sein Text Leser findet, und zwar interessierte Leser.

Dasselbe gilt natürlich auch für Seminararbeiten, die eine ganz bestimmte Form einhalten müssen. Damit werden wir uns später eingehend beschäftigen (im 2. Teil dieses Skripts). Jetzt kommen wir erst einmal zu den Sachen, die in einer Seminararbeit nicht erlaubt sind, deutlicher gesagt: die absolut verboten sind. Damit ist der folgende zweite Teil dieses Kapitels noch ernster zu nehmen als der erste.

3.2 ... und was nicht sein darf

Auf einem Buch, vor einem Aufsatz, unter einem Lexikonartikel, auf dem Titelblatt einer Seminararbeit steht der Name der Autorin oder des Autors. „Autor“ kommt vom lateinischen „auctor“, das eine Substantivableitung des Verbs „augeo“ ist. „augeo“ heißt ‚vermehrten‘ und geht zurück auf einen indoeuropäischen Stamm **aug-*, aus dem im Griechischen αυξάνω, αύξηση, αύξων wurde. Der Autor ist ursprünglich derjenige, der aus etwas Vorgefundenem *mehr* macht. Das Vorgefundene ist ein Thema, über das er schreibt, ein Ereignis, von dem er erzählt, ein Gedanke, den er entfaltet.

Ein kurzer Exkurs zum Thema: Wie nennt man jemanden, der einen Text geschrieben hat?

Das kommt darauf an, was für einen Text er geschrieben hat. „Autor“ passt eigentlich immer. Es gibt aber noch einige Spezialbegriffe. „Schriftsteller“ ist jemand, der literarische Texte schreibt. Wenn er mit seiner Literatur Anspruch erhebt oder meint, etwas ganz Besonderes geschaffen zu haben, nennt sich der Autor gerne auch „Dichter“; das gilt vor allem, wenn es sich bei seinen Texten um Gedichte handelt. Wer für eine Zeitung schreibt, ist kein Schriftsteller, sondern „Journalist“. Ein „Reporter“ schreibt ebenfalls für eine Zeitung, allerdings berichtet er aus einer eher persönlichen Perspektive. (Und Journalisten und Reporter arbeiten auch für andere Medien, z.B. Radio und Fernsehen.)

Bei literarischen Texten gibt es gewissermaßen eine Verdoppelung des Autors: Denjenigen, der den Text geschrieben hat, und denjenigen, aus dessen Perspektive der Text geschrieben ist. Das sind nicht zwei Personen, aber zwei Instanzen. Die erste ist der „Autor“, die zweite ist bei erzählenden Texten (Romane, Novellen, Erzählungen, Kurzgeschichten, ...) der „Erzähler“, bei lyrischen Texten (Gedichte, Balladen, ...) das „lyrische Ich“. Bei dramatischen Texten (Tragödien, Komödien, Tragikomödien, ...) ist es ein bisschen anders: Auf der Bühne gibt es keinen Erzähler, sondern nur die auftretenden Personen. Allerdings stimmt das nicht ganz: Im antiken Theater gab es den Chor, der kommentierende Funktion hat und in derselben Distanz zum Autor steht wie der Erzähler. Im Epischen Theater (Bertolt Brechts) treten auch Personen auf, die kommentieren, wenn sie sich direkt ans Publikum wenden; man kann vermuten, dass diese Kommentatoren Brechts eigene Meinung

vertreten, dennoch muss aus methodischen Gründen zwischen beiden unterschieden werden, auch im traditionellen Theater.

Dem Leser eines Romans oder eines Gedichts steht jenseits des Romans oder Gedichts stets ein Autor gegenüber. Daraus ergibt sich ein selbstverständliches anderes Grundrecht des Lesers: Er muss damit rechnen dürfen, dass auf der anderen Seite des Textes tatsächlich derjenige steht, dessen Name auf dem Buch steht. Das *Recht* des Lesers, verstehen zu *können* (s.o.), hat eine Kehrseite; es ist seine *Pflicht*, verstehen zu *wollen*. Die Kehrseite dieses anderen Grundrechts liegt hingegen ganz beim Autor: Er hat die Pflicht, er selbst zu sein. Man kann es auch so formulieren: Wenn auf dem Buch „Johann Wolfgang Goethe“ steht, erwarte ich, dass auch Johann Wolfgang Goethe drin ist. Genauso muss man erwarten können: Wenn „Christina Paschou“ auf einer Seminararbeit steht, ist auch Christina Paschou drin und kein Internet und nicht jemand, der hinter den Zetteln steht, die in Hörsaal 7 zu Semesterbeginn ausliegen.

Ich will das ausführlicher erklären und komme dann auch wieder auf den Autorbegriff zurück.

Im vorangegangenen Kapitel habe ich die Auslöschung des antiken Wissens im Mittelalter erwähnt. Im 12. Jahrhundert ahnte man langsam, auch unter dem Eindruck der lateinischen Übersetzungen der arabischen Übersetzungen griechischer Philosophie, was man verloren hatte. Im Jahr 1159 veröffentlichte Johannes von Salisbury ein Buch mit dem Titel „Metalogicus“ oder „Metalogicon“, in dem er sich gegen eine konservativ christliche Haltung vehement für das Studium der Logik des Aristoteles einsetzte und insgesamt für die Notwendigkeit von (moderner) Bildung.

Johannes von Salisbury war ein spannender Mann: Schüler des Petrus Abaelard, der im 12. Jahrhundert in zahlreichen Büchern so gut wie alle Wissenschaften revolutionierte, indem er eigentlich nur einen einzigen Gedanken entfaltet: „Denk selbst!“, mit Betonung auf beiden Wörtern. Das bedeutete im Bereich der Wissenschaft: Glaub niemandem etwas, bevor du es nicht selbst durchdacht hast!, und das bedeutete im Bereich der Ethik: Für alles, was du tust, bist nur du selbst verantwortlich! – Später war Johannes Sekretär des Bischofs von Canterbury, Thomas Becket, der am 29. Dezember 1170 aus politischen Gründen und vermutlich im Auftrag des englischen Königs Henry II. (Henry Plantagenet) in seiner Kathedrale ermordet wurde; Johannes war dabei und hat es mit angesehen und später auch ein Buch darüber geschrieben („Vita Sancti Thomae“). Von Thomas Becket hat das ganze folgende Mittelalter gelernt, dass selbstständiges Denken nicht etwas ist, was ohne Konsequenzen am Schreibtisch geschieht und zu Hause eingeschlossen bleibt, sondern öffentliche Konsequenzen hat, aber auch persönliche: Becket hat seinen Standpunkt mit dem Leben bezahlt – Sokrates auch schon.

Im „Metalogicus“ wird (fast) zum ersten Mal über das Verhältnis zwischen moderner Bildung, modernem Wissen einerseits und antiker Tradition andererseits reflektiert: Wir sitzen, schreibt Johannes, als Zwerge auf den Schultern von Riesen. Das soll heißen: Bildung und Wissen sind etwas, das sich im Lauf der Zeit anhäuft, das immer mehr wird. Und die jeweils aktuelle Aufgabe (im 12. ebenso wie im 21. Jahrhundert) besteht darin, auf die Schultern der Riesen zu klettern und von dort aus etwas weiter zu schauen als unsere Lehrer.

Darin sind vor allem zwei Gedanken gefasst: Es lohnt sich nicht, dass jede Generation und jeder Einzelne immer wieder neu anfängt mit Denken und Entdecken und Erforschen, denn es gibt Bücher, die in Bibliotheken gesammelt und katalogisiert werden, es gibt heute das Internet, in dem sich eine ungeheure Menge an Wissen anhäuft (und ein riesiger Haufen Mist). Auf dieses Wissen kann und muss man zurückgreifen. Konkret heißt das für die Abfassung einer Seminararbeit: Man kann und muss sich erst einmal informieren, allerdings darf man nicht dabei stehen bleiben. Anders gesagt: Man darf sich nicht von den Riesen platt treten lassen, sondern muss tatsächlich

auf ihre Schultern klettern. Das muss man lernen. Der beste Tipp dafür ist auch nach fast 900 Jahren immer noch der Ratschlag, den Johannes bei seinem Lehrer Abaelard gelernt hat: „Denk selbst!“

Von Johannes von Salisbury kann man noch etwas anderes Wichtiges lernen, auch für Seminararbeiten. Er war nicht nur ein spannender, sondern auch ein ehrlicher Mann, und deshalb schreibt er selbstverständlich ganz offen, woher das Bild der Zwerge auf den Schultern der Riesen stammt; er schreibt: „Dicebat Bernardus Carnotensis, nos esse quasi nanos, gigantium humeris insidentes, ...“ (Bernhard Carnotensis sagte, dass wir Zwerge sind, die auf den Schultern von Riesen sitzen, ...). (Johannes von Salisbury 1639: 855)

Bernhard Carnotensis (= Bernhard von Chartres) kennen wir heute auch noch, allerdings hört man aus dem Jahr 1124, also 35 Jahre vor dem Erscheinen des „Metalogicus“ zum letzten Mal von ihm. Johannes von Salisbury hätte den Gedanken ohne weiteres auch als seinen eigenen verkaufen können, was 35 Jahre nach dem vermuteten Tod Bernhards niemandem aufgefallen wäre. Das hat er aber nicht, und zwar aus zwei Gründen:

- 1) Im Mittelalter war es ratsam, originelle Gedanken nicht unbedingt als seine eigenen auszugeben. Um seine Hörer oder Leser zu überzeugen, berief man sich gern auf Autoritäten – das waren die Riesen, die sich ja wohl nicht getäuscht hatten. Wenn man behauptete, „schon Aristoteles hat gelehrt, dass dies und das“, machte das mehr Eindruck als die bloße Feststellung, „dass dies und das“. Das leuchtet auch ohne weiteres ein, wenn man sich das Internet wegdenkt. Noch in den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts war es empfehlenswert, einen Schulaufsatz mit einer Wendung wie der folgenden zu beginnen: „Schon bei Goethe heißt es: Das Leben ist wenig Fest und sehr viel Leiden / deshalb lässt man es am besten bleiben.“ Goethe hat so was natürlich nie gesagt und schon gar nicht geschrieben, aber welcher Deutschlehrer konnte das nachprüfen? Goethe macht Eindruck, ebenso wie Aristoteles im Mittelalter. Heute kann man so was jedoch – mit Hilfe des Internets – ohne weiteres nachprüfen. Auch darauf komme ich später zurück.
- 2) Johannes war klar, dass Wissenschaft, wie er und seine Kollegen sie im 12. Jahrhundert vermehrt betrieben, nämlich nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich, eine ganz andere Qualität haben musste als zuvor; wir sind diesem Problem schon in der Auseinandersetzung des Thukydides mit Herodot begegnet. Zwischen Sokrates und Platon fand sie ebenfalls statt. Sokrates lehnt im Phaidros-Dialog (274c-275e) Schriftlichkeit strikt ab.

Σωκράτης

δεινὸν γάρ που, ὦ Φαῖδρε, τοῦτ' ἔχει γραφή, καὶ ὡς ἀληθῶς ὁμοίον ζωγραφία. καὶ γὰρ τὰ ἐκείνης ἔκγονα ἔστηκε μὲν ὡς ζῶντα, ἐὰν δ' ἀνέρη τι, σεμνῶς πάνυ σιγᾷ. ταῦτόν δὲ καὶ οἱ λόγοι: δόξαις μὲν ἂν ὡς τι φρονοῦντας αὐτοὺς λέγειν, ἐὰν δὲ τι ἔρη τῶν λεγομένων βουλόμενος μαθεῖν, ἐν τι σημαίνει μόνον ταῦτόν ἀεὶ. ὅταν δὲ ἅπαξ [275ε] γραφῆ, κυλινδεῖται μὲν πανταχοῦ πᾶς λόγος ὁμοίως παρὰ τοῖς ἐπαῖουσιν, ὡς δ' αὐτως παρ' οἷς οὐδὲν προσήκει, καὶ οὐκ ἐπίσταται λέγειν οἷς δεῖ γε καὶ μὴ. πλημμελούμενος δὲ καὶ οὐκ ἐν δίκῃ λοιδορηθεὶς τοῦ πατρὸς ἀεὶ δεῖται βοηθοῦ: αὐτὸς γὰρ οὐτ' ἀμύνασθαι οὔτε βοηθῆσαι δυνατὸς αὐτῷ. (Πλάτων (online): Φαῖδρος)

SOKRATES: Denn dieses Schlimme hat doch die Schrift, Phaidros, und ist darin ganz eigentlich der Malerei ähnlich; denn auch diese stellt ihre Ausgeburten hin als lebend, wenn man sie aber etwas fragt, so schweigen sie gar ehrwürdig still. Ebenso auch die Schriften: Du könntest glauben, sie sprächen, als verstünden sie etwas, fragst du sie aber lernbegierig über das Gesagte, so bezeichnen sie doch nur stets ein und dasselbe. Ist sie aber einmal geschrieben, so schweift auch überall jede Rede gleichermaßen unter denen umher, die sie verstehen, und unter denen, für die sie nicht gehört, und versteht nicht, zu wem sie reden soll und zu wem nicht. Und wird sie beleidigt oder unverdienterweise beschimpft, so bedarf sie immer ihres Vaters Hilfe; denn selbst ist sie weder sich zu schützen noch zu helfen imstande. (Platon 1976: Bd.4, 56)

Der Leser (s. oben und unten) ist mit dem schriftlichen Text allein, er hat nicht die Möglichkeit, beim Autor nachzufragen, wenn er etwas nicht verstanden hat. Sokrates legt auf diese positive Eigenart des Gesprächs, nachfragen und sich vergewissern zu können, allergrößten Wert. Auch Platon kann sich noch nicht ganz vom Gespräch lösen. Er schreibt zwar, doch er schreibt Dialoge. Der Problematik, aber auch der Vorteile der Schriftlichkeit wirklich bewusst ist sich dann erst Aristoteles.

Wenn der Leser mit dem Text allein ist, muss der Autor zuvor alles dafür getan haben, richtig verstanden zu werden: Er muss genau das schreiben, was er meint, und darf sich keine missverständlichen Formulierungen erlauben. Ich habe das oben schon dargelegt. Nun soll es daher ausführlicher um die Pflichten eines Autors gehen, der schriftliche Texte verfasst.

Ein Schriftsteller hat mit seiner Literatur entweder Erfolg oder nicht; das hängt in der Regel davon ab, wie unterhaltsam seine Bücher sind. Irgendwelche Wahrheits- oder andere Garantien übernimmt er selbstverständlich nicht. Bei Journalisten und Wissenschaftlern ist das ganz anders. Es ist sinnlos, eine Zeitung zu lesen, wenn man nicht davon ausgehen kann, dass der Journalist sein Bestes getan hat, um die Wahrheit herauszufinden. Außerdem muss ich damit rechnen können, dass er eine ordentliche Ausbildung genossen hat, in der er u.a. Methoden gelernt hat, mit deren Hilfe die Wahrheit herauszufinden ist, z.B.: Interviewstile und Recherchemethoden. Wo bekommt man verlässliche Informationen?

In der Wissenschaft ist es ganz ähnlich. Der Wissenschaftler muss seinen Beruf genauso gelernt haben wie jeder andere auch; deshalb hat er studiert. Und während des Studiums hat er auch gelernt,

- dass er ehrlich und aufrichtig sein muss,
- dass er sich nicht mit fremden Federn schmücken darf,
- dass er, auf den Kenntnissen aufbauend, die er erworben hat, selbst denken muss und
- dass er stets in eigener Verantwortung schreibt.

Es ist daher *verboten*,

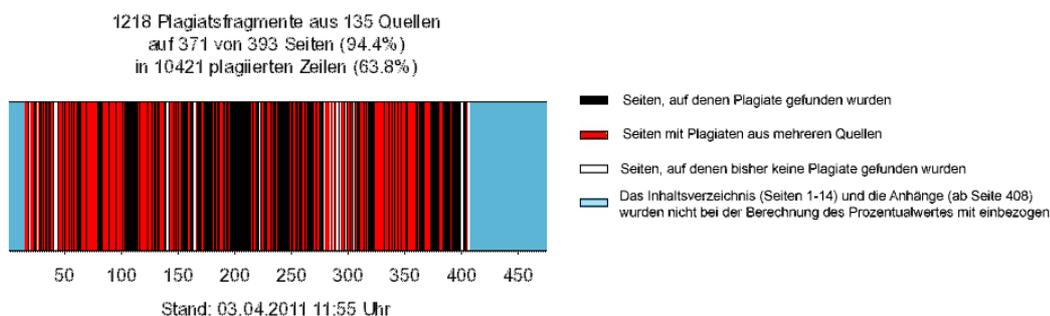
- fremde Gedanken als seine eigenen auszugeben und
- so zu tun, als habe man etwas selbst geschrieben, was man nur abgeschrieben hat.

In einem Satz: Es ist verboten, auf das Titelblatt einer Arbeit seinen Namen und in der Arbeit Wikipedia zu schreiben!

Alles, was man irgendwo anders gelesen hat, kann man zwar in seiner eigenen Arbeit verwenden, aber das muss man offen eingestehen und entsprechend markieren. So hat Johannes von Salisbury selbstverständlich klar gemacht, dass das Bild der Zwerge auf den Schultern der Riesen von Bernhard von Chartres stammt, obwohl man ihm, wie gesagt, zu damaligen Zeiten kaum hätte nachweisen können, dass er das Bild nicht selbst erfunden hat. Heute sieht das anders aus, heute gibt es viele Möglichkeiten, die Herkunft eines Gedankens und eines Satzes nachzuweisen. Man muss nur ein paar Sätze aus einer „wissenschaftlichen“ Arbeit in die Google-Zeile eingeben und schon sieht man, wer wirklich gedacht hat. Außerdem gibt es Programme, die Plagiate automatisch erkennen und die von immer mehr Universitäten auch verwendet werden.

„Plagiat“ kommt vom lateinischen *plagium* (von *πλάγιος*), das ‚Menschendiebstahl, Seelenverkauf‘ bedeutet (Pape 1880). „Plagiat“ heißt ‚Diebstahl geistigen Eigentums‘ und ist als Betrug eine Straftat, möglicherweise auch eine Urheberrechtsverletzung. Es kann ganz erhebliche Konsequenzen nach sich ziehen; nur das bekannteste Beispiel aus der deutschen Politik: Im Februar 2011 wurde erstmals der Verdacht geäußert, dass die Doktorarbeit des damaligen Verteidigungsministers Karl-Theodor zu Guttenberg von der CSU wissenschaftliche Anforderungen nicht erfüllt, da sie zu einem erheblichen Teil aus Zitaten bestehe, deren Herkunft er nicht korrekt angegeben hatte. Auf einer Internetseite

(http://de.guttenplag.wikia.com/wiki/GuttenPlag_Wiki; 27.12.2014) konnte jeder seine Zitatfunde eintragen. Das Ergebnis bis 3. April 2011 sieht so aus:



Auf fast jeder Seite hat Guttenberg irgendwo abgeschrieben. Bereits im Februar 2011 hatte die Universität Bayreuth ihm den juristischen Dokortitel entzogen, den sie ihm knapp vier Jahre zuvor (mit Bestnote „summa cum laude“) verliehen hatte. Nachdem er auch die Unterstützung der Kanzlerin verloren hatte, erklärte er am 1. März seinen Rücktritt als Verteidigungsminister. Das Strafverfahren gegen ihn wurde gegen Zahlung einer Geldbuße in Höhe von 20.000 Euro eingestellt.

Wissenschaft muss, um überhaupt Wissenschaft zu sein, ethisch absolut einwandfrei sein. Wenn ich mich als Leser darauf nicht verlassen kann, brauche ich mit dem Lesen gar nicht erst anzufangen. Also: Nicht ab-, sondern selbst schreiben! Und wenn man doch einen Gedanken aus einer anderen Veröffentlichung übernimmt, muss man das markieren; wir werden uns später damit beschäftigen, wie man das richtig macht.

Dass eine wissenschaftliche Arbeit ethisch absolut einwandfrei sein muss, bedeutet auch, dass Forschungsergebnisse nicht verfälscht werden dürfen. Wenn man eine Hypothese aufgestellt hat und sie durch Experimente belegen will, doch die Experimente belegen genau das Gegenteil, muss man seine Hypothese über den Haufen werfen, und man darf seine Ergebnisse auch nicht verschweigen. In den Geistes- und Sozialwissenschaften betrifft das vor allem Ergebnisse von Umfragen oder statistischen Erhebungen. Als Leser muss ich mich darauf verlassen können, dass die Daten, die in einer wissenschaftlichen Arbeit präsentiert werden, richtig sind.

Außerdem müssen die präsentierten Ergebnisse ebenso wie die entwickelten Gedankengänge nachprüfbar sein. Wissenschaftliche Arbeiten werden mit dem Kopf geschrieben, nicht mit dem Bauch; sie sind nachvollziehbar, weil in ihnen argumentiert wird und weil die Herkunft der in ihnen präsentierten Gedanken angegeben ist. Mit „Fühlen“ und „Glauben“ haben sie nichts zu tun.

4 Die Ordnung der Dinge

Der französische Philosoph Michel Foucault veröffentlichte 1966 ein Buch mit dem Titel „Les mots et les choses“, das 1971 auf Deutsch erschien, allerdings nicht als ‚Die Wörter und die Dinge‘, wie die wörtliche Übersetzung lauten würde, sondern, wie dieses Kapitel überschrieben ist: „Die Ordnung der Dinge“. Der Untertitel heißt: „Eine Archäologie der Humanwissenschaften“. Im Vorwort zitiert Foucault aus einem Essay von Jorge Luis Borges, der wiederum „eine gewisse chinesische Enzyklopädie“ zitiert,

in der es heißt, daß „die Tiere sich wie folgt gruppieren: a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen“. (Foucault 1990: 17)

Die Welt, in der wir leben, ist bekanntlich völlig anders geordnet, z.B. so (ganz unwissenschaftlich und sehr stark vereinfacht):

Lebewesen									
Tier						Pflanze		...	
Säugetier				Fisch		Vogel		...	
Hund			Katze			
Dackel	Pudel	Boxer					

Auch ohne Zoologen zu sein, wissen wir oder nehmen wir immerhin an, dass Dackel, Pudel und Boxer „irgendwie“ miteinander vergleichbarer sind als alle gemeinsam mit einer Schwalbe, und dass Säugetier, Fisch und Vogel „irgendwie“ auf derselben Ebene liegen, während z.B. ein Lachs und ein Schäferhund nur gemeinsam haben, dass sie leben (und sterben können) und Tiere sind. – Ein anderes Beispiel: Häuser können ganz unterschiedliche Formen und Größen haben und aus unterschiedlichen Materialien bestehen, doch alle Häuser sind etwas anderes als Kugelschreiber oder Bleistifte oder Lachse oder Hunde.

Mit jedem Wort, das wir verwenden, ordnen wir Welt, und zwar für uns und für andere. Wieder ein einfaches Beispiel: Wenn ich Ihnen aufzählen wollte, was gerade alles auf meinem Schreibtisch liegt, kann ich von links nach rechts vorgehen und alles erwähnen, was da liegt, und irgendwann habe ich keine Lust mehr, oder ich zähle wirklich alles auf und wenn ich fertig bin, sind Sie längst eingeschlafen. Die bessere Möglichkeit: Ich schreibe einfach „ziemlich viel“, „allerhand“, „eine ganze Menge“ und Sie können sich vorstellen, was das ist, weil Sie wissen, was üblicherweise auf einem Schreibtisch liegt. Ein Eisbär wird nicht dabei sein, und wenn doch, hielte ich es wahrscheinlich für sinnvoll, ihn ausdrücklich und als erstes zu erwähnen. Insgesamt ist das aber gar nicht wichtig, denn niemanden interessiert wirklich die Unordnung auf meinem Schreibtisch.

Ganz anders ist es mit der Welt und mit unserem Verständnis der Welt, in der wir uns immerhin tagtäglich zurechtfinden müssen. Wir haben zwar nicht häufig die Möglichkeit, sie so zu ordnen, wie es uns passt, (anders als bei meinem Schreibtisch), aber in unserem Kopf machen wir das immer. Das ist ähnlich wie in Kleiderschränken: Ich nehme an, auch bei Ihnen hängen oder liegen die T-Shirts bei den T-Shirts, die Hemden bei den Hemden, die Hosen bei den Hosen, usw. und ganz grob Sommerkleidung zusammen und Winterkleidung zusammen. Das ist einfach praktischer, als sie nach Farbe, Material, Kaufdatum, Kaufort oder Preis zu ordnen.

Das Stichwort, von dem aus an dieser Stelle weiter zu denken ist, ist „praktisch“. Selbstverständlich ordnen wir Dinge unter diesem Gesichtspunkt der Praktikabilität (was kein so schönes Wort ist), und zu den Dingen gehört zuallererst unser Wissen von der Welt. Ob wir dabei der Welt tatsächlich immer gerecht werden, ist eine ganz andere Frage. Ein kleines historisches Beispiel: Die katholische Kirche hat ziemlich strikt verboten, an Fastentagen Fleisch zu essen. Fisch hingegen war erlaubt. Was ist aber eigentlich der Unterschied zwischen Fisch und Fleisch? Mittelalterliche Mönche haben sich das so zurechtgelegt: Fisch schwimmt im Wasser, Fleisch nicht. Also: Was im Wasser schwimmt, ist Fisch und damit erlaubt. Was nicht im Wasser schwimmt, ist verboten. Sehr schön, denn nach dieser Einteilung waren Schweine und Hühnchen zwar verboten, aber Enten, die ja bekanntlich im Wasser schwimmen, waren erlaubt – lecker und ganz ohne schlechtes Gewissen: Guten Appetit!

Enten sind ein Grenzfall, und tatsächlich ist eines der zentralen Probleme jeder Wissenschaft ihre Grenzen. Die mittelalterlichen Mönche waren hungrig und hatten Lust auf Fleisch; man muss

aber nicht einmal sagen, dass sie sich die Welt nach ihren Interessen zurecht machten, sondern kann durchaus annehmen, dass sie Welt genau so und ganz ehrlich so verstanden haben.

Ich wähle ein aktuelleres Beispiel: Wie gefallen Ihnen diese Blumen hier rechts? Sie heißen „Klatschmohn“, der wissenschaftliche Name ist „Papaver rhoeas“. Klatschmohn blüht – wie Sie sehen – knallrot und hätte damit eigentlich die besten Chancen zu einer gern verschenkten Blumensorte zu gehören. Dummerweise wächst Klatschmohn aber am liebsten dort, wo man ihn gar nicht brauchen kann, nämlich in Getreidefeldern. Klatschmohn ist Unkraut. Damit stellt sich eine ganz einfache Frage: Wollen wir satt werden oder lieber beim Anblick schöner Blumen verhungern? Die Antwort ist, glaube ich, eindeutig.



Ein letztes, ganz alltägliches Beispiel: Macht Ihnen dieser Teller Appetit? Auch wenn Sie keine Pizza mögen, werden Sie kaum sagen, dass dieser Teller dreckig ist. Ganz anders als auf dem nächsten Bild. Da gibt es weder Pizza noch Schweinebraten oder



Souvlaki, sondern nur noch schon verwendetes Besteck, eine gebrauchte Serviette und einen Teller, von dem irgendjemand etwas gegessen hat – pfui! Welt ändert sich, vor allem aber wird Welt immer aus einem sehr persönlichen Blickwinkel wahrgenommen. Das liegt ganz einfach daran, dass Wahrnehmung immer etwas mit demjenigen zu tun hat, der wahrnimmt. Und der hat nur sehr eingeschränkte Wahrnehmungsfähigkeiten und sehr bestimmte Interessen.



Spätestens jetzt werden Sie sich fragen, was Klatschmohn und Pizza, Unkraut und dreckige Teller mit Wissenschaft und wissenschaftlichem Arbeiten zu tun haben. Tatsächlich ist es eine ganze Menge. Gerade habe ich geschrieben, dass eines der zentralen Probleme jeder Wissenschaft ihre Grenzen sind. Konkret bedeutet das z.B. Folgendes: Wo sind die Grenzen zwischen Theologie und Philosophie? Zwischen Astrologie und Astronomie? Zwischen Medizin und Wunderheilung? Solange ich annehme, dass hinter der ganzen Welt in irgendeiner Weise Gott steht, knie ich am besten nieder und frage nicht weiter. Sobald ich aber der Meinung bin, dass ich selbst denken kann, und nicht nur ich, sondern du auch, und damit wir, wird es wohl nicht verboten sein nachzufragen. Nicht erst die alten Griechen haben das gemacht, sondern auch schon die Ägypter, die Babylonier, die Sumerer. Dass es überall dort bedeutende Astronomen gab, die sich damit beschäftigten, was am Himmel passiert, ist ein erstes Anzeichen für Wissenschaft. Es geht ihr nicht darum, was mir und anderen das Leben angenehmer macht, sondern nur um Wissen, das heißt sehr konkret: Sie wollten und ich will etwas wissen, obwohl weder sie noch ich eine Ahnung haben, warum es gut ist, das zu wissen, es ist einfach spannend, und vielleicht werden meine Kinder oder Enkel etwas damit anfangen können – keine Ahnung. Ohne diese Fokussierung auf die *Zukunft* gäbe es aber überhaupt keine moderne Welt.

Nur dieses Beispiel: Das Rad ist eine wundervolle Sache. Ohne das Rad gäbe es kein Fahrrad, kein Auto, keinen Kinderwagen, auch keine Uhr, keinen Aufzug, überhaupt gar nichts, was irgendwie rollt oder worin irgendetwas rollt. Es ist einfach fantastisch, schwere Sachen von hier nach da transportieren zu können, ohne sich selbst allzu sehr anstrengen zu müssen. Ich hebe die Sachen auf einen Wagen und lasse transportieren. Tatsächlich gab es aber Kulturen, die mit dem

Rad nichts zu tun hatten oder haben wollten; das prominenteste Beispiel ist die Gesellschaft der Inka. Sie basierte auf Sklaverei und hätte ohne Sklaverei nicht funktionieren können. In einer solchen Gesellschaft braucht man natürlich keine Arbeitserleichterung, im Gegenteil: Man muss sie ablehnen, weil jede Arbeitserleichterung den Sklaven ein paar Minuten und vielleicht sogar eine Stunde pro Tag Freizeit verschaffen könnte, in der sie ja eventuell anfangen zu denken – nichts schlimmer als das! Denn dann könnten sie auf die Idee kommen, dass sie auch Rechte haben und sich überlegen, wie sie diese Rechte durchsetzen können – vgl. oben.

Wissenschaft – ich habe diesen Gedanken schon öfters erwähnt und werde auch weiter nicht müde werden – hat immer etwas mit Freiheit zu tun. Gesellschaften, die kein Geld in Wissenschaft und in Bildung als Voraussetzung von Wissenschaft investieren, müssen sich vorwerfen lassen, keine freien Gesellschaften zu sein und sein zu wollen und Angst vor dem Wissen ihrer Bürger zu haben, Angst zu haben vor dem, was dieses Wissen bewirken könnte.

4.1 Die Ordnung der Wissenschaften

Es ist nun an der Zeit, Wissenschaft in verschiedene (Teil-)Wissenschaften zu differenzieren. Die modernen Sprachen sind sich weitgehend darin einig, zwischen Natur-, Human- und Sozialwissenschaften zu unterscheiden – nur im Deutschen wird der Mensch ganz gerne, aber auch nicht immer, auf seinen Geist reduziert, da heißen die Humanwissenschaften dann „Geisteswissenschaften“. Ganz grob und allgemein anerkannt ist als Einteilung aber folgende:

- *Naturwissenschaften* befassen sich mit allem, was zur Natur gehört, und das ist alles, was es auch gibt, wenn es keine Menschen gäbe (Mathematik, Chemie, Physik, Biologie, ...).
- *Human- (oder eben Geistes)-Wissenschaften* beschäftigen sich mit allem, was Menschen zu unserer Welt beigetragen haben und beitragen; dazu gehört auch unser Verhältnis zur Welt und zur Natur und unser Blick auf die Welt und die Natur (Kunst, Literatur, Sprache, ...).
- *Sozialwissenschaften* versuchen zu klären, was zwischen Menschen geschieht und wie diese zwischenmenschlichen Beziehungen strukturiert sind (Geschichte, Gesellschafts-, Politikwissenschaft, Jura, ...).

Leuchtet diese Einteilung ein? Irgendwie schon, auch wenn die Abgrenzung zwischen Human- und Sozialwissenschaft nicht immer eindeutig zu ziehen ist. In der Antike war jedoch eine ganz andere Einteilung verbreitet, die nicht thematisch orientiert war, sondern methodisch. Damals unterschied man:

- *Theoretische Wissenschaften*: Mathematik und Naturforschung, aber auch Philosophie und alles, was sich mit den Grundregeln unseres Denkens beschäftigt.
- *Poetische Wissenschaften* – von „ποίησις“ in der Bedeutung, die das Wort hatte, bevor sie auf rein Sprachliches („Poesie“) eingeengt wurde. Dazu zählte alles, was Welt verändert, also neben den modernen Humanwissenschaften z.B. auch Medizin.
- *Praktische Wissenschaften*: Sie erforschen alles, was zwischen Menschen geschieht, aber umfassender als es die modernen Sozialwissenschaften tun. Dazu gehörte z.B.: Ethik (Wie geht man miteinander um?), Politik (Wie regiert man?), Rhetorik (Wie überzeugt man andere von seiner eigenen Meinung?)

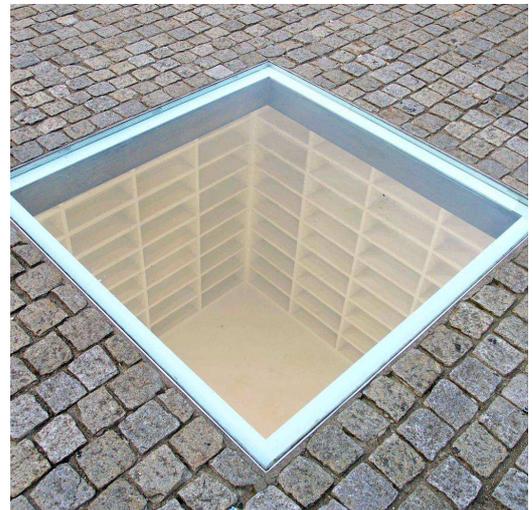
Warum sind solche oder andere Unterscheidungen überhaupt sinnvoll? Man könnte doch einfach lernen, was man will. Grundsätzlich ja, und je mehr desto besser!

Leonardo da Vinci (1452-1519) gilt als der Prototyp eines Universalgenies („uomo universale“). Er begann als Maler (und musste als unehelicher Sohn in der Florentiner Gesellschaft durch Leistung überzeugen). Offenbar war das der Ausgangspunkt seiner vielfältigen Interessen. Seine

Grundüberzeugung war: Ich kann nur malen, was ich auch verstehe. Also beschäftigte er sich mit Pflanzen und wurde Botaniker, er beschäftigte sich mit Tieren und wurde Zoologe, und er beschäftigte sich mit Menschen und wurde Anthropologe, Anatom, Psychologe, und von da aus dann (weil Menschen in Städten zusammenleben) auch Festungsbauer, Städtebauer, usw. und auf diesem Weg wurde er auch noch zum Erfinder, der nicht nur Kriegs-, sondern auch Flugmaschinen und allerhand anderes entwarf – und damit sind noch längst nicht alle seine Begabungen und Fähigkeiten benannt. Das Faszinierende an Leonardo ist neben seinen vielfältigen Talenten die unerschrockene Art und Weise seines Denkens, es ist nicht der Umfang seines Wissens; jeder Abiturient, der in der Schule aufgepasst hat, weiß heute mehr, als Leonardo zu wissen in der Lage war.

Warum? Wissen nimmt zu. Was heißt das? In einer mündlichen Kultur kann man den Umfang des Wissens kaum abschätzen. Jeder nimmt sein Wissen mit ins Grab. Selbstverständlich kann man Wissen mündlich weitergeben. Im 13. Jahrhundert hat ein Autor, der sich „Der Stricker“ genannt hat, einen ziemlich lustigen Ritterroman geschrieben, in dem er alle bekannten ritterlichen Helden mitsamt ihren Muskeln lächerlich macht. Sein neuer Held, „Daniel von dem Blühenden Tal“ heißt er, ist zwar auch stark, aber vor allem ist er klug. Nachdem sein Held immer wieder seine Klugheit unter Beweis stellen konnte, richtet der Erzähler gegen Ende des Romans eine eindringliche Rede direkt an seine Zuhörer: Jemand kann noch so stark sein, aber irgendwann wird im Kampf auch der Stärkste müde und schwach, weil seine Kräfte nachlassen. Der Kluge hingegen verliert seine Klugheit niemals, er kann sein Wissen tausendmal weitergeben und bleibt doch klug. Das Allerbeste daran ist jedoch: Andere werden auch klug!

Diese Weitergabe des eigenen Wissens ist in einer mündlichen Kultur allerdings eine ganz persönliche Sache. Wenn aber Bücher ins Spiel kommen, löst sich das Wissen von der Person und wird zum Besitz der Gesellschaft, bis die Bücher verbrennen oder das Papier, auf dem sie gedruckt sind, zu Staub zerfällt. Menschen sterben und nehmen ihr Wissen mit ins Grab. Wenn Bücher verschwinden, geht ebenfalls das in ihnen gesammelte Wissen verloren. Im dystopischen Roman „Fahrenheit 451“ von Ray Bradbury aus dem Jahr 1953 (1966 von François Truffaut verfilmt) werden alle Bücher von Staats wegen – durch Feuerwehrmänner – verbrannt; die einzige Literatur ist die, welche auswendig gelernt wurde und mündlich weitergegeben wird. Seit es Bücher gibt, gibt es Bücherverbrennungen. Dahinter steht die nackte Angst, das Wissen anderer könne der eigenen Macht gefährlich werden. Im Mai 1933 organisierten nationalsozialistische Studentenverbände in ganz Deutschland Bücherverbrennungen „wider den undeutschen Geist“, wie sie das nannten. – Wenn Sie mal in Berlin sind, gehen Sie doch über den Bebelplatz, auf dem die Berliner Bücherverbrennung der Studenten am 10. Mai 1933 stattfand. 24.000 Bücher wurden allein dort ins Feuer geworfen und wie bei Ray Bradbury waren es Feuerwehrmänner, die das Feuer entzündeten. 70.000 Menschen schauten zu. Auch Joseph Goebbels war dabei, Reichspropagandaminister, Leiter der Reichskulturkammer und promovierter Germanist. Dort befindet sich eines der eindrücklichsten Mahnmäler gegen Bücherverbrennungen. Es stammt von dem israelischen Künstler Micha Ullman: Ein unterirdischer Raum mit weißen leeren Bücherregalen.



Eine Zunahme des Wissens ist vor allem eine Frage des zur Verfügung stehenden Wissensspeichers. In ein Buch passt eine Menge Information, in zwei Bücher passt mehr, in eine Bibliothek erheblich mehr, doch niemals stand ein so großer Speicher zur Verfügung wie heute im Internet, und das darin gesammelte Wissen verdoppelt sich, glaubt man einigen Berichten, die im Internet kursieren, alle zwei bis drei Jahre. Dass sich darunter nicht nur Interessantes befindet, ist klar. Das liegt vor allem daran, dass dieser Speicher für den normalen Nutzer fast kostenlos ist.

Die Unbegrenztheit und Kostenlosigkeit des Speichers ist allerdings nicht nur ein Segen. Außerhalb seines eigenen Fachgebiets kann man gar nicht mehr entscheiden, was richtig oder sinnvoll ist, und was nicht. Solange es nur Bücher gibt und weil Bücher Geld kosten, überlegt man sich wahrscheinlich, ob man eines kauft oder für das Geld lieber ins Kino geht. Außerdem: Bevor ein Buch veröffentlicht wird, entscheiden in der Regel Fachleute darüber, ob sich das inhaltlich auch lohnt und ob es den Anforderungen wissenschaftlichen Arbeitens entspricht. Im Internet jedoch und in „Books on demand“ kann jeder Idiot schreiben, was er will. Ein Leser, der den Wahrheitsgehalt nicht beurteilen kann, hat keine Chance, Sinn oder Unsinn der Veröffentlichung zu beurteilen. Deshalb noch einmal (und immer wieder) die Warnung: Glauben Sie nicht alles, was Sie im Internet lesen, sondern überprüfen Sie zuerst die Glaubwürdigkeit der Webseite!

Wissen wird jedoch nicht nur angesammelt, sondern Wissen veraltet auch. Die meisten Menschen, die bisher auf der Erde gelebt haben, waren davon überzeugt, auf einer Scheibe zu leben – die allermeisten haben sich aber wahrscheinlich gar keine Gedanken darüber gemacht, worauf sie leben. Seit einiger Zeit wissen wir, dass die Erde eine Kugel ist, und das war sie auch schon viel früher. Das alte Wissen ist ein für alle Mal vergangen und überholt.

Ein ganz anderes Beispiel, diesmal aus der Medizin, das auch zeigen soll, dass altes Wissen nicht unbedingt ganz falsch sein muss. Aristoteles meinte, dass das Gehirn dazu dient, das Blut zu kühlen; auch das wissen wir heute besser. Überhaupt hat die Medizin seit der Antike gewaltige Fortschritte gemacht, man kennt heute den menschlichen Körper bis in die kleinste Zelle und nach der Entwicklung der Fluoreszenzmikroskopie (für die 2014 der Chemie-Nobelpreis vergeben wurde) selbst auf molekularer Ebene. Zugleich wurden Heilungs- und Operationsmethoden entdeckt, Medikamente erforscht und zusammengemixt und Geräte entworfen, die unzähligen Menschen das Leben gerettet und Schmerzen erspart haben. Die Begeisterung darüber ging jedoch so weit, dass man der Medizin vorwarf und wahrscheinlich vorwerfen musste, zur reinen Apparatedizin zu verkommen und Menschen nicht zu heilen, sondern nur zu reparieren, wie in einer Autowerkstatt Autos repariert werden. Ganzheitliche Medizin, TCM (= traditionelle chinesische Medizin), Homöopathie, usw. – insgesamt versucht die Rückkehr zu Heilmethoden der Vergangenheit, die Fehler der rein technischen Medizin zu korrigieren. Man kann davon halten, was man will, doch hat die Auseinandersetzung mit alternativen Heilmethoden insgesamt dazu geführt, den Menschen und seine Krankheiten neu zu überdenken, und dabei half zweifellos der Rückgriff auf die Vergangenheit sowie die Erkenntnis, dass nicht alles technisch Machbare auch wirklich das Beste für den Menschen ist.

In den (meisten) Humanwissenschaften, zu denen auch unsere Wissenschaft, die Germanistik, gehört, ist heute glücklicherweise alles ein bisschen harmloser: Wenn Sie sich an das Inhaltsverzeichnis des Buches von Jochen Hörisch erinnern: Keine dieser Theorien hat jemals die Welt gerettet oder im Gegenteil in den Abgrund gejagt. Das liegt aber auch daran, dass keine dieser Theorien jemals den Anspruch erhob, die Welt zu retten, und wenn einer ihrer Vertreter doch der Meinung wäre, dass sie es kann, wäre ihm das Gelächter seiner KollegInnen hoffentlich

sicher. Denn früher, das darf nicht verschwiegen werden, war das unglücklicherweise anders. Die deutsche Germanistik war im Dritten Reich willfährige Gehilfin des Regimes: Deutsche Literatur wurde sehr gerne als Ankündigung des Nationalsozialismus verstanden – bekanntestes Beispiel: Die Interpretation des Nibelungenlieds.

4.1.1 Das Nibelungenlied – nur als Beispiel

Das Nibelungenlied (Goethe fand es ziemlich furchtbar) wurde seit dem 19. Jahrhundert gerne als nationales Epos der Deutschen verstanden, schon damals gab es Literaturwissenschaftler und Nationalisten und dann vor allem nationalistische Literaturwissenschaftler, die es auf eine Stufe mit der „Ilias“ und der „Odyssee“ stellten. – Der Inhalt des Nibelungenlieds ist kurz gesagt folgender:

Der mit übermenschlichen Kräften, riesigem Reichtum und (fast) Unverwundbarkeit ausgestattete Siegfried kommt aus Holland nach Worms, weil er gehört hat, dass es da eine hübsche Königstochter gibt, Kriemhild, die er gerne heiraten will. Nicht so hastig, sagen Kriemhilds Brüder, erst braucht einer von ihnen, Gunther, der regierende Herrscher, eine Frau. Seine Wahl ist auf die isländische Königin Brünhild gefallen, doch Brünhild ist ein rechtes Mannweib, die ihre Heiratskandidaten zu Zweikämpfen herausfordert: Gunther ist sportlich aber eine ziemliche Flasche. Kein Problem: Siegfried hilft! Er besitzt auch eine Tarnkappe, und wenn er die aufsetzt, wird er unsichtbar, und mit dieser unsichtbaren und unsichtbar machenden Hilfe besiegt Gunther Brünhild: Die beiden heiraten, und Siegfried kriegt endlich auch Kriemhild.

Die Hochzeitsnacht ist für Gunther jedoch kein Spaß: Brünhild hat überhaupt keine Lust, seine Zärtlichkeiten über sich ergehen zu lassen, sondern packt ihn und hängt ihn an einen Haken an der Wand. Gunther muss schon wieder Siegfried um Hilfe bitten. Siegfried, mit Tarnkappe, überwältigt (und vergewaltigt) Brünhild in der nächsten Nacht, und mit ihrer Jungfräulichkeit verliert sie endlich auch ihre übermenschlichen Kräfte. Als Andenken an diesen Sieg behält Siegfried ihren Ring und ihren Gürtel. Doch er kann seine Klappe nicht halten und zeigt beides seiner Frau Kriemhild. Und Kriemhild kann ihre Klappe auch nicht halten, sondern erzählt Brünhild davon (voller Stolz, so war das damals), woraufhin Brünhild sich bei ihrem Mann, dem König, beschwert. Gunther holt sich Rat bei seinem Berater Hagen, der offenbar der einzige in Worms ist, der ein bisschen Verstand hat. Dessen Beschluss steht von Anfang an fest: Siegfried muss weg! Siegfried hat nämlich den gesamten Wormser Hof in der Hand, weil er allen in jeder Hinsicht überlegen ist. Hagen erledigt das selbst, erschießt Siegfried von hinten und scheut auch nicht davor zurück, gegenüber Kriemhild diesen Mord zu gestehen. Kriemhild schwört allen Rache, und die fällt äußerst blutig aus. Allerdings dauert es mehr als zwei Jahrzehnte, bis das Blut wirklich fließt. Nach 13 Jahren nimmt Kriemhild den Heiratsantrag des hunnischen Königs Etzel an, weil der mächtig ist, und Kriemhild hoffen kann, mit seiner Hilfe den Mörder ihres ersten Mannes töten zu können. Weitere 10 Jahre später lädt sie dann alle Wormser, das sind die Nibelungen, an ihren neuen Hof ein, und wirklich alle kommen: Tausende! Hagen, der Politiker, ist der einzige, der von Anfang an vermutet, dass es nur um Rache geht, doch er kann sich mit seinen Warnungen nicht durchsetzen. Und so geht es aus: Kein einziger der Ritter, die aus Worms kommen, überlebt den Besuch: Am Ende lässt Kriemhild ihren Bruder Gunther den Kopf abschlagen, dann tötet sie als letzten Nibelungen Hagen und wird schließlich selbst erstochen.

Der Nibelungenstoff ist ein sehr altes Thema, das zusammengesetzt ist aus verschiedenen Überlieferungen, die teilweise bis ins 5. Jahrhundert zurückreichen. Die Fassung, in der wir die Erzählung kennen, stammt jedoch aus den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts. Der Erzählfokus

ist ziemlich eindeutig: Rache ist nicht etwas, was der Welt gut tut; die Rächerin Kriemhild wird am Ende ausdrücklich verurteilt: als „vâlandinne“, das heißt: ‚Teufelin‘.

Die nationalistische und dann vor allem nationalsozialistische Deutung des Textes war aber eine ganz andere, und kein Germanist hat widersprochen, im Gegenteil: Die Nibelungen bitten nicht um Gnade, als sie den Hunnen ausgeliefert sind, sie stehen vielmehr zu Hagen, Siegfrieds Mörder, erst recht zu König Gunther, der den Mord gebilligt hat, und gehen ihnen in den Tod voran. Das ist wahre Treue, *Nibelungentreue*, die nicht auf das eigene Leben achtet, sondern das eigene Leben opfert, opfern *will* und opfern *muss*, um ein höheres Ziel zu erreichen! Der „Untergang der Nibelungen“ bildete das Denk- und Sterbemuster vor allem seit der Schlacht um Stalingrad zwischen September 1942 und Februar 1943, die mehr als eine Million Menschen das Leben kostete – ich schreibe bewusst „Menschen“ – „Soldaten“ hört sich immer so an, als müssten die ohnehin damit rechnen zu sterben. Den Toten von Stalingrad ging es nicht um Recht oder Unrecht, um richtig oder falsch, sondern um Treue, bis in den Tod, denn ohne die Bereitschaft zu sterben könne man ja eigentlich gar nicht von Treue sprechen – so hatten es die Germanisten herausgefunden und so predigte es die nationalsozialistische Propaganda. Und das höhere Ziel? Nur die Treue. Und das konnte selbstverständlich ausschließlich die Treue zum „Führer“ sein. Das bedeutete aber auch: Das uralte wissenschaftliche Prinzip „Denk selbst!“ galt nicht mehr, sondern nur noch: „Führer, befehl, wir folgen!“ Den eigenen Verstand hatte man längst abgegeben. – Wie konnte so etwas möglich sein?

In den ersten zehn bis 20 Jahren nach dem 2. Weltkrieg hatte man in Deutschland allerhand mit dem Wirtschaftswunder zu tun, und erst in den 60er und 70er Jahren setzte sich auch die Germanistik kritisch mit ihrer eigenen Vergangenheit auseinander und musste feststellen, wie schuldig sie sich gemacht hatte, indem sie zwölf Jahre lang die ideologische Begründung für millionenfachen Mord lieferte. – Dieser Satz muss sofort korrigiert werden. Es war nicht die Germanistik, sondern es waren Germanisten, sogenannte Wissenschaftler, die an ihrer Karriere hingen und dafür eine ganze Wissenschaft in den Dreck fuhren und Unzählige in den Tod schickten. Und es war dann eine neue Generation von Germanisten, die mit diesen Vorgängern nichts mehr zu tun haben wollten.

Dieses Beispiel der Germanistik im Dritten Reich muss auch heute noch abschreckend sein. Jederzeit lassen sich Dinge, lässt sich Welt ordnen, wie es Diktatoren gefällt. Er gibt grundsätzlich zwei Alternativen: Ich denke selbst (was durchaus gelernt werden muss) oder ich lasse andere für mich denken (wofür man dann aber selbst schuld ist).

Selbst denken ist nicht leicht. Noch schwerer ist es aber manchmal, zu akzeptieren, dass andere auch selbst denken und dass man sich mit ihnen auseinandersetzen muss, und dabei muss man argumentieren, seinen eigenen Standpunkt vertreten, ohne zu irgendwelchen außersprachlichen Waffen zu greifen. Aber wohlgemerkt: Das gilt für beide Seiten. Sobald eine Seite Soldaten aus den Kasernen ruft und Panzer auffahren lässt, ist es nicht nur mit der Freiheit, sondern viel früher schon mit der Wissenschaft vorbei.

4.2 Zugang zur Wissenschaft

Diesen Überlegungen schließt sich eine andere Frage an: Wem ist Wissenschaft, wem ist Wissen eigentlich zugänglich? Mündliches Wissen demjenigen, der sich mehr oder weniger zufällig in der Nähe eines Klügeren befindet. Man konnte dem Zufall auf die Sprünge helfen; das machten z.B. viele Römer, die ihre Kinder vor gut 2000 Jahren nach Athen schickten, damit sie was lernen. Gut 1000 Jahre später reiste man durch halb Europa, um in Bologna Jura, in Salerno Medizin, in Paris

Theologie und Philosophie zu lernen. Überhaupt erst möglich war dieser mittelalterliche Wissenstourismus, weil die sprachliche Barriere schon vorher überstiegen war: Alles Wissen wurde seit der Grundausbildung lateinisch vermittelt. Jahrhundertlang gab es deshalb allerdings in Frankreich keine französischen, in England keine englischen, in Italien keine italienischen, in Deutschland keine deutschen Bücher. Die negative Konsequenz war, dass es in den Wissenschaften keine volkssprachliche Begrifflichkeit, sondern nur lateinische Terminologie gab. Noch Ende des 17. Jahrhunderts wurde nüchtern festgestellt, dass man auf Deutsch keine Philosophie betreiben kann, weil es die passenden Wörter einfach nicht gibt. Latein hingegen konnten alle Wissenschaftler in ganz Europa, was natürlich ein gewaltiger Vorteil war: Wissenschaft war (in den damaligen Grenzen Europas) international. Fast dasselbe trifft heute ja wieder zu, da Englisch die Stelle des Lateinischen eingenommen hat, bekanntlich ebenfalls mit Vor- und Nachteilen, auf die hier aber nicht eingegangen werden muss. Immerhin war Wissenschaft noch nie so international wie heute. Auch der Zugang zum Wissen ist heute wesentlich mehr Menschen möglich als jemals zuvor. Laut Angaben von statista stieg die Anzahl der Internetnutzer in den 18 Jahren von 1997 bis 2014 von 121 Millionen auf 2925 Millionen.¹⁰

Anfang November 2014 hat die UNESCO ihre Wissenschaftsseite „World Library of Science“ (<http://www.nature.com/wls>; 27.12.2014) online gestellt. Sie verfolgt die Absicht, Wissen und wissenschaftliche Diskussion weltweit, und damit auch sogenannten „Entwicklungsländern“ zur Verfügung zu stellen. Die Seite ist auch ein Aufruf an Wissenschaftler, ihre Forschungsergebnisse weltweit zugänglich zu machen, kostenlos!, damit jeder darauf zugreifen kann und nicht nur derjenige, der genug Geld für den Kauf von Büchern und Zeitschriften hat.

4.3 Die Ordnung der Bücher

Je mehr Wissen es gibt, desto dringlicher stellt sich die Frage, wie dieses Wissen geordnet wird. In einer mittelalterlichen Bibliothek lagen vielleicht, wenn's viele waren, 100 Bücher; sie lagen tatsächlich, nämlich auf Lesepulten, und waren mit Ketten an den Lesepulten festgebunden, damit sie nicht gestohlen wurden. Nach der Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg im 15. Jahrhundert nahm die Zahl der Bücher zu (vor allem, weil sie billiger geworden waren) und man fand es viel praktischer (bis heute), sie in Regale zu stellen. Bei 100 Büchern kann man sich merken, wo jedes einzelne liegt, bei 1000 ist das schon schwieriger. Wie sind Bücher in einer modernen Bibliothek geordnet?

Es gibt ganz unterschiedliche Möglichkeiten; ich versuche, das erst mal ohne Bücher zu erklären. Dabei ist auf zwei Aspekte einzugehen:

- 1) Ich nehme an, dass Sie LIDL-Supermärkte kennen; der Unterschied zwischen diesen und allen anderen Supermärkten, in denen ich in Griechenland schon eingekauft habe, besteht darin, dass alle LIDL-Supermärkte gleich groß sind, und in allen LIDL-Supermärkten finde ich Kaffee, Käse und Toilettenpapier an den gleichen Stellen, und es gibt überall dieselbe Warenauswahl. Das ist zwar ein bisschen langweilig, aber auch sehr praktisch, denn egal, ob auf Kreta oder in Athen, in Süd- oder Nordgriechenland: Ich finde mich sofort zurecht. AB-City hat hingegen eine andere Ordnung als der „normale“ AB, aber ich habe keine Ahnung, was es dort gibt und was nicht, es sei denn, ich gehe rein und suche.
- 2) Wie es im Lager so kleiner Supermärkte wie LIDL aussieht, weiß ich nicht. In modernen großen Lagern ist jedenfalls alles ziemlich durcheinander. Da gibt es Hochregale, und wenn neue Ware

¹⁰ <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/186370/umfrage/anzahl-der-internetnutzer-weltweit-zeitreihe> (24.10.2014)

kommt, wird sie dahin gestellt, wo sie hinpasst. Niemand weiß, wo sie hinpasst, nur der Computer: Aus einem Barcode erfährt er die Maße des Kartons, er weiß, wo es noch Platz gibt, sorgt dafür, dass der Karton an diesen Platz kommt, und notiert, wo dieser spezielle Karton abgestellt wurde. Physikalische Ordnung muss es gar nicht mehr geben, denn physikalische Ordnung, die für Menschen nachvollziehbar ist, ist teuer, zumal Computer und ihre Programme immer billiger und leistungsfähiger werden. Wenn ich irgendetwas brauche, sage ich dem Computer Bescheid (tippe meinen Wunsch in die Tastatur), und er setzt sofort einen Gabelstapler in Gang, der genau den Karton aus dem Regal holt, den ich brauche, und sich zugleich merkt, wieviel Platz damit frei geworden ist, weil er das für den nächsten Karton wissen muss.

Um nun zu Bibliotheken zu kommen: Meine Bücher zu Hause sind geordnet, nicht nach Größe, Dicke, Farbe, Preis, sondern teils thematisch, teils alphabetisch. Literarische Texte stehen zwischen A und Z im Alphabet. Bei wissenschaftlichen Texten finde ich das nicht sehr sinnvoll, deshalb habe ich sie nach Themen geordnet: Syntax, Lexikologie, Angewandte Linguistik usw. Geschichte hat ein eigenes Regal, Kunstgeschichte auch, allerdings muss ich zugeben, dass ich mir mehr Ordnung in den einzelnen Themen vorstellen könnte, doch bin ich andererseits der Meinung, dass sich das für mich gar nicht lohnt: Die paar Meter Kunstgeschichte habe ich schnell durchsucht; außerdem finde ich es manchmal sehr spannend, bei einer solchen Suche auf Bücher zu stoßen, die ich längst vergessen habe, die aber sehr interessant sind und sich mal wieder zu lesen lohnen. Außerdem: Meine Bücher suche nur ich; wenn einer meiner Freunde oder Bekannten ein Buch braucht, das ich zufälligerweise habe, nehme ich es aus dem Regal und gebe es ihm.

In öffentlichen Bibliotheken ist das ganz anders und doch ganz ähnlich: Da hat grundsätzlich jeder das Recht, ein Buch auszuleihen oder zumindest zu lesen. Aber wie findet er sich zurecht? Grundsätzlich kann das genauso ablaufen wie in großen, modernen Lagern. Ich versuche das am Beispiel der Universitäts-Bibliothek Tübingen (UBT) zu verdeutlichen. Zunächst aber ein paar Daten zur UBT.¹¹ Der Medienbestand Ende 2012:

- 3.712.480 Medieneinheiten, davon
- 4.004 gedruckte laufende Zeitschriften,
- 24.079 elektronische Zeitschriften,
- 804.687 Dissertationen,
- 104.828 Rara, also seltene Bücher,
- 2.148 Inkunabeln, das sind sogenannte „Wiegendrucke“, aus der Frühzeit des Buchdrucks bis zum Jahr 1500,
- 2.148 Handschriften,
- 35.983 audiovisuelle Medien und
- 184.606 Mikromaterialien, also z.B. Mikrofilme.
- In einer Lehrbuchsammlung stehen 85.613 Bücher.

Aus dem Jahr 2013 gibt es u.a. folgende Daten:

- 51 Arbeitsplätze pro 1000 Nutzer;
- pro Nutzer wurden 122 Euro für neue Medieneinheiten ausgegeben, das waren insgesamt 9.069.906 Euro;

¹¹ Die Zahlen habe ich von den Seiten: <http://www.ub.uni-tuebingen.de/ueber-uns/bibliotheksprofil/fakten-und-zahlen/zahlen-zum-bestand.html> (24.10.2014), <http://www.bix-bibliotheksindex.de/index.php?id=20&L=0&x=a&template=detail&jahr=2014&bib=AJ021> (24.10.2014).

- 104 Stunden Öffnungszeit pro Woche, d.h. ca. 15 Stunden am Tag, auch am Wochenende;
- 128 Mitarbeiter;
- 1.920.153 Bibliotheksbesuche;
- 534.825 Bücher wurden ausgeliehen, davon 104.535 Fernleihen, d.h. Bücher, die es in der UBT nicht gibt und daher aus anderen Bibliotheken besorgt wurden.

Gegründet wurde die Universität Tübingen 1477, ihre Bibliothek wird 1499 zum ersten Mal erwähnt. Nachdem sie eine Zeit lang im Tübinger Schloss untergebracht war, zog sie 1912 in den „Bonatzbau“, nach seinem Architekten Paul



Bonatz (1877-1958) benannt. 1963 wurde sie auf das heutige Hauptgebäude ausgedehnt. 1981 musste in einem Tübinger Vorort ein Gebäude gemietet werden, in dem bis zu 1 Million Bücher gelagert wurden. Zwischen 1989 und 1991 wurde das Hauptgebäude wegen Asbestverseuchung renoviert (das ist dasselbe krebserregende Zeug, mit dem auch unser Universitätsgebäude verseucht ist); die Hauptverwaltung und der Lesesaal zogen in die „Alte Waschhalle“ um. Dort, wo früher die Wäsche des Universitätsklinikums gewaschen wurde, stehen bis heute die Zeitschriften sowie Schreibtische als Arbeitsplätze. 1999 begannen die Bauarbeiten zum „Ammerbau“, der 2002 eröffnet wurde und in dem heute die meisten Bücher (und viele Arbeitsplätze) stehen (auch wieder die eine Million aus dem Tübinger Vorort). Außerdem gibt es eine geräumige Eingangshalle, in der man sich zum Lernen, Diskutieren oder auch Essen treffen kann; eine Cafeteria ist auch da.

Was die Bücher angeht, gibt es in der UBT im Wesentlichen vier verschiedene Ordnungen: Im sogenannten Freihandbestand stehen ca. 850.000 Bücher, die weder thematisch noch alphabetisch geordnet sind, sondern nach dem Datum, an dem sie gekauft wurden. Diese Ordnung begann im Jahr 1961 zufälligerweise mit dem Buch „Das Evangelium und der Hinduismus“ von Paul David Devanandan, das die Signatur 1A1 erhielt; die Signaturen aus dem Jahr 2014 beginnen entsprechend mit 54A. Wie soll man bei dieser zufälligen Anordnung ein Buch finden? Das ist nur über einen Katalog möglich. Früher bestand dieser Katalog aus Karteikarten, heute selbstverständlich aus einer Datenbank, die im Internet bedien- und abrufbar ist. Sie kann nach allerhand Kriterien (Name des Autors, Titel, Schlagwort, ...) durchsucht werden. Die Suchergebnisse können exportiert und als Liste ausgedruckt werden, inklusive Signatur. Das alles lässt sich bequem im Sitzen erledigen, auch von zu Hause aus, wo auch immer sich das befindet. Dann sind aber die Beine dran: Ab in den „Ammerbau“ und Treppen hoch und runter und zwischen den Regalen zu den richtigen Signaturen und damit Büchern gewandert. Ausleihen geht dann ganz einfach: Benutzerausweis und die Bücher auf eine Art elektronische Waage gelegt, die Daten werden automatisch ausgelesen und

schon kann man die Bücher mitnehmen. Für vier Wochen kann man sie zu Hause verwenden, und wenn man sie länger braucht, kann man die Ausleihfrist noch zweimal um jeweils vier Wochen verlängern, es sei denn, jemand anders hat sein Interesse an ihnen in die Datenbank eingetragen; dann muss man das Buch zurückbringen, bei verspäteter Rückgabe muss man eine Strafgebühr bezahlen.

Nicht alle Bücher befinden sich im Freihandbestand, u.a. alle, die vor 1961 gekauft wurden; diese Bücher müssen – über das Internet – bestellt werden. Dann dauert es ca. einen halben Tag, bis fleißige Helfer sie aus dem Magazin holen und in Regalen zurechtlegen, aus denen man sie herausnimmt und ausleiht wie oben.

Wenn man keine Lust zum Schleppen hat oder nur ein paar Seiten (z.B. einen Aufsatz aus einem Sammelband) braucht, kann man die Literatur auch in der UBT kopieren, entweder als Papierkopie (2,4 Cent) oder (sehr viel billiger: 0,2 Cent) als PDF-Datei auf einen USB-Stick.

Eine dritte Ordnung findet sich in der Lehrbuchsammlung. Dort sind die Bücher (wie im wissenschaftlichen Teil meiner eigenen Bibliothek) nach Themen geordnet. Es handelt sich allerdings nicht um Spezialliteratur, sondern um Standardwerke, Einführungen in ein Thema und solche Bücher, die man gelesen haben sollte, um eine Prüfung zu bestehen. Da steht also Literaturgeschichte bei Literaturgeschichte, Linguistik bei Linguistik, Didaktik bei Didaktik, und die Unterthemen auch beieinander – sehr praktisch, und bei „nur“ 85.613 Büchern auch ohne weiteres machbar.

Im Zeitschriftenlesesaal stehen die über 4000 Zeitschriften in alphabetischer Ordnung und nach Jahrgang sortiert. Die aktuellen Hefte liegen aus. Wenn das Jahr vorbei ist, kommen die Hefte zum Buchbinder und werden zu einem Jahresband zusammengebunden.

4.4 Die Ordnung in einer Bibliothek

Es gibt immer zwei Interessen in einer Bibliothek, die unter einen Hut gebracht werden müssen: Einerseits die Verwaltung des gesammelten Wissens, andererseits die Bedürfnisse der Nutzer. Es leuchtet ein, dass es viel bequemer ist, am PC zu sitzen als zwischen den Regalen hin und her zu laufen und eventuell Bücher umräumen zu müssen, weil neue gekauft wurden, die in den vorhandenen Regalen keinen Platz mehr finden. Bei ca. 300 Metern Bücher, die im vergangenen Jahr von der UBT gekauft wurden, kann man sich vorstellen, wie viel Arbeit das wäre. Hintereinanderstellen ist viel einfacher, und die Ordnung erledigt man bequem am Computer, so dass sie auch – ebenso bequem – vom Computer aus abrufbar ist. Insgesamt ist das viel effektiver. Dazu bedienen sich weltweit Bibliotheken eines sogenannten OPAC (= Online Public Access Catalogue).

Die Ordnung in einer großen modernen Bibliothek ist also nicht physikalisch, sondern virtuell, was den unglaublichen Vorteil hat, dass sie von überall einsichtig ist, und nur ganz am Ende verbraucht man ein paar Kalorien, um das gewünschte Buch oder die Zeitschrift physikalisch zu finden. Dass Ordnung in Bibliotheken gar nicht physikalisch sein kann, wird zudem deutlich, wenn man sich die Schlagworteinträge des von mir einigermaßen zufällig ausgewählten Buches „Landmarks in German drama“, hg. von Peter Hutchinson, im OPAC der UBT ansieht:

German drama ; History and criticism

Deutsch ; Drama ; Geschichte 1779-1984 ; Aufsatzsammlung

Lessing, Gotthold Ephraim / Nathan der Weise ; Schiller, Friedrich / Kabale und Liebe ; Goethe, Johann Wolfgang von / Faust I ; Kleist, Heinrich von / Prinz Friedrich von Homburg ; Büchner, Georg / Woyzeck ; Schiller, Friedrich / Wallenstein

Grillparzer, Franz / Die Jüdin von Toledo ; Hauptmann, Gerhart / Vor Sonnenaufgang ; Wedekind, Frank / Der Erdgeist ; Kaiser, Georg / Von morgens bis mitternachts ; Brecht, Bertolt / Die Dreigroschenoper ; Brecht, Bertolt / Mutter Courage und ihre Kinder

In welches Regal soll man dieses Buch stellen? Zu Lessing, Schiller, Goethe, ...? Viel einfacher ist es, man stellt es irgendwohin (es hat die Signatur 43A11736) und gibt im PC die richtigen Schlagwörter ein. Dann wird es von demjenigen gefunden, der sich für Lessings „Nathan der Weise“ interessiert, von demjenigen, der sich für Schillers „Kabale und Liebe“ interessiert, ..., bis zu demjenigen, der sich für Jelineks „Krankheit oder moderne Frauen“ interessiert.

Es leuchtet ein, dass diese Ordnung aber nur funktioniert, wenn sich jemand darum kümmert und auch dafür sorgt, dass sie eingehalten wird. In unserer Bibliothek, die viel kleiner ist als die UBT, ist das leider nicht selbstverständlich. Auch wenn man die Signatur eines Buches bei hippo gefunden hat, heißt das noch lange nicht, dass man es auch im Regal findet; entweder weil irgendein/e Idiot/in das Buch herausgenommen und nicht wieder an seinen richtigen Ort gestellt hat oder weil der Bibliothekar zu faul ist, dafür zu sorgen, dass das Buch auch wirklich unter der Signatur zu finden ist, mit der es in OPAC steht.

Oben habe ich geschrieben, dass Ordnung teuer ist. Doch ist Ordnung umso notwendiger, je mehr Bücher, je mehr Wissen es gibt. Ordnung IST Wissen.

Deshalb muss noch ein Blick geworfen werden auf die Art und Weise, wie man zwischen physikalischer und virtueller Ordnung Ordnung schaffen kann. Diese Formulierung hört sich etwas seltsam an, aber nur deshalb, weil der Sachverhalt, um den es geht, tatsächlich seltsam ist. Und damit komme ich dann auch zu dem Signatur-System der Bibliotheken der Athener Universität.

Auf der Internetseite der Deutschen Nationalbibliothek (www.dnb.de) findet man bei den Einträgen zu den einzelnen Büchern häufig auch einen Hinweis auf eine „DDC-Notation“. Die Abkürzung DDC bedeutet „Dewey Decimal Classification“. Der Amerikaner Melville Louis Kossuth Dewey (1851-1931) machte sich als Student Gedanken darüber, wie sich Wissen ordnen lässt. Dabei orientierte er sich an Überlegungen des Philosophen, Mathematikers, Naturforschers ... Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716), der auch schon der Meinung war, dass sich das gesamte vorhandene Wissen irgendwie mathematisch ordnen ließe.¹² Dewey entwarf eine Ordnung zwischen 000. und 999. mit mehrstelligen Erweiterungen hinter dem Punkt, an der bis heute gelobt wird, dass sie sich auch dem Wandel des Wissens anpasst. Drei Jahre bastelte er daran und veröffentlichte sein erstes Klassifizierungssystem 1876. Mittlerweile liegt es in der 23. Auflage vor; die deutsche Version ist eine Übersetzung der 22. Auflage (abgekürzt als DDC22). Sie wurde in den Jahren 2002-2005 mit Geld der Deutschen Forschungsgemeinschaft angefertigt, d.h. übersetzt und dem europäischen Wissenschaftsverständnis angepasst; seither wird sie in der Deutschen Nationalbibliothek verwendet, um Suchroutinen auch international zu ermöglichen. Die Athener Universitätsbibliotheken verwenden DDC ebenfalls, allerdings nicht zur Verschlagwortung, sondern für die Signaturen. Ich werde das gleich darstellen. Die „Übersicht der DDC-Sachgruppen“ sieht in der deutschen Version so aus (Alex 2014):

¹² Um Leibniz, wie Leonardo da Vinci eine Universalbegabung, nur ganz kurz vorzustellen: Er soll einmal gesagt haben, dass es sein größtes Problem sei, schon morgens beim Aufstehen so viele Ideen zu haben, dass der Tag nicht ausreichte, um sie alle aufzuschreiben.

000 Allgemeines, Informatik, Informationswissenschaft

- 000 Allgemeines, Wissenschaft
- 004 Informatik
- 010 Bibliografien
- 020 Bibliotheks- und Informationswissenschaft
- 030 Enzyklopädien
- 050 Zeitschriften, fortlaufende Sammelwerke
- 060 Organisationen, Museumswissenschaft
- 070 Nachrichtenmedien, Journalismus, Verlagswesen
- 080 Allgemeine Sammelwerke
- 090 Handschriften, seltene Bücher
- 100 Philosophie und Psychologie**
- 100 Philosophie
- 130 Parapsychologie, Okkultismus
- 150 Psychologie
- 200 Religion**
- 200 Religion, Religionsphilosophie
- 220 Bibel
- 230 Theologie, Christentum
- 290 Andere Religionen
- 300 Sozialwissenschaften**
- 300 Sozialwissenschaften, Soziologie, Anthropologie
- 310 Allgemeine Statistiken
- 320 Politik
- 330 Wirtschaft
 - 333.7 Natürliche Ressourcen, Energie und Umwelt
- 340 Recht
- 350 Öffentliche Verwaltung
- 355 Militär
- 360 Soziale Probleme, Sozialdienste, Versicherungen
- 370 Erziehung, Schul- und Bildungswesen
- 380 Handel, Kommunikation, Verkehr
- 390 Bräuche, Etikette, Folklore
- 400 Sprache**
- 400 Sprache, Linguistik
- 420 Englisch
- 430 Deutsch
- 439 Andere germanische Sprachen
- 440 Französisch, romanische Sprachen allgemein
- 450 Italienisch, Rumänisch, Rätomanisch
- 460 Spanisch, Portugiesisch
- 470 Latein
- 480 Griechisch
- 490 Andere Sprachen
 - 491.8 Slawische Sprachen
- 500 Naturwissenschaften und Mathematik**
- 500 Naturwissenschaften
- 510 Mathematik
- 520 Astronomie, Kartografie
- 530 Physik
- 540 Chemie
- 550 Geowissenschaften
- 560 Paläontologie
- 570 Biowissenschaften, Biologie
- 580 Pflanzen (Botanik)
- 590 Tiere (Zoologie)

600 Technik, Medizin, angewandte Wissenschaften

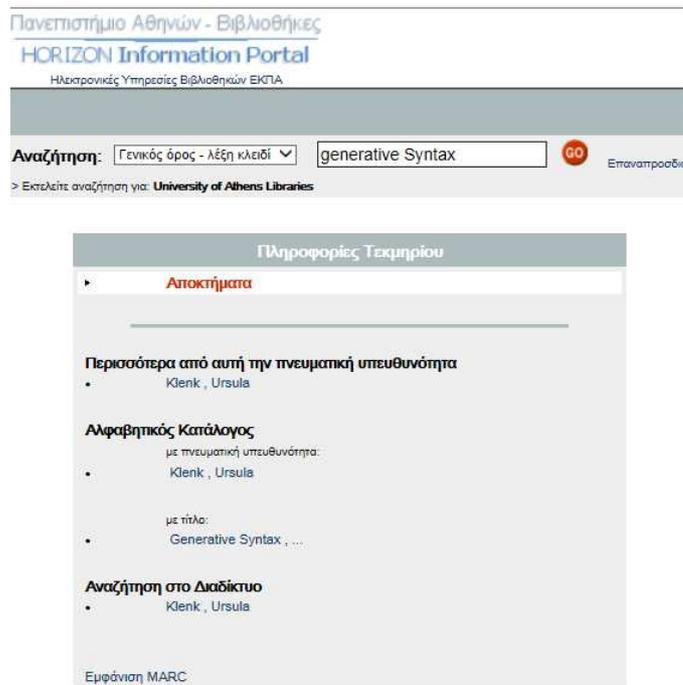
- 600 Technik
- 610 Medizin, Gesundheit
- 620 Ingenieurwissenschaften und Maschinenbau
 - 621.3 Elektrotechnik, Elektronik
- 624 Ingenieurbau und Umwelttechnik
- 630 Landwirtschaft, Veterinärmedizin
- 640 Hauswirtschaft und Familienleben
- 650 Management
- 660 Technische Chemie
- 670 Industrielle und handwerkliche Fertigung
- 690 Hausbau, Bauhandwerk
- 700 Künste und Unterhaltung**
- 700 Künste, Bildende Kunst allgemein
- 710 Landschaftsgestaltung, Raumplanung
- 720 Architektur
- 730 Plastik, Numismatik, Keramik, Metallkunst
- 740 Grafik, angewandte Kunst
 - 741.5 Comics, Cartoons, Karikaturen
- 750 Malerei
- 760 Druckgrafik, Drucke
- 770 Fotografie, Video, Computerkunst
- 780 Musik
- 790 Freizeitgestaltung, Darstellende Kunst
- 791 Öffentliche Darbietungen, Film, Rundfunk
- 792 Theater, Tanz
- 793 Spiel
- 796 Sport
- 800 Literatur**
- 800 Literatur, Rhetorik, Literaturwissenschaft
- 810 Englische Literatur Amerikas
- 820 Englische Literatur
- 830 Deutsche Literatur
- 839 Literatur in anderen germanischen Sprachen
- 840 Französische Literatur
- 850 Italienische, rumänische, rätomanische Literatur
- 860 Spanische und portugiesische Literatur
- 870 Lateinische Literatur
- 880 Griechische Literatur
- 890 Literatur in anderen Sprachen
 - 891.8 Slawische Literatur
- 900 Geschichte und Geografie**
- 900 Geschichte
- 910 Geografie, Reisen
 - 914.3 Geografie, Reisen (Deutschland)
- 920 Biografie, Genealogie, Heraldik
- 930 Alte Geschichte, Archäologie
- 940 Geschichte Europas
- 943 Geschichte Deutschlands
- 950 Geschichte Asiens
- 960 Geschichte Afrikas
- 970 Geschichte Nordamerikas
- 980 Geschichte Südamerikas
- 990 Geschichte der übrigen Welt
- B Belletristik
- K Kinder- und Jugendliteratur
- S Schulbücher

Wie Sie sehen, sind für Ihr Studium vor allem die 400er und 800er Klassen von Bedeutung.

4.4.1 Die Signaturen in der Bibliothek des deutschen Fachbereichs in Athen

Eine vollständige Signatur muss selbstverständlich individuell sein, damit sich jede von jeder anderen unterscheidet. Anstatt die genauen Regeln für die Vergabe der Signaturen, die höchst komplex sind, vorzuführen, wähle ich zwei Bücher aus unserer Seminarbibliothek und erläutere deren Signaturen.

In der Eingabezeile des Athener OPAC-Systems (<http://hippo.lib.uoa.gr>) suche ich zunächst nach dem Stichwort „generative Syntax“. Als Ergebnis erhalte ich 198 Titel. Wenn ich mich nur für die Bücher interessiere, die es in unserer Seminarbibliothek gibt, kann ich rechts oben die Suche entsprechend eingrenzen: „Οριοθέτηση με: Βιβλιοθήκη Γερμανικής Γλώσσας και Φιλολογίας“. Nach Klick auf „Go“ bleiben 34 Titel übrig, die es in unserer Seminarbibliothek geben sollte. Wiederrum oben rechts kann ich die gefundenen Titel nach verschiedenen Kriterien sortieren, z.B. nach Erscheinungsdatum, was aber nicht sehr komfortabel ist. Wenn ich bei www.xe.gr irgendetwas suche, kann ich nach aufsteigenden oder absteigenden Reihen sortieren, beim Athener OPAC-System geht's leider nur in aufsteigender Reihe, obwohl normalerweise die neuesten Titel interessanter sind. Egal, ich wähle Nr. 25, klicke auf den Titel oder rechts auf „Εμφάνιση Λεπτομερειών“¹³ und komme auf eine Seite, die links so aussieht:



Das ist nicht besonders spannend, weil da fast nur das steht, was ich ja gesucht habe. Wenn Sie aber ganz wissbegierig sind, klicken Sie unten links auf „Εμφάνιση MARC“ und Sie gelangen auf eine neue Seite, mit deren Inhalt Sie sich dann die nächsten Monate beschäftigen können, wenn Sie Lust haben.

Wenn Sie nach demselben Buch in der deutschen Nationalbibliothek suchen, finden Sie rechts neben anderen Hinweisen ebenfalls einen Hinweis auf „MARC21-XML-Repräsentation dieses Datensatzes“. Wenn Sie auch noch darauf klicken wollen und das Ergebnis mit der Ergebnisseite der Athener Bibliothek vergleichen, werden Sie feststellen, dass es zwar ein paar Gemeinsamkeiten gibt, aber doch alles relativ unverständlich ist. Bevor ich versuche, die Bedeutung von MARC darzulegen, die wirklich ganz erheblich ist, zitiere ich die Eingangsdefinition der deutschen Wikipedia:

Machine-Readable Cataloging (MARC) ist ein im Bibliothekswesen verwendetes Datenformat. Das Katalogisierungsformat wurde unter Federführung der Library of Congress in den 1960er-Jahren entwickelt und liefert das Protokoll, durch das Computer bibliografische Informationen miteinander austauschen können. Seine Datenelemente bilden die Grundlage für die meisten heute benutzten Bibliothekskataloge. Aktuell scheinen besonders UNIMARC und MARC 21 von Bedeutung zu sein. Die Gemeinsame Normdatei (GND) arbeitet beispielsweise mit dem Austauschformat MARC-21-Authority.

Die Gemeinsame Normdatei GND regelt, einfach gesagt, den Übergang von *Welt* in *Bibliothek*: Sobald irgendetwas von irgendjemandem über irgendetwas oder irgendjemanden schriftlich produziert wird und in irgendeiner Bibliothek landet, d.h. in der Öffentlichkeit, muss es katalogisiert werden, um irgendwann wieder auffindbar zu sein. Und „katalogisieren“ heißt: Eigenschaften nach einem ganz bestimmten Muster festhalten und präsentieren.

Um zu verdeutlichen, was damit gemeint ist: Wenn ich jemandem begegne, ist er mir auf den ersten Blick sympathisch oder unsympathisch. Das hat was mit seinem Aussehen, der Art und

¹³ Der Klick auf „Εμφάνιση Λεπτομερειών“ scheint sicherer zu sein; bei Klick auf den Titel landet man häufig bei einem „Proxy Error“. Durch solche Zielverfehlungen bitte nicht entmutigen lassen, sondern einfach noch mal versuchen.

Weise, wie er sich bewegt, seinen Blicken, seiner Sprechweise usw. zu tun. Dieser erste Eindruck kann sich durchaus ändern. Eine Katalogisierung kann sich eine solche Spontaneität und Zufälligkeit aber selbstverständlich nicht leisten, sie muss objektiv und nachvollziehbar sein, auch noch in möglichst vielen Jahren. Es ist gar nicht so leicht, so etwas hinzubekommen, wenn es nicht standardisiert und das heißt: für einen Katalog aufbereitet ist.

Ein ganz einfaches Beispiel: „Eva ist eine schöne Frau.“ Dieser Satz bedeutet wahrscheinlich alle hundert Jahre etwas ganz anderes: Mal ist sie klein, mal ist sie groß, mal ist sie dünn, mal ist sie dick, mal blond, mal brünett, usw. Und wenn ich auf die Idee komme, von Eva ein biometrisches Foto zu machen, geht nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihre Freundlichkeit, ihr Humor, ihre Spontaneität, ihre ganze Individualität verloren.

Wissen objektiv aufzubewahren, ist verdammt schwer. Damit komme ich noch einmal auf ein Thema zurück, das aus dem vorangegangenen Kapitel stammt. Dort ging es u.a. darum, dass Wissen zwischen Antike und Mittelalter verloren ging, weil Bücher verbrannt sind, weil man sie verbrannt hat (s. auch oben), weil man sie nicht rechtzeitig abgeschrieben hat, weil man nichts mehr mit ihnen anfangen konnte oder wollte. Wie kann man aber überhaupt sicherstellen, dass heutiges Wissen auch noch in ein paar tausend Jahren verfügbar und verstanden wird. In den meisten Fällen mag das gar keine Rolle spielen, doch haben wir uns in den letzten Jahrzehnten Situationen geschaffen, die uns dazu zwingen, uns sehr ernsthaft damit auseinanderzusetzen. Weil er besonders schön ist, zitiere ich den Beginn eines Zeitungsartikels von Christian Schmidt aus dem Jahr 2007:

Wie schreibt man «Gefahr» in 10 000 Jahren?

Radioaktive Abfälle bleiben länger gefährlich, als Schriften und Symbole ihre Verständlichkeit bewahren. Wie sollen die Menschen im Jahr 12.000 davon abgehalten werden, den Atom Müll der Vergangenheit auszugraben?

Dass der so genannte «Fluch des Pharaos» im Jahre 1922 zuerst einen britischen Grabräuber das Leben kostete, dann dessen Hund umbrachte, später einen Museumsdirektor unters Auto geraten ließ und insgesamt den Tod von acht weiteren an der Ausgrabung von Tutenchamun beteiligten Personen verursachte, ist zwar mehr Legende als Tatsache, doch das blühende Geranke hat zwei wahre Wurzeln:

Die Hoffnung auf Ruhm und Gewinn verwandelt Menschen in zwanghafte Schatzgräber. Keine der bei den mumifizierten Pharaonen gefundenen Warnungen vermochte zu verhindern, dass Archäologen die Gräber ausräumten.

Für Susan Scott, Sprecherin der Waste Isolation Pilot Plant in der Wüste von New Mexico, ist dieses kaum zu kontrollierende Verhalten des Homo sapiens entscheidend bei der Klärung der Frage, wie denn zukünftige Generationen daran gehindert werden können, nach den strahlenden Abfällen der Vergangenheit zu graben. Bei der «WIPP» handelt es sich um das weltweit erste Endlager für langlebige Atomabfälle, es soll in 25 Jahren in Betrieb genommen werden und ist entsprechend am weitesten fortgeschritten.

Scott sieht nur einen Erfolg versprechenden Weg: Finden unsere Nachkommen Hinweise auf Atom Müll, müssen sie mit so vielen verschiedenen, großflächigen und mehrstufigen Warnungen konfrontiert werden, bis die Botschaft das umnebelte Bewusstsein durchdringt und den vorprogrammierten Kurzschluss «zuerst graben, dann denken» doch noch verhindert. Entsprechend vielschichtig ist das WIPP-Projekt, und entsprechend gigantisch sind seine Ausmaße.

Eine Grundfläche von sechs Quadratkilometern wird von einem dreißig Meter breiten und zehn Meter hohen Erdwall begrenzt, der mit einem Saum aus Steinsäulen bestückt ist. Diese Markierungen werden mit Warnungen versehen, einerseits in den sechs Uno-Sprachen sowie lokalen Idiomen, andererseits mit Zeichnungen und Piktogrammen. In der Mitte der umgrenzten Fläche befindet sich das Informationszentrum, das teils oberirdisch, teils unterirdisch angelegt ist. In Granit gemeißelt finden sich hier sämtliche Angaben über das Endlager wie Inhalt, Herkunft und Aufbau. Ergänzt werden die Steinplatten durch Plaketten, auf denen schmerzverzerrte Gesichter eingraviert sind.¹⁴

¹⁴

<http://www.energiestiftung.ch/files/downloads/energiethemen-atomenergie-atommuell/tagi-artikel-kennzeichnung.pdf> (27.12.2014). Die Rechtschreibung habe ich entschweizt.

Tatsächlich gab es noch nie etwas so dauerhaft Gefährliches wie radioaktive Abfälle. Radioaktivität sieht man nicht, riecht man nicht, hört man nicht, aber eher früher als später stirbt man davon. Ich will dieses Thema hier nicht vertiefen, sondern muss wieder zu MARC und DDC zurückkehren.

Der Mittelteil des Ergebnisses meiner Suche nach Ursula Klenks Buch über Generative Syntax sieht so aus:

Generative Syntax , Ursula Klenk
 υπό Klenk , Ursula

Tbingen : Narr 2003

Θέματα • Grammar, Comparative and general - Syntax
Σειρές • Narr-Studienbcher , 0941-8105
 ISBN: 3-8233-4994-5 (pbk.)
 Περιγραφή: 261 p. : ill. ; 24 cm.
 Σημειώσεις: Includes bibliographical references (p.[253]-256) and index

Da steht noch mal der Titel des Buchs, der Name der Autorin, der Verlagsort, der Name des Verlags und das Erscheinungsjahr: Sie sehen, dass es dummerweise keine Umlaute gibt: Statt „Tübingen“ steht da „Tbingen“, und etwas tiefer statt „Studienbücher“ „Studienbcher“. Die folgenden Einträge geben an, um was es in dem Buch geht

Που μπορώ να το βρω;

(sehr allgemein und auf Englisch), in welcher Reihe es erschienen ist, welche ISBN es hat und wie umfangreich es ist; dass es ein Literaturverzeichnis gibt und einen Index, d.h. ein Register, ist auch noch vermerkt. Die ISBN ist für jedes Buch individuell. ISBN steht für „International Standard Book Number“ oder auf Deutsch ebenso: „Internationale Standard Buch Nummer“.¹⁵

Selbstverständlich wollen Sie auch wissen, wo Sie das Buch in der Bibliothek finden können. Einfach auf die Schaltfläche „Που μπορώ να το βρω;“ klicken, dann kommen Sie auf eine Seite, deren unteren Teil Sie hier sehen – bei manchen Suchergebnissen können Sie sich diesen Klick auch sparen, weil sie sofort dort landen:

Προσθήκη στη λίστα μου

Πληροφορίες Αντίτυπου/Αποκτημάτων							
Τοποθεσία	Ταξιδιωτικός#	Συλλογή	Δανειακή κατηγορία	Αντίτυπα	Κατάσταση	Ημ/νία Επιστροφής	Αρ. Κτηματολογίου
Βιβλιοθήκη Γερμανικής Γλώσσας και Φιλολογίας	415 KleU g 2003	Βιβλία, πτυχακός	Τυπική κατηγορία μονογραφιών	1	Δανεισμένο	01/09/2014	16206
Βιβλιοθήκη Γερμανικής Γλώσσας και Φιλολογίας	415 KleU g 2003	Βιβλία, πτυχακός	Τυπική κατηγορία μονογραφιών	2	Διαθέσιμο		16304

Mit einem weiteren Klick auf „Προσθήκη στη λίστα μου“ können sie den Titel Ihrer Sammeliste hinzufügen, die Sie sich anschließend als Mail zuschicken lassen können, leider ohne Signaturen. Auf der Internetseite steht aber die Signatur, die uns jetzt beschäftigen soll: 415 KleU g 2003. Auf dem Rücken des Buches selbst ist sie so notiert:

**415
KleU
g
2003**

Aufzulösen ist sie folgendermaßen:

400: Sprache

410: Linguistik

415: Grammatik der Standardformen von Sprachen¹⁶

Nach dem Standardsystem der DDC geht die Klassifizierung numerisch noch weiter, nach einem Punkt, das werden wir gleich sehen, wenn es um einen literarischen Titel geht. In so kleinen

¹⁵ Das 10-stellige ISBN-System, das auch noch in diesem Beispieldatensatz gelistet ist, wurde 2007 durch ein 13-stelliges System abgelöst. Damit könnten nun theoretisch 10 Billionen (= 10.000 Milliarden) Bücher (10.000.000.000.000) nummeriert werden, praktisch sind es allerdings „nur“ 1,9 Milliarden (1.900.000.000). Der große Unterschied ist darauf zurückzuführen, dass auch ISBN-Nummern wenigstens für Fachleute aussagekräftig sein sollten; völlig beliebige Ziffern würden nur noch Computer verstehen. – Die „0941-8105“ hinter „Narr-Studienbcher“ ist die ISSN = International Standard Serial Number; sie identifiziert nicht das einzelne Buch, sondern die Buchreihe, also die Narr-Studienbücher“.

¹⁶ Die Entschlüsselung des numerischen Teils der Signatur findet man am einfachsten auf dieser Seite: <http://deweysearchde.pansoft.de/>.

Bibliotheken wie unserer kann man die Systematik aber auch vereinfachen; deshalb gibt es als nächstes:

KleU: Man kann sich vorstellen, was das bedeuten soll: „Kle“ steht für Klenk – die ersten drei Buchstaben sind immer die ersten drei Buchstaben des Nachnamens; der folgende Buchstabe ist immer der erste Buchstabe des Vornamens, also Kle(nk) U(rsula).

g ist der Anfangsbuchstabe des Buchtitels (Generative Syntax). Grundsätzlich ist dieser Buchstabe der Anfangsbuchstabe des ersten Adjektivs oder Substantivs des Titels oder der Titelreihe; Artikel beispielsweise werden nicht berücksichtigt.

2003 ist das Jahr, in dem das Buch veröffentlicht wurde.

Damit ist die Signatur komplett und das Buch kann von jedem anderen Buch unterschieden werden.

Als zweites Buch suche ich „Der Erwählte“ von Thomas Mann (auch hier stellt man fest, dass die Eingabe „Erwählte“ zwar verstanden, aber nicht korrekt angezeigt wird). Das Buch, das ich suche, gibt es in mehreren Ausgaben, ich entscheide mich für eine von 1980. Die zusätzlich angegebenen Jahreszahlen (1875-1955) sind die Lebensdaten des Autors, die cm-Angabe bezieht sich wie immer auf die Längsseite des Buches. Dass es auf Seite 299 eine Bibliographie gibt, ist wieder hilfreich zu wissen. Die Signatur des Bandes lautet: 833.912 ManT w MenP 1980 7, auf dem Buchrücken:

Der Erwählte : Roman , Thomas Mann

υπό Μανη , Thomas , 1875-1955

Frankfurt : Fischer 1980

Σειρές • Gesammelte Werke in Einzelbänden

Παραλλαγές Τίτλου: Works . German

ISBN: 3-10-048221-2

Περιγραφή: 301 p. ; 18 cm.

Σημειώσεις: Includes bibliography: (p.299)

Ich löse auf:

800: Literatur

830: Deutsche und verwandte Literaturen

833: Deutsche Erzählprosa

833.9: Deutsche Erzählprosa 1900-

833.91: Deutsche Erzählprosa 1900-1990

833.912: Deutsche Erzählprosa 1900-1945

833.912
ManT
w
MenP
1980
7

Tatsächlich ist der Roman aber nicht vor, sondern nach 1945 erschienen, nämlich 1951. Warum erhält das Buch dann nicht die Signatur 833.914 (= Deutsche Erzählprosa 1945-1990; die Signatur 833.913 ist nicht vergeben)? Weil es bei der Zuweisung der Signatur nicht um das Jahr der Entstehung des einzelnen Textes geht, sondern um die Entstehung des Hauptwerks des Autors, und die meisten seiner Werke hat Thomas Mann zwischen 1900 und 1945 geschrieben. Deshalb beginnt auch die Signatur des Novellenbands „Der kleine Herr Friedemann“, der bereits 1898 erschienen ist, mit 833.912. Es ist selbstverständlich viel praktischer, wenn alle Bücher eines Autors in einem und nicht in verschiedenen Regalen stehen.

ManT: „Mann, Thomas“ als Name des Autors.

w: „Werke“.

MenP: Diese Abkürzung lässt sich nicht ohne weiteres auflösen, es sei denn, man hat das Buch in der Hand oder wirft einen Blick in die MARC-Repräsentation. Dort steht, dass das Buch Bestandteil einer größeren Ausgabe ist, nämlich: „Gesammelte Werke in Einzelbänden, herausgegeben von Peter Mendelssohn“; der Name des Herausgebers taucht als „MenP“ in der Signatur auf.

1980: Jahr des Erscheinens; hier steht nicht das Jahr der Erstausgabe.

Z: Das ist die Nummer des Bandes innerhalb der gesammelten Werke Thomas Manns von 1980.

4.5 Was Klassifikationssysteme leisten

Abschließend nun noch ein paar Sätze über Sinn und Bedeutung der DDC und anderer Klassifikationssysteme. Täglich sitzen Tausende von Bibliothekaren an ihrem Computer und katalogisieren Bücher, damit diese in Zukunft von möglichen Benutzern gefunden werden. In jedem Land geschieht das sehr wahrscheinlich in der Landessprache. Der Vorteil eines Zahlencodes besteht darin, dass er in allen Sprachen gleich ist – das war einer der Gründe, warum DDC z.B. an der Deutschen Nationalbibliothek 2005 als Systematik zur Erschließung des Inhalts der vorhandenen Bücher eingeführt wurde – ein Projekt, das längst noch nicht abgeschlossen ist. Bibliotheken, die ihre Bestände mit Hilfe der DDC erschließen, sind weltweit und einheitlich von überallher durchsuchbar. Das gilt leider nur theoretisch. Die Athener Bibliotheken z.B. sind dummerweise nicht nach ihren DDC-Klassen durchsuchbar.

Ein weiterer Vorteil: Wenn Datensätze weltweit einheitlich sind, müssen sie nur einmal erstellt werden und können überall verwendet werden – eine gewaltige Arbeitersparnis für Bibliothekare. Im Idealfall wird der Datensatz aber schon gemeinsam mit dem Buch selbst erstellt und über einen Barcode zugänglich gemacht. Gehen Sie einfach auf die „Classify-Site“ der OCLC (<http://classify.oclc.org/classify2/>) und geben dort eine ISBN-Nummer ein, z.B. 9783823366669 – Sie werden, nachdem Sie auf den Titel des Buches geklickt haben, allerhand Informationen über das Buch finden, aber Sie werden auch sehen, dass der DDC-Eintrag nicht bei allen Bibliotheken derselbe ist. Auch Ordnung ist individuell.

„OCLC“ muss noch erklärt werden. Es steht für „Online Computer Library Center“. Es wurde 1967 in Ohio (USA) gegründet, um die Zusammenarbeit zwischen den Bibliotheken im nordamerikanischen Bundesstaat Ohio zu erleichtern und zu rationalisieren. Mittlerweile (26.12.2014) sind laut <http://oclc.org/de-DE/> 16.737 Bibliotheken, Archive und Museen in 113 Ländern Mitglied bei OCLC. Von OCLC wird auch die Suchmaschine „worldcat“ betrieben, über die zurzeit auf 258 Millionen Datensätze zugegriffen werden kann. Eine kostenlose Version, allerdings mit eingeschränkten Suchergebnissen, gibt es auch: <http://www.worldcat.org/> Wenn ich dort nach dem Buch von Ursula Klenk über Generative Syntax suche, finde ich folgenden Eintrag, der dem Eintrag im Athener OPAC schon sehr ähnlich ist:

In der unteren Hälfte der Seite gibt es dann noch genauere Informationen. Außerdem stellt OCLC auch die MARC-Repräsentationen zur Verfügung.

The screenshot shows a book record with the following details:

- Verfasser/in: [Ursula Klenk](#)
- Verlag:
- Serien: [Narr Studienbücher](#)
- Ausgabe/Format: [Alle Ausgaben und Formate anzeigen](#)
- Datenbank:
- Bewertung: (noch nicht bewertet) [0 mit Rezensionen - Verfassen Sie als](#)
- Themen: [Grammar, Comparative and general - Syntax, Syntaxis, Generative grammatica](#)
[Alle Themen anzeigen](#)
- Ähnliche Titel: [Ähnliche Titel](#)

Dokumenttyp:	Buch
Alle Autoren:	Ursula Klenk
	<input type="text" value="Weitere Informationen zu: Ursula Klenk"/> <input type="button" value="Suchen"/>
ISBN:	3823349945 9783823349945
OCLC-Nummer:	51022519
Beschreibung:	261 pages : illustrations ; 25 cm.
Serientitel:	Narr Studienbücher
Verfasserangabe:	Ursula Klenk.

So leicht bekommt man mittlerweile Informationen über Bücher. Man muss sie nur in das eigene OPAC-System aufnehmen, einen Code ausdrucken, der in das Buch geklebt wird (ein Programm dafür stellt OCLC ebenfalls zur Verfügung), einen Aufkleber für den Buchrücken drucken und dann stellt man das Buch in das richtige Regal.

Umso erschreckender ist es, welche Unordnung in unserer Bibliothek herrscht. Laut offizieller Angabe (<http://www.gs.uoa.gr/to-tmima/biblio8ikh.html>; 27.12.2014) gibt es in ihr gerade einmal 12.000 Bücher. Es dauert entsetzlich lange, bis neu eingetroffene Bücher mit Signatur in Katalog und Regal landen; die letzten wurden uns im März 2014 vom Goethe-Institut geschenkt, und sie liegen immer noch in Kisten herum. Dass wir nur einen Bibliothekar haben, ist keine Entschuldigung und nicht einmal eine Erklärung, im Gegenteil. Die Tübinger Universitätsbibliothek hat 128 Mitarbeiter – siehe oben. Bei einem Bestand von 3,7 Millionen Medieneinheiten ist statistisch jeder Mitarbeiter für ca. 29.000 zuständig. Auch das beste Ordnungssystem muss sich gegen Faulheit durchsetzen. Das Studium an unserem Fachbereich wäre erheblich einfacher, wenn jemand seine Aufgabe ernst nehmen würde, für die er immerhin bezahlt wird: Ordnung in der Bibliothek zu schaffen.

Das ist aber auch ein Appell an Sie alle. Bitte sorgen Sie dafür, dass es nicht noch mehr Unordnung in der Bibliothek gibt, indem Sie ein Buch, das Sie aus einem Regal genommen haben, wieder genau dahin stellen, wo es hingehört. – Alle KommilitonInnen und DozentInnen, auch zukünftige, werden Ihnen dankbar sein.

DDC ist selbstverständlich nicht die einzige Möglichkeit, Literatur zu ordnen. Wikipedia – in dieser Hinsicht sehr zuverlässig – listet unter der Überschrift „Übliche Bibliotheksklassifikationen“ folgende andere Klassifikationen auf.

Klassifikationen für [Öffentliche Bibliotheken](#):

- [Allgemeine Systematik für Öffentliche Bibliotheken](#) (ASB)
- [Klassifikation für Allgemeinbibliotheken](#) (KAB)
- [Systematik für Bibliotheken](#) (SfB)
- [Systematik der Stadtbibliothek Duisburg](#) (SSD)
- [Österreichische Systematik für Öffentliche Bibliotheken](#) (ÖSÖB)
- [Sachbuch-Systematik für katholische öffentliche Büchereien erweiterte Fassung](#) (SKB-E)
- [Systematik für evangelische Büchereien](#) (SEB)
- [Einheitssystematik für Südtiroler Bibliotheken](#) (ESSB)

Allgemeinklassifikationen für [Wissenschaftliche Bibliotheken](#):

- [Regensburger Verbundklassifikation](#) (RVK)
- [Aufstellungssystematik](#) der Gesamthochschulbibliotheken des Landes Nordrhein-Westfalen (GHB)
- [TUM-Systematik](#) naturwissenschaftlich-technische Systematik der [Technischen Universität München](#)
- [Basisklassifikation](#) (BK)

- [Dezimalklassifikation](#):
 - [Dewey-Dezimalklassifikation](#) (DDC)
 - [Universelle Dezimalklassifikation](#) (UDK)
- [Library of Congress Classification](#) (LCC)
- [Bibliothekarisch-bibliografische Klassifikation](#) (BBK)
- [Bremer Systematik](#) der [Staats- und Universitätsbibliothek Bremen](#)
- [Göttinger Online Klassifikation](#) (GOK)

4.6 Und was bringt das alles?

Was bedeutet all das für die Wissenschaft, für die Zukunft der Wissenschaft und für Ihr Studium? Um diese Konstellation geht es ja hier. Wissenschaft hat sehr viel mit Intelligenz zu tun, Studium auch, und Bücher sind gewissermaßen Intelligenz schwarz auf weiß. Man muss mit seinem eigenen Denken aber nicht von vorne anfangen, deshalb studiert man ja, und dieses Studium ist, wie schon gesagt, die Klettertour bis hoch auf die Schultern der Riesen. Auch dieses Klettern haben mir andere vorgemacht, indem sie Einführungen und sonstige Bücher geschrieben haben über all das, was ich selbst lernen will. Sie haben die vermutlich besten Wege, die nach oben führen, herausgefunden, und so hergerichtet, dass man wirklich einigermaßen bequem auf ihnen nach oben kommt. Fantastisch! Doch so dankbar ich ihnen auch bin: Oben angekommen, liegt es dann ausschließlich an mir selbst, ob ich mehr sehen will als sie. Dass es manchen schwindlig wird dabei, ist verständlich. Doch lohnt es sich, Wissenschaft einmal aus diesem Blickwinkel zu sehen: Der ganze Aufwand mit der Ordnung in Bibliotheken, Katalogen und Datenbanken wird nur betrieben, damit *Sie* einen Ausgangspunkt haben für Ihr eigenes Denken. Es geht immerhin um nichts weniger als um die Zukunft der Gesellschaft.

Oben habe ich einen Roman des Strickers aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts erwähnt. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts wandelte sich die europäische Gesellschaft relativ rasch: Der soziale und wirtschaftliche Schwerpunkt verlagerte sich in die neu gegründeten oder neu aufblühenden Städte, ein bisschen vergleichbar mit den Πόλεις im antiken Griechenland. Da gab es nicht mehr monarchische Strukturen, sondern es konstituierte sich eine Gesellschaft, der (noch meilenweit von Demokratie entfernt) sehr bewusst war, dass sie auf die Intelligenz jedes Einzelnen angewiesen war, um überhaupt eine Zukunft zu haben. Bis heute hat sich daran ja nicht viel geändert. Daniel von dem Blühenden Tal ist klug, aber ganz ausdrücklich klug im Interesse der Gesellschaft, nicht für sich selbst, weil ihm von Anfang an klar ist, dass er ohne diese Gesellschaft überhaupt nicht leben kann. Und der Gesellschaft wird klar, dass sie ohne die Klugheit der Einzelnen auch nicht überleben kann.

Klugheit, Intelligenz wird einerseits von anderen ermöglicht und gefördert, aber damit auch gefordert, denn Gesellschaft *ist* nicht, sondern *wird*, tagtäglich. Das ganze Bibliothekswesen mit allem Aufwand, der darum betrieben wird, gibt es nur, um eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Doch daran müssen alle mitarbeiten, was während des Studiums bedeutet: mitdenken – nachdenken, nur so lernt man auch vordenenken, was spätestens morgen notwendig sein wird.

5 Auf die Schultern der Riesen

Dieses Kapitel ist der erste Teil eines kleinen Reiseführers. Das Ziel ist in der Überschrift genannt. Es geht also bergauf, d.h. es wird anstrengend. Dadurch muss man sich aber nicht entmutigen lassen. Mit ausreichend Proviant werden wir die Schultern einigermaßen problemlos erreichen.

„Proviant“ ist (wie man unschwer hört) ein Wort, das aus dem Lateinischen stammt: „pro“ heißt ‚für‘, und in „-viant“ ist ohne weiteres „via“ zu erkennen, was der ‚Weg‘ ist – das Ganze sollte also (etymologisch) irgendetwas sein, was gut ist, wenn man es auf einem Weg dabei hat – wohin auch immer dieser Weg führt. Im heutigen Deutsch ist „Proviant“ das Essen, das man z.B. auf eine Wanderung mitnimmt.

Wissenschaft ist eine langwierige Angelegenheit. Sie beginnt häufig bei einer ganz alltäglichen Beobachtung und führt – kein Mensch weiß, wohin. So ging es z.B. Newton: Er saß in seinem Garten unter einem Apfelbaum, und ein Apfel fiel ihm auf den Kopf. „Hups?“ wunderte er sich. Nicht sofort, aber bald darauf hatte er die Gesetze der Schwerkraft (Gravitation) entdeckt, vorläufig, wie wir wissen, denn wirklich verstanden haben wir sie bis heute nicht. Selbstverständlich ist das eine Legende, eine Wissenschaftslegende, angelehnt an den nackt durch Syrakus rennenden und „εὕρηκα!“ rufenden Archimedes. Solche Legenden machen Wissenschaft menschlich und versuchen außerdem deutlich zu machen, worauf es ankommt: Jederzeit wach zu sein und alle Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen. Archimedes hatte das nach ihm benannte Prinzip bekanntlich in der Badewanne entdeckt.

Eine andere Seite von „Wissenschaft“ wird einem klar, wenn man sich in Gedanken auf die „Santa Maria“ begibt oder die „Niña“ oder „Pinta“: Mit diesen drei Schiffen war im Jahr 1492 Christoph Columbus unterwegs, um Indien sozusagen von hinten zu finden. Stattdessen fand er aber etwas ganz anderes, nämlich Menschen, die er, weil er ja in Indien zu sein glaubte, „indios“ nannte, auf Deutsch sowohl „Indios“ (in Südamerika) als auch „Indianer“ (in Nordamerika), wie sie nach wie vor, nicht nur bei Playmobil, heißen. Lange, bevor er Land sah (das er nicht kannte und von dem er nichts wusste), eigentlich seit seiner Abfahrt im (Tausende Kilometer entfernten) andalusischen Huelva, war er ganz auf sich gestellt, mit einer Idee im Kopf und einer festen Überzeugung. Auch so funktioniert Wissenschaft: Sie kann zu einem Ziel führen, das man von Anfang an gar nicht kennt, das möglicherweise ganz woanders liegt, als zunächst vermutet. Es kann jederzeit sein, dass einem etwas Unverhofftes in die Quere kommt, wie Kolumbus gewissermaßen Amerika in die Quere kam auf seinem Weg nach Indien.

Um es noch einmal ganz banal zu sagen: Wissenschaft ist, was Wissen schafft, für uns und zukünftige Generationen; mit Vergangenheit hat sie nur inhaltlich etwas zu tun. Das gilt selbstverständlich auch für die historischen Wissenschaften (z.B. Literaturgeschichte), die sich ja nicht mit der Vergangenheit beschäftigen, weil sie so schön und harmlos ist, sondern weil man in ihr menschliches Verhalten und menschliche Verhaltensmuster findet, aus denen man allerhand Wichtiges lernen kann; im nächsten Kapitel werde ich darauf zurückkommen. Nur dies schon jetzt: Die meisten Menschen, bei denen Sie Wissenschaft lernen, sind älter als Sie; doch seien Sie sich auf jeden Fall darüber im Klaren: Irgendwann müssen die Älteren (ob sie wollen oder nicht) etwas von Ihnen lernen. Nutzen sie also die Zeit, etwas von ihnen zu lernen – und achten Sie in diesem Satz auf Groß- und Kleinschreibung der Pronomen!

Der Proviant, den wir für den Weg auf die Schultern der Riesen brauchen, findet man üblicherweise in Büchern und Zeitschriften. Darin waren jahrhundertlang die Wissensschätze der Menschheit versammelt. Sie standen in Bibliotheken in Regalen, wo sie darauf warteten, hervorgeholt, gelesen und neu überdacht (von ‚überdenken‘) zu werden. Wie man sie in den Bibliotheken findet, damit hat sich das 4. Kapitel beschäftigt. In diesem Kapitel geht es nun darum, wie und wo man sich auch dann wissenschaftliche Literatur besorgen kann, wenn man keinen Zugriff auf eine große und gut ausgestattete Universitätsbibliothek hat.

Wissenschaft lebt vom Dialog. Dieser Dialog findet z.B. auf Tagungen statt, aber selbstverständlich auch mit Büchern oder Aufsätzen anderer Wissenschaftler. Dass wissenschaftliche Veröffentlichungen aber nach wie vor auf Papier gedruckt und zwischen Buchdeckeln verschlossen werden und beides zusammen dann in einem Regal in einer Bibliothek in einer Universität verschwindet, ist heute eigentlich ein Anachronismus. Niemand geht mehr ins Reisebüro, wenn er einen Flug buchen will, auch Bücher, CDs und DVDs kauft man im Internet, neueste Nachrichten findet man dort, und da soll nur Wissenschaft davon ausgeschlossen bleiben? Das leuchtet nicht ein, zumal das World Wide Web ursprünglich im Interesse wissenschaftlichen Austauschs erfunden wurde, im Jahr 1989 am Kernforschungszentrum CERN.

Tatsächlich gibt es mittlerweile einige Portale im Internet, die den Zugang zu sehr viel Wissen erlauben, das auch für GermanistInnen wichtig ist, und zu einer Menge Bücher und Zeitschriftenaufsätze. Ich werde die wichtigsten vorstellen. Rufen Sie bitte die erwähnten Seiten auf und schauen Sie, was sie zu bieten haben!

5.1 BASE (<http://www.base-search.net>)

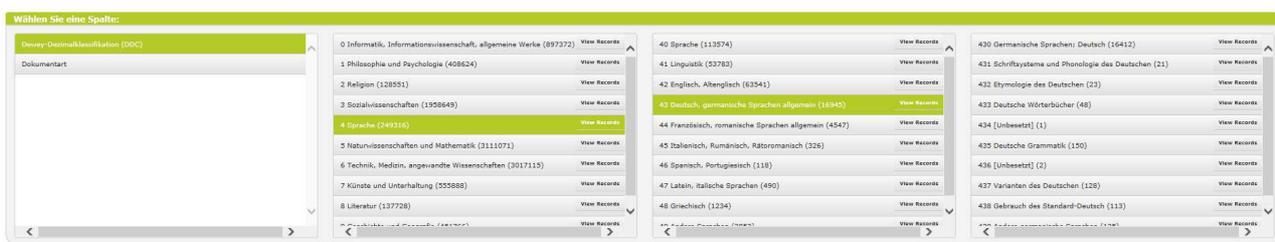
BASE (Bielefeld Academic Search Engine) ist eine der weltweit größten Suchmaschinen speziell für frei im Sinne des Open Access zugängliche wissenschaftliche Dokumente im Internet. Betreiber der Suchmaschine BASE ist die Universitätsbibliothek Bielefeld. [...] Der Index umfasst über 60 Millionen Dokumente aus über 3.000 [Quellen](#). Bei etwa 70% der in BASE indexierten Dokumente sind die Volltexte frei zugänglich (Open Access). [...]

Im Vergleich zu kommerziellen Suchmaschinen zeichnen BASE folgende Merkmale aus:

- Intellektuelle Auswahl der indexierten Quellen
- Exklusive Berücksichtigung fachlicher qualifizierter Dokumentenserver
- Transparenz der durchsuchten Datenquellen über ein entsprechendes Quellenverzeichnis
- Erschließung von Internetquellen des "Unsichtbaren Web", die in kommerziellen Suchmaschinen nicht indexiert werden oder in deren großen Treffermengen untergehen
- Präsentation der Suchergebnisse mit differenzierter Anzeige von bibliographischen Daten
- Unterschiedliche Optionen zur Sortierung der Trefferliste
- Suchverfeinerung nach Autoren, Schlagwörtern, DDC-Klassifikation, Erscheinungsjahren, Quellen, Sprachen und Dokumentart
- [Browsing](#) nach DDC-Klassifikation und Dokumentart

(<http://www.base-search.net/about/de/index.php>)

Dieses Zitat aus der Selbstdarstellung der Macher von BASE (das sind zurzeit fünf Menschen) will ich kurz kommentieren. Außer der einfachen Suchmaske, die über den Link in der Überschrift erreicht wird, lohnt es sich, auch auf [Browsing](#) zu klicken. Im 4. Kapitel habe ich die DDC (Dewey Decimal Classification) kurz erklärt. Auf der Seite, auf die Sie nach dem Klick auf „DDC“ gelangen, können Sie nun sehr bequem bis zur dritten Hierarchieebene der DDC Dokumente finden. Es lohnt sich auf jeden Fall, ein bisschen damit rumzuspielen.



Ein Beispiel: Sie sehen auf dem obigen Screen-Shot, was ich doppelgeklickt habe: Dewey Decimal Classification (DDC) – 4 Sprache (249316) – 43 Deutsch, germanische Sprachen allgemein (16945); nach Klick auf 437 Varianten des Deutschen (128) in der rechten Spalte erhalte ich als Ergebnis 128 Titel zu den Varianten des Deutschen. Die kann ich alle anschauen oder auf der

rechten Seite (hier ebenfalls rechts) weiter eingrenzen; im oberen Feld {Relevanz} lassen sich die Ergebnisse nach unterschiedlichen Kriterien sortieren, mit Hilfe der unteren Felder kann das Ergebnis nach Autor, Schlagwort usw. spezifiziert werden. Hier finden Sie als nächstes einen Datensatz als Beispiel („Der politische Wortschatz“ von Gerhard Strauß). Auf die dort angegebene URL klicken, runterladen, fertig – ganz ohne Wanderung in die Bibliothek, wo es dieses Buch sowieso nicht gibt.

Eine einzige kleine Falle gibt es: Unter „Erscheinungsjahr“ steht nicht das Jahr der Veröffentlichung des Buches („doc-type:book“), sondern das Datum

The screenshot shows three sections of a search interface:

- Ergebnisse sortieren:** A dropdown menu currently set to 'Relevanz'.
- Suchergebnis eingrenzen:** A series of dropdown menus for filtering results by: Autor, Schlagwort, Dewey-Dezimalklassifikation (DDC), Erscheinungsjahr, Quelle, Sprache, Dokumentart, and Zugang.
- Weitere Optionen:** A list of actions: Suchhistorie, RSS-Feed abonnieren, ATOM-Feed abonnieren, Diese Suche als E-Mail versenden, Suche speichern, Browsing, and Search Plugin.

3. Der politische Wortschatz

	Open Access
Titel:	Der politische Wortschatz
Autor:	Strauß, Gerhard
Erscheinungsjahr:	2014-04-15
Dokumentart:	doc-type:book
Sprache:	deu
Schlagwörter:	Deutsch ; Politische Sprache ; Wortschatz ; ddc: 437
DDC:	437 Varianten des Deutschen
Rechte:	Es gilt das UrhG
URL:	http://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/2115 urn:nbn:de:bsz:mh39-21152 Alle URLs anzeigen
Datenlieferant:	Institut für Deutsche Sprache: Publikationsserver

Detailansicht
Als E-Mail versenden
Exportieren
Zu den Favoriten
In Google Scholar suchen

(15. April 2014), an dem das Buch geonlinet wurde. (Das Verb „onlinen“ gibt es im Deutschen noch nicht; Duden kennt es jedenfalls nicht. Das Internet ist natürlich schneller, aber auch Google findet bei Eingabe „geonlinet“ nur 27.000 Einträge, bereinigt sind es lediglich 38! „ongelinet“ [man weiß ja noch nicht, ob es ein trennbares Verb wird oder nicht] findet Google 53 Mal, bereinigt 20. Es wird mit Sicherheit in den nächsten Jahren eine steile Karriere machen. – Die Trefferquoten stammen vom 09.12.2014, 17:48)

Man kann sich bei BASE auch eine Suchliste anlegen, was sich bei sehr differenziert formulierten Suchen natürlich empfiehlt. Dazu muss man sich anmelden. Auf der Startseite oben rechts auf „Anmelden“ klicken, dann auf „Neues Konto anlegen“, ein paar Daten eintragen, das ist alles.

5.2 Google scholar (<http://scholar.google.com>)

Google hat auch eine wissenschaftliche Seite. Sie heißt „Google scholar“, und ihr (deutsches) Motto lautet tatsächlich: „Auf den Schultern von Riesen“; auf Englisch: „Stand on the shoulders of giants“ (auf Griechisch gibt es die Seite leider nicht). Die Leute haben wirklich verstanden, dass Wissenschaft nicht nur ein Dialog zwischen Wissenschaftlern ist, die sich auf Tagungen treffen, sondern auch ein Dialog mit dem Wissen der Vergangenheit.

„Google scholar“ durchsucht nicht das ganze Internet, sondern nur wissenschaftliche Dokumente. Die Ergebnisse sind gegenüber BASE allerdings relativ dürftig. Jedoch kann man sich bei

„Google scholar“ eine eigene Bibliothek anlegen, was für das ganze Studium natürlich sehr praktisch ist.

5.3 Metager (<http://www.metager.de>)

Hierbei handelt es sich um eine Metasuchmaschine, die von der Universität Hannover betrieben wird. Sie stützt sich auf mehrere wissenschaftliche Suchmaschinen. Es lohnt sich auf jeden Fall, auch hier zu suchen; dazu das Häkchen, wie im Screen-Shot unten bei meiner Beispielsuche „Semantik“, auf „Forschung“ setzen (standardmäßig ist das Häkchen bei „Wikipedia++“ gesetzt).

Suchbegriffe erweitern/verändern oder völlig neue Suche:

Semantik

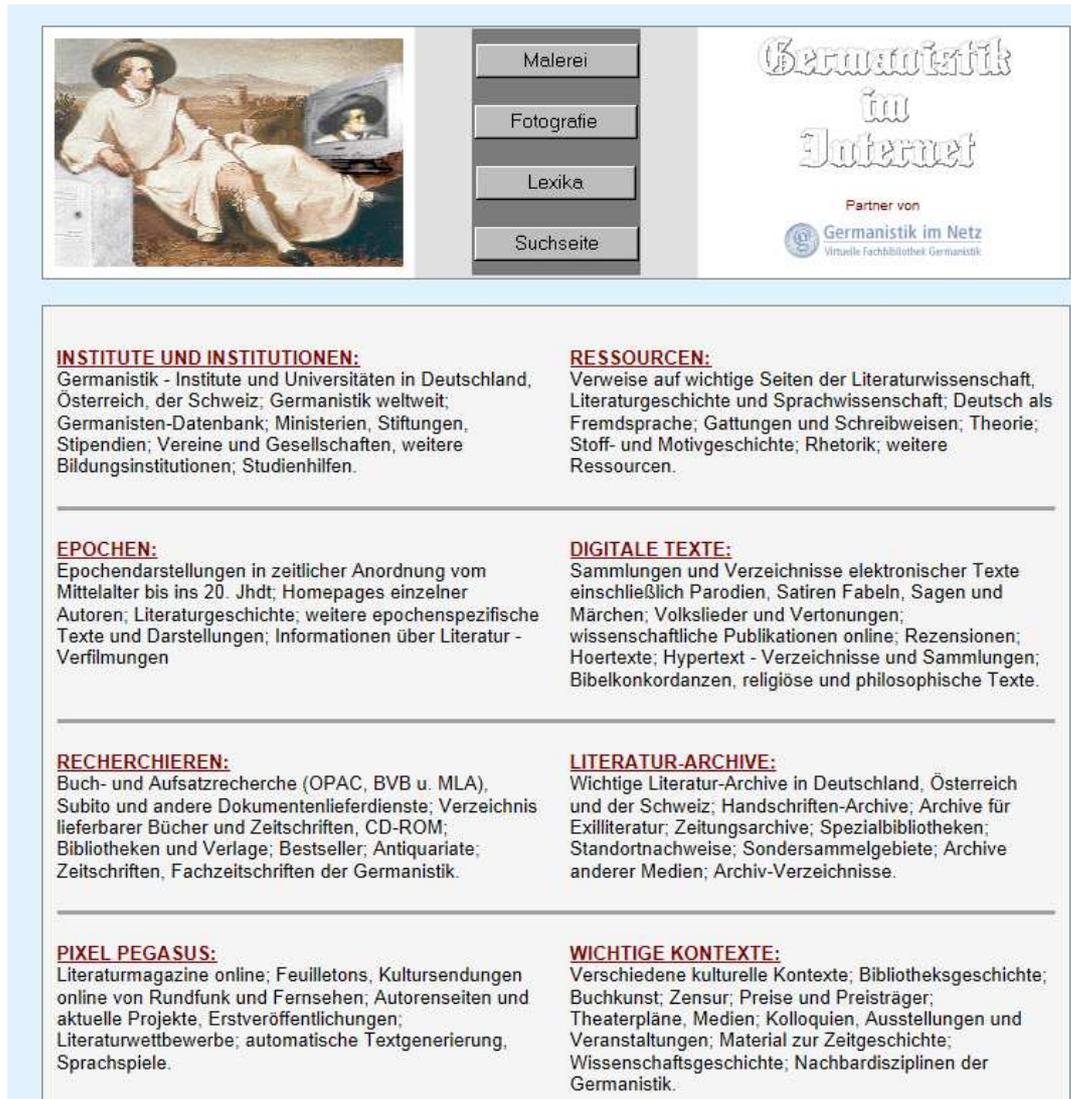
Sek max Hits/Server Forschung ++ Wikipedia ++

5.4 Oaister (<http://oaister.worldcat.org>)

Auf diese Suchmaschine der University of Michigan habe ich (mit anderer Adresse) im letzten Kapitel schon hingewiesen. Sie hat einen sehr großen Vorteil, den ich jetzt noch hervorheben muss: Wenn Sie z.B. als Suchbegriff „Thomas Mann“ (in Anführungszeichen!) angeben, werden (09.12.2014) nicht nur 788 Einträge gefunden, sondern: Klicken Sie auf einen Fundort und dann oben ein wenig rechts neben der Mitte auf „Zitieren/Exportieren“. Von dort aus können Sie dann die bibliographischen Daten sehr bequem in ein eigenes Literaturverzeichnis exportieren. Zurzeit werden fünf verschiedene Zitiermöglichkeiten angeboten; egal, für welche Sie sich entscheiden: Einfach den Eintrag markieren, mit „CTRL+C“ kopieren und in Ihrem Textprogramm mit „CTRL+V“ einfügen. Im Anschluss müssen Sie die Angaben selbstverständlich noch anpassen (z.B. sollten die Lebensdaten des Autors nicht in einem Literaturverzeichnis stehen). Schauen Sie sich bitte alle Zitiermöglichkeiten an – einige beinhalten zusätzlich einen Link auf ein Online-Dokument. Nach meiner Erfahrung ist das aber nicht konsistent, also bitte ein bisschen suchen.

Auf den folgenden Seiten stelle ich noch ein paar Internetseiten vor, die Sie ebenfalls auf jeden Fall kennen müssen. Dort werden Informationen zur Verfügung gestellt, die man als Studierende/r der deutschen Sprache und Literatur kennen sollte. Konkret heißt das: Wenn Sie in Zukunft eine Seminararbeit schreiben, können Sie sich nicht darauf berufen, keine wissenschaftliche Literatur zur Verfügung gehabt zu haben: Hier wird sie Ihnen vorgestellt. Es sind die Riesen, auf denen wir sitzen.

5.5 Weitere notwendige Webseiten



INSTITUTE UND INSTITUTIONEN:
Germanistik - Institute und Universitäten in Deutschland, Österreich, der Schweiz; Germanistik weltweit; Germanisten-Datenbank; Ministerien, Stiftungen, Stipendien; Vereine und Gesellschaften, weitere Bildungsinstitutionen; Studienhilfen.

RESSOURCEN:
Verweise auf wichtige Seiten der Literaturwissenschaft, Literaturgeschichte und Sprachwissenschaft; Deutsch als Fremdsprache; Gattungen und Schreibweisen; Theorie; Stoff- und Motivgeschichte; Rhetorik; weitere Ressourcen.

EPOCHEN:
Epochendarstellungen in zeitlicher Anordnung vom Mittelalter bis ins 20. Jhd; Homepages einzelner Autoren; Literaturgeschichte; weitere epochenspezifische Texte und Darstellungen; Informationen über Literatur - Verfilmungen

DIGITALE TEXTE:
Sammlungen und Verzeichnisse elektronischer Texte einschließlich Parodien, Satiren Fabeln, Sagen und Märchen; Volkslieder und Vertonungen; wissenschaftliche Publikationen online; Rezensionen; Hoertexte; Hypertext - Verzeichnisse und Sammlungen; Bibelkonkordanzen, religiöse und philosophische Texte.

RECHERCHIEREN:
Buch- und Aufsatzrecherche (OPAC, BVB u. MLA), Subito und andere Dokumentenlieferdienste; Verzeichnis lieferbarer Bücher und Zeitschriften, CD-ROM; Bibliotheken und Verlage; Bestseller; Antiquariate; Zeitschriften, Fachzeitschriften der Germanistik.

LITERATUR-ARCHIVE:
Wichtige Literatur-Archive in Deutschland, Österreich und der Schweiz; Handschriften-Archive; Archive für Exilliteratur; Zeitungsarchive; Spezialbibliotheken; Standortnachweise; Sondersammelgebiete; Archive anderer Medien; Archiv-Verzeichnisse.

PIXEL PEGASUS:
Literaturmagazine online; Feuilletons, Kultursendungen online von Rundfunk und Fernsehen; Autorensseiten und aktuelle Projekte, Erstveröffentlichungen; Literaturwettbewerbe; automatische Textgenerierung, Sprachspiele.

WICHTIGE KONTEXTE:
Verschiedene kulturelle Kontexte; Bibliotheksgeschichte; Buchkunst; Zensur; Preise und Preisträger; Theaterpläne, Medien; Kolloquien, Ausstellungen und Veranstaltungen; Material zur Zeitgeschichte; Wissenschaftsgeschichte; Nachbardisziplinen der Germanistik.

Bei der Erlanger Liste handelt es sich nicht um eine Suchmaschine, sondern um eine höchst ergiebige Linkzusammenstellung, die auf alles verweist, was man in der Germanistik (Linguistik, Literaturwissenschaft und Didaktik) braucht: <http://www.erlangerliste.de/ressourc/liste.html>. Von hier aus gelangt man zu allen Seiten, die während des Studiums hilfreich bis notwendig sind. Ich empfehle dringend, sich einen Nachmittag Zeit zu nehmen, um zu sehen, wohin die Verweise führen: Darunter befinden sich z.B. Tausende Seiten deutsche Literatur, literaturgeschichtliche Darstellungen, Aufsatzsammlungen usw.

Die Seite http://www.ub.fu-berlin.de/service_neu/internetquellen/fachinformation/germanistik der Freien Universität Berlin wurde leider nur bis zum Jahr 2013 aktualisiert. Sie kann aber immer noch hilfreich sein; die wichtigsten Links sehen Sie rechts.

Ein sehr lohnendes Informationsportal zur Germanistik ist auch <http://www.germanistik-im-netz.de>. Bitte reinschauen, um herauszufinden, was dort alles geboten wird! Spätestens jetzt sehen Sie, wie eng Wissenschaft (auch Germanistik) vernetzt ist.

Die Regensburger Universität betreibt seit vielen Jahren die EZB, die „Elektronische Zeitschriftenbibliothek“, auf der ei-

Germanistik im WWW

- Übersichten im WWW
- Institutionen und Projekte
- Nachschlagewerke, Wörterbücher, Lexika
- Bibliographien und Verzeichnisse
- Autorinnen und Autoren (mehr als 5000 Einträge!)
- Mediaevistik
- Linguistik
- Deutsch als Fremdsprache
- Deutsch als Zweitsprache
- Germanistische Zeitschriften
- Weiterführende Links

Begründet und zusammengestellt von Ulrich Goerdten
Die Linksammlung wird seit 2013 nicht mehr aktualisiert.

ne Menge wissenschaftliche Zeitschriften zusammengestellt sind; ich zitiere aus der Selbstdarstellung der Seite:

Die **Elektronische Zeitschriftenbibliothek** ist ein Service zur effektiven Nutzung wissenschaftlicher Volltextzeitschriften im Internet. Sie bietet einen schnellen, strukturierten und einheitlichen Zugang zu wissenschaftlichen Volltextzeitschriften.

Sie umfasst 78834 Titel, davon 14674 reine Online-Zeitschriften, zu allen Fachgebieten. Zudem werden 80897 Zeitschriften von Aggregatoren verzeichnet. 47463 Fachzeitschriften sind im Volltext frei zugänglich.

Es gibt drei Lizenzarten der verlinkten Zeitschriften, das sieht man an den farbigen Punkten neben den Titeln: Grün bedeutet, dass das Lesen frei und kostenlos ist, rot heißt gesperrt, und gelb sind diejenigen Titel markiert, die nur innerhalb des jeweiligen Universitätsnetzes zugänglich sind. <http://rzblx1.uni-regensburg.de/ezeit/fl.phtml?bibid=UBTUE&colors=7&lang=de¬ation=ALL> lautet z.B. der Zugang von Tübingen aus. Für die Nutzung aus dem Ausland empfiehlt sich der allgemeine Zugang: <http://rzblx1.uni-regensburg.de/ezeit/fl.phtml>. Leider kann man hier nicht nach einzelnen Aufsätzen suchen; man muss schon wissen, welchen Jahrgang welcher Zeitschrift man braucht.

Gezielte Suche ist jedoch im „Directory of Open Access Journals“ (www.doaj.org) möglich, das zurzeit Folgendes zu bieten hat: „10,091 Journals; 6,004 searchable at Article level; 136 Countries; 1,797,468 Articles“. Im Suchfeld einfach einen Begriff oder einen Namen eintippen und schon wird einem präsentiert, was man braucht – sehr lohnend!

Eigens hinweisen will ich jetzt noch auf einige Seiten, auf denen man sehr bequem ganze Bücher finden kann.

Die Firma Google ist seit einigen Jahren dabei, Bücher von Autoren, deren Urheberrechte abgelaufen sind¹⁷, zu digitalisieren. Über http://books.google.de/advanced_book_search sind diese Bücher auffindbar; die Suchoptionen können dabei sehr detailliert gesetzt werden. In Zusammenarbeit mit großen Bibliotheken weltweit sind auf diese Weise Millionen von Büchern zugänglich gemacht worden. Sie können nicht nur im Internet gelesen, sondern auch als PDF-File heruntergeladen werden. Zu bedenken ist natürlich, dass wissenschaftliche Literatur, die älter als 70 Jahre ist, nicht mehr unbedingt interessant ist. Aber es gibt durchaus ältere höchst lesenswerte, weil höchst intelligente Werke – die Riesen, auf deren Schultern ... Wenn man bei Google-Books nicht fündig wird, empfiehlt sich auch www.archive.org.

Darüber hinaus haben viele Verlage aber auch neue und auch ganz aktuelle Bücher über die Google-Books-Suche zugänglich gemacht; in der Regel sind das zwar nicht die kompletten Texte, sondern nur (allerdings zum Teil sehr umfangreiche) Ausschnitte; trotzdem lohnt sich die Suche danach. Ein kleiner Nachteil ist jedoch, dass man diese Bücher nicht herunterladen und auch nicht ausdrucken kann. Ein Behelf (ab Windows 7): Das kleine Programm „Snipping Tool“, mit dem man Bildschirmausschnitte kopieren und zum Beispiel in ein Word-Dokument einfügen kann.

Über Google-Books kann man sich auch eine eigene Bibliothek zusammenstellen; dazu muss man sich nur (kostenlos) anmelden.

Bei www.amazon.de kann man viele Bücher kaufen, auch gebrauchte. Auch hier haben viele Verlage Teile von Büchern freigegeben („Blick ins Buch“). Außerdem kann man auch hier viele Bü-

¹⁷ Urheberrechte bleiben in den meisten Ländern nach der Formel „Lebensdauer plus 70“ erhalten; das heißt umgekehrt: 70 Jahre nach dem Tod eines Autors sind seine Texte frei verfügbar und damit auch übers Internet zugänglich.

cher kostenlos heruntergeladen, entweder auf einen „Kindle“ oder zur Nutzung mit einem „Kindle-Programm“ auf jeden Windows- oder Mac-Rechner.

Eine wunderbare Seite ist www.zeno.org, die ein höchst vielfältiges Angebot bereithält. Unter *Literatur* gibt es Bücher von 700 (nicht nur deutschen) Autoren. Der Vorteil ist, dass alle Werke eine zitierfähige Quellenangabe¹⁸ haben: Innerhalb des Textes sind Seitenwechsel durch die Angabe von Seitenzahlen (blau in eckigen Klammern) markiert, und unten auf der Seite stehen die bibliographischen Angaben (leider nicht immer ganz vollständig; oben im 4. Kapitel finden Sie jedoch Möglichkeiten der Verifikation, z.B. <http://oaister.worldcat.org>). Außerdem wollen Sie vielleicht mal bei *Kunst* vorbeischaun, wo es mehr als 40.000 Werke von ca. 4.500 KünstlerInnen gibt sowie z.B. 5.000 frühe Fotografien. Bei *Musik* gibt es zahlreiche Biographien, unter *Geschichte* die wichtigsten deutschen historischen Handbücher und Darstellungen aus dem 19. Jahrhundert, aber auch z.B. die Akten und Protokolle des Nürnberger Prozesses gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher. Die Lutherbibel und anderes findet sich verständlicherweise bei *Religion*, über Sprache kommt man zu großen altgriechisch-deutschen und lateinisch-deutschen Wörterbüchern, die ich hier auch zitiert habe, aber auch zum großen Deutschen Sprichwörterlexikon. In *Philosophie/Soziologie* findet man die wichtigsten philosophischen und soziologischen Werke von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Und wenn Sie z.B. Märchen aus aller Welt suchen – die gibt's bei *Kulturge-schichte*. Ein paar *Lexika* aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert können auch noch durchwühlt werden. – Also: Auf jeden Fall besuchen!

Selbstverständlich gibt es unzählige weitere hilfreiche Seiten im Internet, aber Vorsicht! Wenn Sie über ein bestimmtes Thema eine Arbeit schreiben und einen entsprechenden Suchbegriff bei Google eingeben, werden Sie Tausende von Einträgen finden. Ich habe früher schon davor gewarnt, alles zu glauben, was man liest. Woher weiß man jedoch, welchen Informationen man vertrauen kann? Dazu ein paar Regeln:

Seiten, die von Universitäten und anderen Bildungseinrichtungen betrieben werden, sind normalerweise zuverlässig. Alle Seiten, die ich oben angegeben habe und später noch angeben werde, sind inklusive ihrer Verlinkungen vertrauenswürdig. Was das heißt? Sie bieten eine ungeheure Fülle an Informationen, und wo reine Informationen geboten werden, braucht man auch keine Bedenken zu haben. Wo jedoch auf Argumentationen, Überzeugungen, Meinungen verlinkt ist, gilt der übliche und mittlerweile hoffentlich vertraute Ratschlag: Selbst denken! (Darauf komme ich im nächsten Kapitel dann noch einmal ausführlich zurück.) Man muss grundsätzlich unterscheiden: Wo werden Informationen geboten, wo werden Meinungen vertreten? Ich versuche das Problem am Beispiel der Wikipedia verständlich zu machen.

5.6 Wikipedia

Dazu greife ich noch einmal bis auf die frühesten Formen menschlicher Kommunikation zurück und unterscheide 4 Stadien; ich kann das insgesamt sehr kurz machen, da ich das meiste schon erwähnt habe.

- 1) Mündliche Kommunikation, die es während der meisten Zeit der menschlichen Geschichte ausschließlich gab, ist auf einen Sprecher und mindestens einen Hörer angewiesen. Sobald der Sprecher tot ist, ist auch all sein Wissen verlorengegangen, es sei denn, er hat es zuvor

¹⁸ Diese Zitierfähigkeit zeichnet die Texte bei zeno.org vor denen im „Projekt Gutenberg“ aus, das ebenfalls sehr viele (nicht nur literarische) Texte bietet: <http://gutenberg.spiegel.de>.

einem anderen, einem Hörer, mitgeteilt. Mündliches Wissen wird von Generation zu Generation weitergegeben und sonst gar nicht.

- 2) Schriftliche Kommunikation ist erheblich robuster: Ich schreibe auf, was ich weiß und will, und vielleicht in Tagen, vielleicht erst in Jahren, in Jahrzehnten, möglicherweise erst in Jahrhunderten oder in Jahrtausenden findet sich ein Leser. So waren beispielsweise die Inschriften in den ägyptischen Pyramiden und anderen Königsgräbern jahrtausendlang unlesbar, wurden aber seit dem 19. Jahrhundert neu entziffert, weil die Gräber erstmals nach Jahrtausenden aufgebrochen worden waren. – Wenn heutzutage ein Wissenschaftler einen Aufsatz schreibt, kann er damit rechnen, dass seine Fachkollegen (vielleicht nicht alle), ihn irgendwann in der Zeitschrift lesen, die sie in ihrer Universitätsbibliothek finden. Irgendwann können sie in einer eigenen Veröffentlichung darauf reagieren – das kann Jahre dauern. (In unserer Bibliothek findet man allerdings gar nichts mehr, was in den letzten 4 Jahren veröffentlicht wurde, weil es kein Geld gibt, und deshalb gibt es aus Griechenland auch wenige Reaktionen auf das, was in den letzten Jahren woanders veröffentlicht wurde, und daher natürlicherweise auch weniger lebendige Forschung.)
- 3) Seit dem Internet gibt es viel kürzere Kommunikationszyklen: Der Wissenschaftler X schreibt einen Aufsatz, er wird in einer frei verfügbaren (kostenlosen!) Internetzeitschrift veröffentlicht, und sein Kollege Y kann – ebenso öffentlich – schon am nächsten Tag dazu Stellung nehmen. – Die Darstellung in diesem Satz ist ein bisschen verkürzt, denn auch Internetzeitschriften haben einen wissenschaftlichen Beirat, der darüber entscheidet, ob das Geschriebene auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Jedenfalls: Wissenschaft ist schneller geworden, was besonders den Naturwissenschaften zugutekommt; unsere literaturwissenschaftlichen, linguistischen oder didaktischen Themen haben es in der Regel nicht so eilig, weshalb bei uns auch alles ein bisschen langsamer geht, was aber eigentlich gar nicht sein müsste.
- 4) In dieser Form ist das Internet jedoch längst noch nicht das Nonplusultra. Am 25. März 1995 hat der amerikanische Programmierer Ward Cunningham zum ersten Mal ganz spezifische Möglichkeiten des Internets genutzt und damit das „WikiWikiWeb“ gegründet. „Wiki“ ist hawaiisch und heißt ‚schnell‘, „Wiki-Wiki“ heißen die Busse, die vom Flughafen Honolulu aus in die Stadt fahren; „Expressbus“ oder ähnlich heißen sie andernorts. Cunningham kam es auf Schnelligkeit an, aber nicht auf die Schnelligkeit eines einzelnen, sondern auf die Schnelligkeit, die zustande kommt, wenn möglichst viele zusammenarbeiten. Um alle anderen Wiki-Seiten und -Anwendungen hier zu überspringen: Auf diesem Prinzip der schnellen und möglichst synchronen Zusammenarbeit basiert die Wikipedia. Das Wort ist, leicht erkennbar, zusammengesetzt aus dem hawaiischen ‚schnell‘ und dem englischen „encyclopedia“. Vor der Wikipedia gab es – selbstverständlich – wirtschaftliche Interessen, die das ganze Modell überhaupt erst attraktiv machen konnten: In Universitäten ebenso wie in Unternehmen gibt es unglaublich viel Wissen, von dem aber niemand etwas weiß, weil dieses Wissen normalerweise nie öffentlich gemacht wird. Eine Software, die es jedem ermöglicht, sein eigenes Wissen allen anderen zur Verfügung zu stellen, wäre ideal! Und zwar so, dass jeder jederzeit darauf zurückgreifen kann. Dazu müsste diese Software aber jedem, und wirklich jedem!, verfügbar und vor allem so einfach zu bedienen sein, dass man nicht erst Informatik studieren muss. Letztlich sollte man sich einfach an den PC setzen und schreiben können. Die Software, die genau das ermöglicht, ist der Kern aller Wiki-Anwendungen.

Um den Unterschied zwischen papierbasierter Schriftlichkeit und Wiki-Anwendungen noch einmal zu verdeutlichen:

- Peter Lobinger schreibt einen Aufsatz und wartet auf eine Reaktion ...
- Paula Johnson schreibt einen Aufsatz und wartet auf eine Reaktion ...
- Peter Lobinger wartet immer noch ...
- und viele andere, die ihre Aufsätze gelesen haben, warten auch, weil sie etwas Neues erfahren wollen.

Diese Form des wissenschaftlichen Dialogs ist gründlich, weil sich jeder so viel Zeit nehmen kann, wie er braucht, um etwas Lesenswertes, etwas wissenschaftlich Vertretbares und Innovatives zustande zu bringen. Sie ist aber auch quälend langsam.

Bei den Wiki-Anwendungen ist es gerade andersherum, Peter Lobinger und Paula Johnson und alle, die wollen, tragen ihr Wissen zusammen und stellen es allen anderen gleichzeitig zur Verfügung und zwar möglichst schnell.

Woher weiß man aber, was Wissen und was Halbwissen und was nur Mutmaßung oder nur Meinung ist? Die einfache Bedienbarkeit der Software und die Schnelligkeit bergen selbstverständlich die ganz große Gefahr, dass sich jeder Idiot an eine Tastatur setzen kann, um Halbwissen, Nichtwissen oder auch bewusstes Falschwissen im sehr eigenen Interesse oder als Propaganda zu verbreiten. Es ist also höchst notwendig, dass die Einträge von jemandem auf ihre wissenschaftliche Tauglichkeit hin kontrolliert werden. In Wikipedia muss das auf jeden Fall gemacht werden, wenn sie nicht nur ihren selbst erhobenen Anspruch erfüllen will, sondern auch die gesellschaftliche Funktion, die ihr mittlerweile zukommt: Wikipedia war 2013 die Webseite, die am sechst häufigsten Mal aufgerufen wurde (nach Google, Facebook, Youtube, Yahoo und Baidu, einer chinesischen Suchmaschine [<http://blackphantom.de/artikel/die-meistbesuchten-websites-der-welt-2013>; 27.12.2014]), und damit war Wikipedia die am häufigsten aufgerufene nicht-kommerzielle Seite. Alle anderen Seiten unter den Top Ten verdienen Geld damit, dass man sie anklickt; Wikipedia bittet um Spenden. Um also ernst genommen werden zu können und seriös zu sein und auch zu bleiben, gibt es bei Wikipedia Fachredakteure, sogenannte Administratoren, die sich in einer ganz ähnlichen Situation befinden wie DozentInnen an einer Universität, die Seminararbeiten korrigieren (darauf komme ich auch noch mal zurück, wenn es um die Kriterien geht, nach denen Ihre Seminararbeiten bewertet werden). Diese Administratoren kennen sich mit Sicherheit nicht überall perfekt aus, das müssen sie auch gar nicht; allerdings müssen sie sehr genau wissen, was Wissenschaft ist.

Es gibt selbstverständlich ganz gravierende Unterschiede zwischen sicherem Wissen und persönlicher Meinung. Wissenschaft baut auf Wissen auf, persönliche Meinungen haben in ihr nichts zu suchen. Es kommt vielmehr auf Argumentationen an. Argumentationen sind nachvollziehbar, und nur deshalb lohnt es, sich wissenschaftlich mit ihnen auseinanderzusetzen. Erinnern Sie sich an Bertolt Brechts Gedicht über Bidi und Bie. Wenn ich schreibe, dass Zahlensymbolik für das Verständnis des Gedichts wichtig ist, muss ich das nachweisen oder zumindest wahrscheinlich machen, ansonsten interessiert es nur den, der sich für mich interessiert, alle anderen machen sich darüber lustig. Jeder Wissenschaftler hat zwar seinen eigenen Stil, aber Wissenschaft ist nicht subjektiv, sondern intersubjektiv und tendiert damit zur Objektivität. Diskussionswürdig ist etwas nur, wenn auch (richtig!) argumentiert wird. Deshalb habe ich die Humanwissenschaften Diskussions- und Argumentationswissenschaften genannt.

Die deutsche Wikipedia, um darauf zurückzukommen, legt folgerichtig äußerst großen Wert auf Nachweisbarkeit und auf Belege. Wenn der Administrator nicht ausreichende Belege auf die Werke der Riesen findet, werden vor den Artikel folgende Hinweise geschaltet (vielleicht auch nur einer der beiden):

Dieser Artikel oder Abschnitt bedarf einer Überarbeitung. Näheres ist auf der [Diskussionsseite](#) angegeben. Hilf mit, ihn zu [verbessern](#), und entferne anschließend diese Markierung.

Dieser Artikel oder nachfolgende Abschnitt ist nicht hinreichend mit [Belegen](#) (beispielsweise [Einzelnachweisen](#)) ausgestattet. Die fraglichen Angaben werden daher möglicherweise demnächst entfernt. Bitte hilf der Wikipedia, indem du die Angaben recherchierst und gute Belege einfügst. Näheres ist eventuell auf der [Diskussionsseite](#) oder in der Versionsgeschichte angegeben. Bitte entferne zuletzt diese Warnmarkierung.

Diese Hinweise zeigen schon, wie das Ganze funktioniert: Nicht „gegeneinander“ wird geschrieben, sondern „miteinander“, um, so die Utopie, das Wissen der ganzen Menschheit zu sammeln.

In Wikipedia wird aber dummerweise nicht immer sauber getrennt zwischen Wissen und Meinung. In den Einträgen zu literarischen Werken findet man z.B. häufig Interpretationen dieser Werke. Die Gefahr für einen unerfahrenen Leser besteht darin, dass er diese Interpretationen für genauso sicher und verlässlich hält wie die sogenannten harten Fakten (Lebensdaten eines Autors, Jahresangaben der Veröffentlichung seiner Werke, usw.). Das ist aber nicht so. Verlassen Sie sich bei solchen Passagen nicht auf Wikipedia! Man kann sie als Anregungen zum eigenen Nach- und Weiterdenken lesen, aber bitte nicht unreflektiert übernehmen! Als Hörer Ihres Referats und als Leser Ihrer Seminararbeit wollen kein Dozent und keine Dozentin hören oder lesen, was sie auch bei Wikipedia (oder sonstwo im Internet) lesen können, sondern nur das, was in Ihrem Kopf vorgegangen ist, nachdem Sie sich selbstverständlich ausführlich informiert haben: über Fakten einerseits und über die Argumentationen anderer Wissenschaftler andererseits. Nach diesem Kriterium werden Ihre Arbeiten bewertet: Was Sie selbst gedacht und argumentiert haben, und nicht, was Sie im Internet oder sonstwo gefunden haben!

Noch drei Hinweise zu Wikipedia: Erstens ist das Wissen der Menschheit selbstverständlich mehrsprachig, was aber auch in seinen Konsequenzen bedacht werden muss: Die Wikipedias kleinerer Sprachen sind mit hoher Wahrscheinlichkeit weniger zuverlässig, was schon rein rechnerisch einleuchtet. 13,1 Millionen griechisch sprechende potentielle Nutzer wissen weniger als ca. 1.875 Millionen englisch sprechende potentielle Nutzer (375 Millionen Muttersprachler + 1.500 Millionen Zweitsprachler), und unter 13,1 Millionen potentiellen Nutzern gibt es verständlicherweise auch weniger potentielle Administratoren (das kostet Zeit!) als unter den 1.875 Millionen.¹⁹

Zweitens zitiere ich einen Abschnitt zur deutschsprachigen Wikipedia aus der deutschsprachigen Wikipedia (die Fußnoten habe ich entfernt):

Die **deutschsprachige Wikipedia** ist die Ausgabe der freien Online-Enzyklopädie [Wikipedia](#) in [deutscher Sprache](#). Sie wurde im März 2001 als erste weitere Sprachausgabe etwa zwei Monate nach der [englischsprachigen Wikipedia](#) gegründet. Was die Anzahl der Artikel betrifft, gilt sie mit aktuell 1.785.523 Artikeln nach der englischsprachigen, der [niederländischsprachigen](#) und der [schwedischsprachigen Wikipedia](#) als viertgrößte Wikipedia-Ausgabe. Gemessen an anderen Kriterien (nach der Zahl der Artikel-Bearbeitungen, der Administratoren, der Autoren und der besonders aktiven Autoren) ist die deutschsprachige Wikipedia jedoch weiterhin die nach der englischsprachigen Wikipedia zweitgrößte.

In diesem Zusammenhang sind für Sie vielleicht auch folgende Zahlen interessant; sie stammen von der Seite https://meta.wikimedia.org/wiki/List_of_Wikipedias (21.11.2014):

Language	Articles	Speakers	Admins	Active Users	% of Admins	Articles/1000 speakers	Speakers/article
English	4,668,501	505,000,000	1379	134468	1.03	9.2	108.2
German	1,785,527	78,245,280	251	20058	1.25	22.8	43.8
Greek	113,158	13,432,940	19	870	2.18	8.4	118.7

¹⁹ Die Zahlen habe ich von den entsprechenden Seiten der Wikipedia. Für Deutsch werden folgende Zahlen genannt: 95-105 Millionen Muttersprachler und 55 Millionen Zweitsprachler innerhalb der EU.

Der dritte und wichtigste Hinweis ergibt sich aus den beiden ersten: Wie Sie sehen, stimmen die Angaben über die Sprecherzahlen keineswegs überein, obwohl sie alle von Wikipedia stammen. Bei den Griechisch-Sprechern gibt es noch am wenigsten Abweichungen (13,1 zu 13,4 Millionen). Die Zahl der Deutschsprechenden weicht schon erheblich ab (95-105 gegenüber 78 Millionen), während die Zahlen der muttersprachlichen Englischsprecher enorm unterschiedlich ist: 375 gegenüber 505 Millionen.

Daraus kann man eine Menge lernen: Vertrauen Sie Wikipedia auf keinen Fall blindlings, glauben Sie bloß nicht alles, was Sie dort lesen, auch nicht, wenn es als Faktenwissen präsentiert wird. Wenn Sie die Vorlesung besucht haben, erinnern Sie sich vielleicht an die Länge des Rheins: 1320 km sei er lang, stand jahrzehntelang in allerhand Lexika. Stimmt aber gar nicht, sondern er ist nur 1230 km lang – irgendein Abschreiber, Redakteur, Drucker oder wer auch immer hat dummerweise oder vielleicht auch absichtlich zwei Ziffern vertauscht, und viele viele Lexika haben das abgeschrieben. Nachmessen? Das ist schrecklich anstrengend, und so sehr interessiert mich die genaue Länge des Rheins auch wieder nicht.

Tatsächlich gibt es viele Sachen, die man nicht verlässlich wissen kann: Die Welt ist viel zu groß und unübersichtlich. In einem Dorf oder auf einer kleinen Insel kann ich jederzeit feststellen, wie viele MitbürgerInnen ich in meinem Dorf oder auf meiner Insel habe. Allerdings werde ich nie herausfinden, wie viele Menschen zu einem bestimmten Zeitpunkt auf der Erde leben (vgl. auch Kap. 6). Informationen müssen immer Distanzen überbrücken, und je mehr Distanzen überbrückt werden müssen, desto asynchroner werden sie. Folgendes ganz banale Beispiel: In einer Minute, ohne zu hetzen, kann ich bis 120 zählen (ich habe es ausprobiert, allerdings nur für eine Minute; in der folgenden Überlegung brauche ich jedoch erheblich länger als eine Minute). Wie lange dauert es, um die Menschen zu zählen, die auf der Erde leben, in der utopischen Annahme, dass 120 pro Minute an mir vorbeilaufen? Wir würden es alle nicht erleben: Rein rechnerisch sind es fast 111 Jahre.²⁰ Informationen zu gewinnen, kann furchtbar mühsam sein, weshalb die meisten von uns geradezu leidenschaftlich gutgläubig sind und gerne dem Erstbesten oder der Wikipedia glauben. Und offenbar wollen wir Dinge auch dann wissen, wenn man sie gar nicht wissen kann, doch tun wir so, als wüssten wir sie. – Ein noch absurderes Beispiel: Was müsste ein Wissenschaftler tun, um herauszufinden, wie viele Ameisen es in diesem Moment z.B. auf Paros gibt? Entweder die Insel in die Luft sprengen und die ameisigen Überreste zählen, womit nicht nur er sein restliches Leben beschäftigt wäre, oder gleichzeitig auf der ganzen Insel Ameisengift ausstreuen und die ganze Insel umgraben, oder aber er macht eine Zahl unter Rückgriff auf ungefähres Wissen wahrscheinlich. So macht man das bei Umfragen, was auch sehr gut funktioniert. Bei der letzten Bundestagswahl am 22. September 2013 etwa wichen die Ergebnisse der Umfragen vom tatsächlichen Ergebnis durchschnittlich nur um einen einzigen Prozentpunkt ab. Dabei nahmen an den Umfragen nur ca. 1500 BürgerInnen teil, es gab aber 61,8 Millionen Wahlberechtigte, wie das Statistische Bundesamt nicht etwa weiß, sondern ebenfalls auch nur schätzen kann (http://www.bundeswahlleiter.de/de/bundestagswahlen/BTW_BUND_13/presse/w13001_Wahlberechtigte.html; 27.12.2014). So viel wir wissen wollen und meinen, exakt zu wissen: Manchmal gewinnt man den Eindruck, dass wir in einer durch und durch nur geschätzten Gesellschaft leben.

Warum erwähne ich diese Ihnen wahrscheinlich merkwürdig erscheinenden Beispiele in diesem Zusammenhang? Um ganz klar zu machen, dass unser Wissen sehr klare Grenzen hat. Und um klar zu machen, dass wir immer bedenken müssen, woher unser Wissen kommt. Bei Wikipedia

²⁰ $7.000.000.000/120 = 58.333.333,3333$ Minuten / 60 = 972.222,2222 Stunden / 24 = 40.509,2592 Tage / 365 = 110,9842 Jahre.

weiß man das aber nicht immer – seien Sie also bitte dort, und überall sonst natürlich auch, sehr vorsichtig! Es gilt die Regel: Mindestens zwei Quellen, die nicht miteinander zusammenhängen, müssen befragt werden.

Was heißt „zusammenhängen“: Üblicherweise werden wissenschaftliche Erkenntnisse *einmal* veröffentlicht, in *einem* Buch oder *einem* Aufsatz. Auch hier wird manches abgeschrieben, wie die Länge des Rheins ab- und ab- und abgeschrieben wurde. Im Internet scheint das Abschreiben (bzw. Kopieren) jedoch zum System geworden zu sein: Ein und denselben Artikel findet man bei Wikipedia, auf der privaten Homepage des Autors und wer weiß, wo sonst noch. Das sind dann selbstverständlich keine zwei oder mehrere Quellen.

Worauf das Ganze hinausläuft: Seien Sie kritisch! Vergessen Sie niemals zu fragen, woher die Informationen kommen, die Ihren eigenen Gedanken und Überlegungen zugrunde liegen. Denn sonst stehen Ihre eigenen Gedanken und Überlegungen auf sehr schwachen Füßen.

5.7 Sonstiges

Abschließend weise ich noch auf ein paar Internetseiten hin, die (nicht nur) für die Auslandsgermanistik interessant sind.

grammis 2.0 (<http://hypermedia.ids-mannheim.de>)

grammis 2.0

das grammatische informationssystem des instituts für deutsche sprache (ids)

INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE
Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Korpusgrammatik	Grammatik in Fragen und Antworten	Systematische Grammatik	Grammatische Fachbegriffe	Grammatisches Wörterbuch	Grammatische Bibliografie	suchen
-----------------	-----------------------------------	-------------------------	---------------------------	--------------------------	---------------------------	--------

grammis ist ein multimediales Internet-Informationssystem zur deutschen Grammatik. Es richtet sich an alle, die Erklärungen und Hintergrundwissen zu grammatischen Erscheinungen suchen, also insbesondere an Studierende, Lehrende und Sprachwissenschaftler.

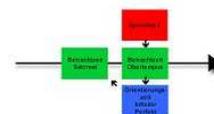
Das Modul **Korpusgrammatik** thematisiert die korpusgestützte Erforschung grammatischer Variation im standardsprachlichen und standardnahen Deutsch und dokumentiert die aktuellen Bemühungen um eine dezidiert korpusgestützte Grammatikschreibung.

Die **Grammatik in Fragen und Antworten** greift Hauptschwierigkeiten und Zweifelsfälle der deutschen Grammatik in Form von typischen Fragen auf, die mit gezielt kurzen, allgemein verständlichen Texten beantwortet werden.

Die **Systematische Grammatik** bietet hierarchisch strukturiertes und multimedial aufbereitetes grammatisches Wissen in über 1000 Informationseinheiten, präsentiert auf drei Ebenen: Kompakttexte, Detailtexte und Vertiefungstexte.



Das Modul **Grammatische Fachbegriffe** bietet listenbasiert Erklärungen zu über 300 ausgewählten Termini sowie Verweise auf weiterführende Texte. Darüber hinaus ist eine strukturierte **grammatische Ontologie** integriert.



Das **Grammatische Wörterbuch** beschreibt Funktionswörter wie Präpositionen und Konnektoren, darüber hinaus Affixe sowie ausgewählte Verben.

Die **Grammatische Bibliografie** erfasst ca. 30.000 seit 1965 erschienene Publikationen zur deutschen Grammatik. Sie ermöglicht die Recherche nach Titel, Autor, Jahr, Sprache, Kontrastsprache, Schlagwort und Objektwort.



Wie deutlich zu sehen ist, geht es hier vor allem um die Grammatik des Deutschen – eine sehr gute Seite als Hintergrund aller linguistischen Veranstaltungen. (Und wenn Sie Deutsch unterrichten, sollten Sie auf jeden Fall nicht nur einen Blick darauf werfen!) Das gilt auch für

das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache (<http://www.dwds.de>)

wo Sie nicht nur Informationen über den gegenwärtigen deutschen Sprachgebrauch finden, sondern auch über Wortherkunft (Etymologie) und allerhand anderes:

Beispiele: schurigeln, nachhaltig, Experte

Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache

Ein Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart: [Hintergrund](#)

- über 410.000 lexikografisch geprüfte Einträge aus fünf Wörterbuchquellen: [Wörterbücher](#)
- 1,8 Milliarden Korpusbelege aus 15 Korpora: [Korpora](#)
- statistische Wortprofile und Wortverlaufskurven: [Statistiken](#)

Neuigkeiten

praktisches Beispiel der Wortverlaufskurve: Abnahme von erweiterten Partizipialattributen mit "habend": [#dtaclarin14](https://bit.ly/1EUPPhK) 18. November

Visualisierung von Verlaufskurven für Wörter und Phrasen von 1600-2000 auf Basis von DTA und DWDS-Kernkorpus(Beta): bit.ly/1qP5zfP 17. November

[Alle Neuigkeiten auf Twitter](#) ↗

Außerdem gibt es eine Vielzahl anderer Wörterbuchseiten; die meines Erachtens wichtigsten: Auf <http://www.owid.de/wb/elexiko/start.html>, ebenso wie das DWDS vom Institut für Deutsche Sprache (IDS) herausgegeben, gibt es ein Online-Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache, das auch eine Vielzahl von Spezialwörterbüchern umfasst: Feste Wortverbindungen, Sprichwörterbuch, Kommunikationsverben, Neologismenwörterbuch, aber auch Seiten zu einigen besonderen Brennpunkten deutscher Nachkriegsgeschichte wie „Schulddiskurs 1945-55“, „Protestdiskurs 1967/68“ und „Schlüsselwörter 1989/90“. Auch die Service-Seite des IDS ist sehr zu empfehlen: <http://www1.ids-mannheim.de/service>.

Auf <http://www.woerterbuch-portal.de/wbp> gibt es Links zu allerhand Wörterbüchern, nicht nur des Deutschen (die allerdings nicht alle frei zugänglich sind). Deutsche Wörterbücher, u.a. das große deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm und ihrer Nachfolger in BRD und DDR (1854-1961), aber auch Dialekt-Wörterbücher und Wörterbücher älterer Sprachstufen des Deutschen, findet man im <http://woerterbuchnetz.de>.

Soweit zum Proviant für den Aufstieg auf die Schultern der Riesen. Im nächsten Kapitel geht es darum, was mit der Energie, die man aus diesem Proviant gewinnen kann, zu leisten ist.

6 Selbst denken!

Bekanntlich stand, wie über diesem Kapitel, auch über dem Eingang zum apollinischen Heiligtum in Delphi ein Imperativ; dort lautete er: „Γνώθι σεαυτόν“. Die lateinische Übersetzung verwendete Peter Abaelard als Titel seines Buches über die Selbstverantwortlichkeit jedes Einzelnen und die Bedeutung der Intentionalität: „Scito te ipsum“.

Hat das was mit Wissenschaft zu tun?

Auf diese Frage gibt es eine wunderschöne Antwort des Literaturwissenschaftlers Helmut Arntzen; sie knüpft an eine Fabel Äsops an, die Sie wahrscheinlich kennen (und wenn nicht: Lesen Sie bei Gelegenheit die wunderbaren Fabeln von Äsop, entweder auf Alt- oder Neugriechisch (http://el.wikisource.org/wiki/%CE%91%CE%B9%CF%83%CF%8E%CF%80%CE%BF%CF%85_%CE%9C%CF%8D%CE%B8%CE%BF%CE%B9; 26.12.2014) oder, wenn Sie wollen, auf Deutsch (<http://gutenberg.spiegel.de/buch/aesop-fabeln-1928/1>; 01.01.2015):

Der Esel mit der Löwenhaut kam zu den Schlangen.

Stark bin ich. Wie werde ich klug? fragte er.

Häute dich, rieten die Schlangen.

Aber dann bin ich ja wieder der alte Esel.“

Alle Klugheit, sagten die Schlangen, beginnt mit Selbsterkenntnis. (Dithmar 1972: 256)

Selbsterkenntnis ist verdammt schwierig. In Delphi wurden Orakelsprüche ausgegeben, und zwar in folgender Weise: Der Bittsteller, z.B. der lydische König Krösus, legte den Priestern seine Frage vor, die die Priester an die Seherin Pythia weitergaben. Die stammelte daraufhin etwas, die Priester übersetzten das Gestammel, antworteten dem Bittsteller, der in der Regel ziemlich viel dafür bezahlte; deshalb steht das antike Delphi noch heute voll mit Schatzhäusern. Krösus erhielt (laut Herodot) die Antwort, dass er ein großes Reich zerstören würde, wenn er die Perser angreife. Durch diese Weissagung ermutigt, griff er zu den Waffen und die Perser an und zerstörte ein großes Reich, aber dummerweise nicht das persische, sondern sein eigenes. Was Krösus nicht konnte, war: eine Außenperspektive einnehmen. Er war mit einem sehr engen Vorverständnis nach Delphi gekommen, von dem aus er den Satz der Pythia dann auch (falsch) verstand und falsch verstehen musste: Er meinte, dass Pythia auf jeden Fall in seinem Sinne antwortet, weil er es ja war, der sie bezahlte. Für Geld kann man aber (hoffentlich auch weiterhin) keine Wahrheit kaufen.

Die aus Delphi überlieferten Orakelsprüche sind entweder „Lebensweisheiten“, die dazu anleiten wollen, dass sich der Bittsteller über sein Problem selbst Gedanken macht, oder sie sind – in der verschärften Version – an sich mehrdeutig, wie die Antwort, die Krösus zu hören bekam. Das System, dem sie folgen, ist ganz einfach und eindeutig: Pythia kann in die Zukunft sehen? Natürlich nicht! Wer das aber trotzdem glaubt und deshalb aufhört zu denken, ist selbst schuld, wie Krösus, der sich damit sein eigenes Grab schaufelt. Wer zum Denken zu faul ist, dem kann nicht geholfen werden – das ist die geniale Lehre nicht nur des delphischen Orakels.

In dem mittelalterlichen Liebes- und Lügenroman „Tristan und Isolde“ von Gottfried von Straßburg, den ich im 2. Kapitel schon einmal zu Rate gezogen habe, gibt es (neben vielen anderen) eine sehr spaßige Szene, die genau dieses Thema verdeutlicht. Die Vorgeschichte: Tristan ist von Cornwall nach Irland gefahren, um die Königstochter Isolde als Frau für seinen Onkel Marke zu holen (sie ist die schönste Frau weit und breit, und Tristan hat einen bösen Drachen besiegt und deshalb hat er ein Recht auf sie – so waren damals die Regeln; seien Sie also froh, nicht in der mittelalterlichen Literatur und ganz ohne Drachen leben zu können). Isolde hat überhaupt keine Lust auf Marke, weil jemand aus Cornwall ihren Onkel Morolt im Zweikampf ermordet hat. Die Alternative, nämlich einen ziemlich dummen Angestellten ihres Vaters zu heiraten, ist allerdings auch nicht verlockend, und Marke ist immerhin König. Ihre Mutter weiß eine Lösung: Sie gibt ihr einen Liebestrank mit auf die Reise: In der Hochzeitsnacht mit Marke trinken, und es bricht die ewige Liebe zwischen ihnen aus! Unterwegs – sie fahren übers Meer – haben Tristan und Isolde aber Durst, und da sie nichts anderes finden, trinken sie gemeinsam ein Fläschchen Wein, doch das ist selbstverständlich kein Wein, sondern der Liebestrank. Schon fängt die ewige Liebe zwischen den beiden an, die sie sehr schnell auch ins Bett führt, erst mal gleich jetzt auf dem Schiff. Die beiden ziehen sich aber keineswegs aus der Gesellschaft zurück, um ein Leben in ihrer unendlichen Liebe zu leben, sondern Isolde heiratet tatsächlich Marke, liebt aber weiterhin einzig und allein Tristan, weshalb sie sich auch immer wieder in verschiedenen Betten oder Gärten treffen, weil sie gar nicht anders können. Irgendwann wird sogar der etwas langsame und nur ungern denkende Marke misstrauisch und findet auch immer wieder Beweise dafür, dass sein Neffe ihn mit seiner Frau betrügt (ich muss das hier nicht alles aufzählen), doch irgendwann will er die ultimative Wahrheit wissen: Ein Gottesurteil soll Klarheit schaffen! Ein Gottesurteil ist in diesem Fall Folgendes: Isolde schwört, dass sie nie mit einem anderen Mann im Bett war als mit ihrem Marke, dann muss sie mit einem heißen Eisen in der Hand ein paar Meter laufen, und wenn die Hand danach nicht verbrannt ist, hat sie tatsächlich die Wahrheit gesagt. Das Ganze findet in der Nähe von London statt, Isolde reist mit dem Schiff an, aber irgendwie muss sie vom Schiff an Land kommen, allerdings will sie sich – als Königin! – die Füße nicht nass machen. Praktischerweise kommt ein Pilger vorbei, der sie trägt und schwupps stolpert, so dass die Königin in seinen Armen liegt. Also schwört sie: „Ich lag bisher nur in den Armen meines Mannes Marke – und in den Armen dieses Pilgers, aber das habt ihr ja gerade selbst gesehen.“ Wer war der Pilger? Selbstverständlich Tristan! Und Gott spielt mit: Isolde nimmt das Eisen, läuft und verbrennt sich *nicht*. Marke ist wieder zufrieden. Der Erzähler macht sehr deutlich, dass Gott bei diesem Betrug gern und bereitwillig mitgemacht hat. Warum? Im 19. und noch bis ins 20. Jahrhundert hielten kleinbürgerliche und eng denkende Leser und Literaturwissenschaftler das für reine Blasphemie.

Die Bedeutung dieser Szene erschließt sich hingegen nur aus einer anderen, die man viele Seiten zuvor gelesen hat: Nachdem Tristan den Drachen getötet hat, ist er ziemlich kaputt und muss erst mal gebadet werden. Isolde findet ihn (im Bad) ziemlich hübsch, ein äußerst gut gebauter Mann – wow!,

und aus lauter Begeisterung und Dankbarkeit will sie ihm die Waffen reinigen, u.a. sein Schwert: Hups? Dieses Schwert hat eine ganz kleine Macke, ein winziger Splitter fehlt – war da nicht was? Oh doch! Als ihr Onkel nach dem für ihn tödlichen Zweikampf nach Hause überführt worden war, hat Isolde in seinem Kopf einen winzigen Splitter des tödlichen Schwerts gefunden. Sie hat ihn rausgenommen und aufbewahrt, in einem Kästchen im Schlafzimmer. Jetzt holt sie diesen Splitter, er passt genau in die Lücke des Schwerts, und damit weiß Isolde, dass Tristan der Mörder ihres Onkels ist! Der Gegensatz könnte nicht deutlicher sein: Ein winzig kleiner Splitter kann die Wahrheit offenbaren, wenn man nur genau hinsieht und denken kann (und nicht nur insofern ist Gottfried von Straßburg höchst modern: Das findet eine Frau heraus, während der selbstverständlich männliche König bis zum Ende dumm bleibt). Wer sich nämlich trotz aller Offensichtlichkeiten auf Gott verlässt, wird die Wahrheit nie erfahren. Denn Gott hat den Menschen immerhin ihren Verstand gegeben, wahrscheinlich in der Hoffnung, in Zukunft nicht alles selbst machen zu müssen.

Auf was es in „Tristan und Isolde“ ebenso ankommt wie in Delphi: „Selbst denken!“ Das hohe Ansehen des delphischen Orakels schaltet bei Krösus das Denken aus, die Liebe zu Isolde schaltet bei Marke das Denken aus. So was passiert, darf aber selbstverständlich – damit bin ich zurück – nicht an der Universität passieren. Wer den Hinweisen im letzten Kapitel folgt und allerhand wissenschaftliche Literatur (zu einem Thema) gelesen hat, der muss sich fragen, was er mit diesem Wissen anfängt. Denn klug ist er noch lange nicht, denn „[a]lle Klugheit, sagten die Schlangen, beginnt mit Selbsterkenntnis.“ In der Wissenschaft bedeutet das, dass ich den Unterschied sehr deutlich bedenken muss zwischen dem, was ich mir angelesen habe, und dem, was ich daraus mache. Das gilt selbstverständlich auch für das an der Universität und für die Prüfung Gelernte. Was kann ich selbst, mit meinem Verstand und meinen Denkfähigkeiten, dazu beitragen?

Jeder, der am Ende seines Studiums seine Diplomarbeit geschrieben und seine Diplomurkunde überreicht bekommen hat, hat eine wissenschaftliche Laufbahn hinter sich. Das Studienprogramm schreibt einerseits vor, dass diese Laufbahn in den ersten zwei Studienjahren bei allen denselben Rahmen hat; andererseits lässt das Programm im zweiten Teil des Studiums jedoch relativ freie Wahl, wo man seinen Schwerpunkt setzt und welche Veranstaltungen man dabei wählt.

Um nicht allzu ausführlich zu werden, bleibe ich hier nur beim „einerseits“: In den 20 Veranstaltungen des Grundstudiums wird Ihnen ein sehr breiter Überblick über die verschiedenen Bereiche der Germanistik geboten: Linguistik, Literaturgeschichte, Literaturwissenschaft und Literaturtheorie, Methodik und Didaktik des Deutschen als Fremdsprache sowie Übersetzungswissenschaft und Kultur. Selbstverständlich können Sie all diese einzelnen Fächer als einzelne Fächer lernen, die Prüfung ablegen und anschließend alles wieder vergessen – selbst schuld! Wer Spaß und Freude am Studium haben will, sollte sich überlegen, warum es dieses Studienprogramm überhaupt in dieser Form gibt. Germanistik ist *ein* Fach, und die verschiedenen Bereiche, die es umfasst, erhellen sich wechselseitig. Konkret heißt das, noch einmal und deutlicher: Je mehr ich über die Literatur des 19. Jahrhunderts weiß, desto besser verstehe ich Syntax. Je mehr ich über Morphologie, Wortbildung und Lexikologie weiß, desto besser verstehe ich zeitgenössische Literatur. Je mehr ich über zeitgenössische Literatur gelernt habe, desto besser verstehe ich auch deutsche Landeskunde. Je besser ich die Probleme der Übersetzungswissenschaft verstanden habe, desto eher begreife ich auch die Grundprobleme der Linguistik. ...

Ich könnte dieses „Je-desto“ noch beliebig lange fortsetzen, aber Sie werden längst verstanden haben, worauf ich hinaus will: Alles, was Ihnen im Grundstudium angeboten wird, wird Ihnen auch deshalb angeboten, weil Sie sich das eine durch alles andere erhellen lassen sollen, denn es gehört tatsächlich alles zusammen. Diesen Horizont, der im Grundstudium eröffnet wird, werden Sie auch brauchen, wenn Sie im Hauptstudium (in den Seminaren) mitreden und weiterhin Spaß haben wollen. Und seien Sie versichert: Je mehr mitreden, desto mehr Spaß macht es uns allen und desto mehr lernen wir alle.

Das Wichtigste während des Studiums ist deshalb aber, Wissen nicht nur zu sammeln, sondern zu lernen, mit diesem Wissen umzugehen, zu lernen, selbstständig zu denken (ich weiß, dass ich mich wiederhole), sich nicht auf andere zu verlassen, sondern stattdessen die Fähigkeit zu entwickeln, selbst beurteilen zu können, was sinnvoll ist und was nicht, ob etwas einleuchtet oder nicht, ob uns etwas weiterbringt oder nicht. Das heißt auch: Wenn Ihnen etwas nicht einleuchtet: Fragen Sie nach! Wissenschaft lebt nicht nur von Fragen, sondern mehr noch von Nachfragen und von Hinterfragen.

So wichtig es ist, Welt und Wissen zu ordnen (vgl. Kap. 4), so wichtig ist es auch, alles immer wieder zusammen zu sehen, neue Beziehungen herzustellen und sich zu fragen, welche Erkenntnisse man daraus gewinnen kann. Erst so entsteht, wird und ändert sich Wissenschaft. Überlassen Sie das nicht nur anderen!

Im Folgenden versuche ich anhand von drei Themen aus drei Bereichen der Germanistik zu zeigen, wie ganz unterschiedliche Positionen nebeneinander und gegeneinander stehen. Dabei gibt es wohlgerne keine Instanz, die autoritativ darüber entscheiden kann, welche die richtige Position ist, aber sehr wohl gibt es gute und weniger gute Argumente für das eine oder für das andere. Es entscheidet letztlich nur die Vernunft. Allerdings gilt bei fast allen Themen: *vorerst*, denn morgen, spätestens übermorgen können wir schon viel klüger sein. Erwarten Sie deshalb bitte keine Antwort auf die Frage, welche Positionen die richtigen sind. Diese Antwort gibt es nicht, weil es bei uns (abgesehen von Namen und Jahreszahlen) weder richtig noch falsch gibt, sondern nur überzeugend oder nicht überzeugend.

6.1 Ein linguistisches Beispiel: Wie kommt der Mensch zur Sprache?

Seit mindestens 2600 Jahren machen sich Menschen Gedanken darüber, woher wir unsere Sprache haben und welches die erste Sprache war. Herodot erzählt in seinen „Historien“, dass der ägyptische Pharao Psammetich I., der zwischen 664 und 610 v.Chr. regierte, es genau wissen wollte – ich habe die Geschichte schon im 3. Kapitel kurz erzählt. Bereits Herodots Zeitgenossen im 5. vorchristlichen Jahrhundert haben ihn ausgelacht; ihre Argumentation: „Die Ägypter, die dir diese Geschichte erzählt haben, haben sich über dich lustig gemacht: In Wahrheit haben die beiden Kinder mit ‚bek-bek‘ nämlich das Meckern der Ziegen nachgeahmt, und dein Berichtstatter hat für dich als griechischen Touristen eine typisch griechische Endung angehängt, und damit wurde ‚bekos – bekos‘ daraus. – Witzig!“

Diese Kritiker Herodots waren offenbar Behavioristen. Die Grundannahme des Behaviorismus lautet – selbstverständlich stark verkürzt: Wir lernen Verhaltensweisen, indem wir das Verhalten anderer Menschen nachahmen. Ebenso lernen Kinder Sprache: Sie ahmen die Sprache (Laute, Wörter und Sätze) nach, die sie in ihrer Umgebung hören, hauptsächlich von ihren Eltern. Leuchtet diese Theorie ein? Tatsächlich ist Sprache ja eine Form von Verhalten. Und tatsächlich lernen die Kinder nicht sprechen, die in einer sprachlosen Umgebung aufwachsen, also keine Sprache hören, die sie nachahmen könnten.

Sprache hat aber zweifellos auch etwas mit Denken zu tun, überhaupt mit kognitiven Fähigkeiten. Der Schweizer Entwicklungspsychologe Jean Piaget hat das seit den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts in zahlreichen Veröffentlichungen dargelegt, gestützt vor allem auf Beobachtungen an seinen eigenen Kindern und entsprechenden Experimenten mit ihnen. Nur drei kleine Beispiele: Kleine Kinder können zunächst nicht verstehen, was es bedeutet, dass es eine Welt außerhalb von ihnen selbst gibt. Sie halten sich die Augen zu, und weil sie dann nichts mehr sehen,

nehmen sie an, dass sie selbst auch nicht mehr gesehen werden. Oder: Wenn man vor den Augen eines ca. 10 Monate alten Kindes einen Gegenstand in seine linke Hosentasche steckt, sucht das Kind ihn in der linken Hosentasche und findet ihn natürlich auch. Bravo! Steckt man denselben Gegenstand gleich anschließend vor den Augen des Kindes in die rechte Hosentasche, sucht das Kind allerdings wieder in der linken Hosentasche; Piagets Erklärung: Auch ganz offensichtliche und selbst beobachtete Zusammenhänge werden nicht als solche verstanden, stattdessen nimmt das Kind an, dass es beim zweiten Mal in der linken Hosentasche deshalb Erfolg hat, weil es schon beim ersten Mal links Erfolg hatte. Eine ähnliche Erklärung gilt für das dritte Beispiel: Vor den Augen des Kindes wird alles Wasser, das sich in einem Glas befindet, in eine Schale geschüttet, und das Kind ist fest davon überzeugt, dass in dem Glas vorher mehr Wasser war als nachher in der Schale ist, weil der Wasserstand im Glas höher ist als in der Schale. Piaget folgert aus diesen und vielen anderen Beispielen, dass Kinder erstmal gewisse kognitive Fähigkeiten erwerben und entwickeln müssen, bevor sie überhaupt in der Lage sein können, Sprache zu lernen. Denn Sprache ist etwas ganz anderes als individuelle Anschauung; Sprache ist nämlich in jeder Hinsicht ein äußerst abstraktes System. – Um das mit einem Beispiel zu verdeutlichen: Laut der Internetseite <http://live-counter.com/weltbevoelkerung/index.htm> leben in diesem Moment (17.12.2014, 22:49 Uhr) 7.298.158.378 Wesen auf dieser Erde, die mehr oder weniger so aussehen wie Sie und doch ganz anders aussehen als Sie.²¹ Auch wenn diese Zahl mit Sicherheit nicht exakt ist (nachzählen kann es ohnehin niemand – s.o.): Sie alle nennt man (auf Deutsch) „Mensch“. Und das Ding mit vier Wänden und Dach, in dem Menschen wohnen, heißt (auf Deutsch) „Haus“, egal auf welchem Kontinent es steht und wie viele Zimmer es hat. So selbstverständlich das für uns ist: Als Kind mussten wir alle das erst mal verstehen. Ein Kind nimmt nämlich z.B. eine Karotte in die Hand und spielt damit Auto: „Brrm-brrm!“ Das ist ein höchst *individuelles* Symbol: Niemand sonst sieht in der Karotte ein Auto außer dem Kind selbst. Sprache jedoch basiert auf *konventionellen* Symbolen: Ein Auto heißt „Auto“, weil wir uns (in Deutschland) irgendwann mal darauf geeinigt haben, es so zu nennen. Man kann es auch so formulieren: Wortbedeutungen sind nur dann Wortbedeutungen, wenn sie mehrheitsfähig sind. Ein vorsprachliches Kind hat aber keine Ahnung, was das heißt.

Gegen diese Auffassung (und noch heftiger gegen den Behaviorismus) hatte Noam Chomsky etwas: Der Mensch verfügt über ein Sprachmodul in seinem Gehirn, Sprache ist angeboren! Der behavioristische Ansatz kann überhaupt nicht richtig sein, weil wir schon als Kind Sätze äußern, die wir noch nie gehört haben, außerdem folgt die Sprache unserer Umgebung nicht immer den Regeln der Grammatik, zum Beispiel werden Sätze nicht immer zu Ende ... Trotzdem lernen wir eine komplette Grammatik, und niemand, der z.B. Deutsch als Muttersprache erworben hat, wird jemals annehmen, dass „Haus das große da steht hinten“ ein deutscher Satz ist. Wenn aber Sprache angeboren ist, dann stellt sich die Frage: Welche Sprache? Genau von dieser Frage ging (laut Herodot) ja auch schon das linguistische Experiment des ägyptischen Pharaos Psammetich aus: Welche Sprache die beiden Kinder im Ziegenstall als erste sprechen, das ist auch die erste Sprache der Menschheit. Selbstverständlich ist Chomskys Nativismustheorie methodisch erheblich ausgereifter und wissenschaftlich fundierter. Sie geht von einer Universalgrammatik aus, die allen Sprachen der Welt zugrunde liegt und die die Voraussetzung dafür ist, dass alle Menschen, egal von welchen Eltern sie geboren sind, sondern je nachdem, wo sie aufwachsen, alle Sprachen dieser Welt als Muttersprache erwerben können.

²¹ Mittlerweile (am 24.12.2014, 19:23 Uhr) sind es 7.299.698.734.

Es gibt noch einen vierten Erklärungsansatz, der (ebenfalls) davon ausgeht, dass es menschliche Sprache nur bei Menschen gibt. Das ist eine seltsame Formulierung; ich wähle deshalb ein paar andere und konkretere:

- Nach allem, was wir wissen, gibt es nur in menschlicher Sprache nicht-präsentische Zeitformen (also Präteritum, Perfekt, Plusquamperfekt einerseits und Futur, Futur II andererseits), und zwar, wie man in der Klammer sieht, in verschiedenen Abstufungen für Vergangenheit und Zukunft,
- und es gibt zweitens nur in menschlicher Sprache so etwas wie Modus und das heißt: auch nicht-indikative Modi (also Konjunktiv I oder II, womit man Wünsche, Möglichkeiten, Höflichkeit usw. ausdrücken kann – all das ist hier konkret in Bezug auf das Deutsche gesagt),
- und drittens hat nur menschliche Sprache neben der referentiellen auch eine konstruktive Funktion: Wir können nicht nur über Dinge reden, die es in der Welt tatsächlich gibt, sondern auch erzählend ganz neue Welten hervorbringen.

In Beispielen: Eine Biene kann mit ihrem Tanz ihren Mitbienen perfekt angeben, wohin es sich lohnt zu fliegen, aber die Biene hat grundsätzlich keine Möglichkeit, ihnen davon zu erzählen, wohin sie gestern geflogen ist, was sie morgen vorhat, und was sie machen würde, wenn ..., und sie kann ihnen erst recht keine Science-fiction-Geschichte erzählen: Sie hat weder die sprachlichen noch die kognitiven Fähigkeiten dazu, und daher kann sie auch gar nicht das kommunikative Bedürfnis haben. Warum nicht? Die Antwort ist einfach: Weil sie keine menschliche Sprache hat.

Bienen haben sehr spezifische Fähigkeiten, Füchse auch, ebenso Elefanten oder Schildkröten, auch Mammuts, bis sie diese Fähigkeiten aber für immer verloren, unter anderem deshalb, weil Menschen satt werden wollten und alle Mammuts aufgegessen haben. Denn Menschen hatten und haben ebenfalls eine spezifische Fähigkeit. Doch ist es bei Menschen nicht die Größe, das Gewicht, die Stärke, die Schnelligkeit, die Ausdauer, usw., sondern einzig und allein ihre ganz spezifische, eben: menschliche Sprache. Um sich gegen eine grundsätzlich feindliche Umwelt durchsetzen zu können, in der es jede Menge Lebewesen gab, die größer, schwerer, stärker, schneller, usw. waren, entwickelte sich diese Sprache. Erstaunlicherweise kann sie alle anderen Defizite aufwiegen, und erst sie ermöglicht so etwas wie Kultur und Zivilisation. Wie kam es dazu? Es ist viel einfacher, jemandem sagen zu können, wie man etwas macht, als es ihm zeigen zu müssen. Und „einfacher“ heißt: „zukunftsträchtiger“. Erst dieser Blick in die Zukunft und das damit verbundene Bewusstsein um die Vergangenheit, die sowohl Gegenwart als auch Zukunft ermöglicht, ist die Grundlage von Kultur und Zivilisation.

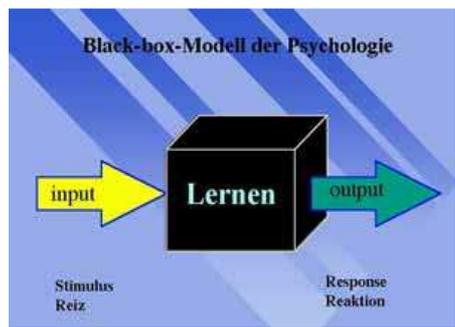
Sprache hat sich nach dieser Theorie in Kommunikation herausgebildet, und das hat auch ganz ökonomische Gründe gehabt: Es ist nicht nur einfacher, sondern auch viel energiesparender, jemandem etwas über eine gewisse Distanz hinweg sagen zu können, als zu ihm hinlaufen zu müssen und es ihm durch irgendwelche Gesten zu verstehen geben zu müssen. Das ist eine ganz einfache Rechnung (die ich allerdings nicht verifizieren kann, da ich kein Buch und nicht einmal eine Internetseite gefunden habe, die diese Rechnung nachvollziehbar belegt): Sprechen, Rufen, selbst Schreien braucht wesentlich weniger Energie als Hinlaufen und Zeigen oder sich irgendwie anders körperlich verständlich zu machen. Energieersparnis ist aber ein ungeheurer Vorteil gegenüber schnelleren, stärkeren, usw. Konkurrenten, zumal in einer Umwelt, in der es nicht für alle genug zu essen gibt. Ich als kleiner Mensch gegen ein großes Mammut, das ist lebensgefährlich! Wir als viele Menschen gegen ein Mammut ist schon viel besser, aber dafür müssen wir uns absprechen, weil wir alle im richtigen Moment das Richtige tun müssen: Die armen Mammuts.

Nicht in derselben, aber in einer durchaus ähnlichen Situation befinden sich Kinder, die sprechen lernen. Sie müssen Energie sparen (weil sie gleichzeitig noch Krabbeln, Gehen, Rennen, Dreirad- und später Fahrradfahren, Ball- u.a. spielen usw. lernen müssen oder wollen). All das kostet Energie, und Sprache ist nun mal eine wunderbare Möglichkeit, Energie zu sparen. Wenn ich jemanden ganz lieb bitten kann, etwas für mich zu erledigen, und er es dann auch macht, ist das ein ungeheurer Vorteil für mich: Ich bleibe bequem im Sessel sitzen, und der andere hat die Arbeit und die Anstrengung, und *er* ist es, der *seine* Energie verbraucht: wunderbar! Selbstverständlich muss ich das irgendwann irgendwie zurückgeben (es sei denn, es gibt eindeutige Herrschaftsverhältnisse, aber da würde ich nicht ganz lieb bitten, sondern streng und unmissverständlich befehlen) – auch dieses Zurückgeben(müssen) ist eine Voraussetzung unserer Zivilisation.

Seit langem können wir sogar nicht nur räumliche, sondern auch zeitliche Distanzen überwinden: Was ich aufschreibe, kann noch in ein paar Jahren, Jahrzehnten, -hundertern, -tausenden gelesen werden. Und seit einiger Zeit können wir sogar zur selben Zeit an verschiedenen Orten sein, wenn wir miteinander sprechen wollen: Das Telefon hat's möglich gemacht. Und neuerdings können wir auch zur selben Zeit an verschiedenen Orten sein und nicht nur miteinander sprechen, sondern uns auch sehen – Skype.

Wie kommt also die Sprache zum Kind? Oder kommt das Kind zur Sprache? Oder ist die Sprache schon da? Oder ist Sprache nur Kommunikation? Ich stelle die unterschiedlichen Auffassungen noch mal grafisch dar.²²

- 1) Sprache wird durch Nachahmung und Lernen erworben (Behaviorismus)



- 2) Sprache ist eine Sache des Denkens (Kognitivismus)

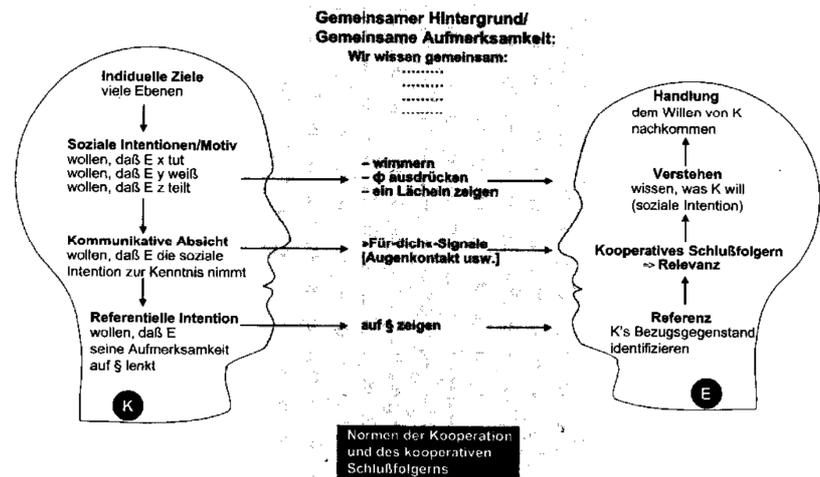


- 3) Sprache ist angeboren (Nativismus)



²² Die Grafiken in der folgenden Übersicht stammen aus diesen Quellen: 1) <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/LERNEN/Behaviorismus.shtml> (09.10.2014); 2) <http://www.uni-due.de/edit/lp/kognitiv/entwicklung.htm> (09.10.2014); 3) nach Szagun 1986: 77; 4) Tomasello 2011: 110.

4) Sprache ist Kommunikation (Interaktionismus)



Da wir keine Möglichkeit haben, kleinen Kindern den Kopf aufzuschneiden, um zu sehen, was beim Spracherwerb darin vor sich geht (selbstverständlich aus ethischen Gründen, aber es wäre ohnehin ganz sinnlos, da wir sowieso nichts sehen würden), werden wir das vorerst²³ nicht verlässlich herausfinden. Aber, und das ist eine weitere der wunderbaren Eigenschaften von Sprache, die auch unsere Wissenschaft erst ermöglicht: Wir können argumentieren. Argumentieren heißt: Ich bin der Überzeugung, dass ..., und zwar aus den und den Gründen. Und dann kann ein anderer nachfragen und ich noch mal nachfragen, und dann fangen wir an zu diskutieren. – Fantastisch!

Die Frage nach dem Spracherwerb ist ein Paradebeispiel für ein Thema in einer Argumentations- und Diskussionswissenschaft. Argumentieren und Diskutieren muss gelernt werden, ebenso wie Schwimmen und Fahrradfahren. Das eine lernt man im Wasser, das andere auf der Straße; (wissenschaftliches) Argumentieren und Diskutieren lernt man in der Schule und an der Universität.

6.2 Ein literaturwissenschaftliches Beispiel: Zwischen Autor und Leser

Das waren vier Theorien, die alle versuchen, zu erklären, wie Kinder ihre Muttersprache erwerben. In der Literaturwissenschaft haben wir es mit noch viel mehr Theorien zu tun – viele von ihnen sind in Kapitel 3 aufgezählt, im dort abgedruckten Inhaltsverzeichnis von Hörischs „Theorie-Apotheke“. Ich beschränke mich hier zur Demonstration auf zwei extreme Positionen.

Zunächst erinnere ich aber noch einmal an unsere Vorlesung vom 1. Dezember: Wir haben damals über den Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation nachgedacht, und Sie haben tatsächlich all die Unterschiede zusammengetragen, die in der wissenschaftlichen Literatur seit ca. 30 Jahren diskutiert werden – herzlichen Dank dafür! Das war wirklich beeindruckend, und ich kann nur hoffen, dass Ihnen die Erinnerung daran bleibt: Das dritte Semester beantwortet die Fragen, die eine Menge Professoren seit Jahrzehnten stellen!

Da ich an der Tafel stand, und weil ich mich nicht auf mein Gedächtnis verlassen will, stelle ich hier die Unterschiede zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation noch mal nach Dürscheid 2006: 46.48 zusammen:

Mündliche Kommunikation	Schriftliche Kommunikation
räumliche und zeitliche Nähe	räumliche und zeitliche Distanz
paralinguistische Elemente spielen eine wichtige Rolle: Mimik, Gestik, Lautstärke, ...	beschränkt allein auf Sprache
alle Sinne beteiligt	nur Sehen (= Lesen)

²³ Zu „vorerst“ siehe oben.

Vertrautheit	Fremdheit
Privatheit	Öffentlichkeit
Emotionalität	keine Emotionalität
Situations- und Handlungseinbindung	keine Situations- und Handlungseinbindung
kommunikative Kooperation	keine kommunikative Kooperation
Dialog	Monolog ?
Spontaneität	ohne Spontaneität
freie Themenentwicklung	Themenfixierung
geringere - Informationsdichte - Kompaktheit - Integration - Komplexität - Elaboriertheit - Planung	größere - Informationsdichte - Kompaktheit - Integration - Komplexität - Elaboriertheit - Planung

In der Zeile mit dem Fragezeichen („Monolog“ auf der rechten Seite) knüpfe ich an. Damit kann ich auch zurückverweisen auf das Platon-Zitat im 3. Kapitel: Sokrates hat im Phaidros-Dialog Schriftlichkeit strikt abgelehnt, weil man einen geschriebenen Text zwar alles Mögliche fragen könne, doch erhalte man immer nur dieselbe Antwort. Sokrates war bestimmt ein kluger Mann (der weiseste der Welt, wurde vom delphischen Orakel bestätigt), doch Platon verfolgt natürlich seine eigenen wissenschaftlichen Interessen, und wenn er Sokrates dieses Argument gegen die Schrift in den Mund legt, muss man sich fragen, was er damit bezweckt.²⁴ Diese Frage wurde genauso jahrtausendlang gestellt: „Was bezweckt der Autor mit dem, was er schreibt? Was will er uns damit sagen?“ Und der Autor ist selbstverständlich eine Autorität, was verschiedene Gründe hat. Der wichtigste ist die Schriftlichkeit selbst: Sprechen kann jeder, und Gesprochenes verschwindet mit dem Sprechen wieder. Schreiben kann hier und heutzutage auch (fast) jeder, doch zu Platons Zeiten und auch zwei Jahrtausende später war das noch nicht der Fall. Schreiben war teuer, was einerseits an der Ausbildung lag, die Geld kostete, und andererseits am Schreibmaterial, das auch nicht umsonst war. Wer also etwas geschrieben hatte, für das andere Menschen Geld ausgaben, hatte beste Aussichten, ein berühmter Mann oder eine berühmte Frau zu werden (als Beispiel dafür, schon in frühester griechischer Zeit: Sappho). Eine Autorität war er auf jeden Fall, und daran hat sich bis heute nichts geändert: Einem Buch gegenüber nehmen auch wir noch eine andere Einstellung ein als in einem Gespräch, es sei denn, es handelt sich um sogenannte Trivalliteratur, die nur unterhalten will und nicht auch noch nutzen.²⁵ Ich muss gleich darauf zurückkommen.

Die Beschäftigung mit geschriebenen Texten hat in Europa fünf Wurzeln, in zeitlicher Reihenfolge ungefähr so: 1) Die philologische Sicherung der homerischen Werke in Griechenland; 2) die radikale Ablehnung fiktionaler Literatur durch Platon; 3) die Entwicklung einer poetischen Theorie durch Aristoteles; 4) die Rationalisierung und auch Trivialisierung der aristotelischen Poetik durch Horaz; 5) die Bibelexegese.

²⁴ Ich muss diese Frage hier nicht beantworten, sondern kann auf Kap. 3.2 und später in diesem Kapitel verweisen.

²⁵ Lassen Sie sich nicht dadurch verwirren, dass schriftliche Kommunikation heutzutage (übers Internet) kostenlos zu sein scheint. Wir brauchen nur eine Flatrate (die aber selbstverständlich auch Geld kostet!) und schreiben so viel, wie wir wollen. Früher hat jeder Buchstabe Geld gekostet, in Form von Schreibmaterial (Papyrus, Pergament), Tinte, Schreibfedern. Heutzutage ist das aber eigentlich nicht viel anders: Nicht nur die Flatrate, sondern auch der PC kostet, das Smartphone kostet, der Strom kostet auch. Folgende Angaben habe ich (im Internet, wo sonst?) gefunden: „Google allein verbraucht mehr Strom als eine Stadt mit 200.000 Einwohnern, und alle Rechenzentren und Leitungen, die das Internet insgesamt ausmachen, verbrauchen zusammen mehr Strom als ein Land wie Deutschland.“ (<http://www.radiobremen.de/funkhauseuropa/serien/netsurfer/netsurfer952.html>; 20.12.2014)

Diese Wurzeln gelten allerdings nur rückblickend, da im christlichen Europa die längste Zeit über einzig und allein die Bibelexegese von Bedeutung war. Trotzdem will ich alle Wurzeln kurz ans Licht ziehen, weil an ihnen die wichtigsten Regeln unseres Umgangs mit Literatur erkennbar werden.

- 1) Homer ist so etwas wie ein panhellenischer Gürtel. So viel die Athener auch gegen die Spartaner hatten, nicht erst im Peloponnesischen Krieg, und umgekehrt, und gegen die Thebaner und überhaupt die einen Griechen gegen die anderen: Homer wollten sie alle haben, denn Homer war ein kulturelles Gedächtnis sondergleichen. Eine Menge Städte stritten sich darum, seine Geburtsstadt zu sein, seine Werke, bzw. die ihm zugeschriebenen Werke, boten jahrhundertlang ein gesamtgriechisches Identifikationsmuster, sowohl in Achilles als auch in Odysseus, das man ganz kurz so zusammenfassen kann: „Ich bin Ich“. Das denkt zwar ohnehin jeder, aber einen literarischen und damit schriftlichen und das heißt: autoritativen Beweis zu haben, ist doch erheblich besser.
- 2) Platon hat jedoch entschieden was dagegen: Homer ist der größte aller Betrüger! schreibt er. Homers Geschichten sind erstunken und erlogen! In Platons Idealstaat haben deshalb Homer und dessen Kollegen nichts zu suchen, sie tun nichts anderes als die Jugend zu verführen – also raus mit ihnen! Sprache ist nämlich dazu da (sagt Platon), Wahrheiten zu transportieren, und Literatur will ja wohl genau das Gegenteil. Wie oben schon festgestellt, bildet Sprache nicht nur Wirklichkeit ab (referentiell), sondern sie erschafft auch Wirklichkeit (konstruktiv). Sie werden sich vermutlich auch daran erinnern, früher einmal vor Zauberern, Hexen und Monstern Angst gehabt zu haben, weil Ihre Eltern Ihnen Geschichten von ihnen vorgelesen haben. Mir jedenfalls wurde die Angst nicht dadurch genommen, dass meine Eltern mir versicherten: „Das ist doch nur eine Geschichte!“ Denn ich habe erst Jahre später verstanden, was das überhaupt bedeutet: „nur eine Geschichte“. Wenn unsere Sprache nicht Wirklichkeit erschaffen könnte, hätten wir aber auch Affen, Vögel, Fische, Würmer oder Algen bleiben können.
- 3) Aristoteles hat den Unterschied zwischen referentieller und konstruktiver Funktion der Sprache sehr genau verstanden, und er hat ein Buch geschrieben, in dem er die Bedeutung ihrer konstruktiven Funktion erörtert. Er lehnt Literatur zwar nicht ab, aber er meint sehr deutlich, sie rechtfertigen zu müssen. In seiner „Poetik“ führt er aus, welche psychologische und damit auch gesellschaftliche Funktion Literatur erfüllen muss. Homer erwähnt er in seinem Buch auch, hauptsächlich beschäftigt er sich aber mit Tragödien. Tragödien haben (für ihn) den Vorteil, dass sie mündlich sind im Sinn der obigen Tabelle. Der Zuhörer ist auch Zuschauer und damit in mehrfacher Weise nicht allein: Nicht nur sieht er die Schauspieler, sondern links und rechts, vor und hinter ihm sitzen ebenfalls Zuschauer, die sich alle in derselben Situation befinden wie er selbst. Was machen die da alle? Sich unterhalten? Keineswegs! Die ganze Theorie der aristotelischen „Poetik“ läuft darauf hinaus, dass die Zuschauer durch den Theaterbesuch bessere Menschen werden.²⁶ Die Katharsis, die Reinigung des Zuschauers, basiert darauf, dass der Zuschauer in das Konzept des Autors hineingezogen wird. Aristoteles ist sehr deutlich der Meinung, dass literarische Kommunikation, und dies vor allem im Theater, vollkommen vom Autor ausgeht und allein von ihm gesteuert ist. Um es auch hier banal zu sagen: Ich als Zuschauer

²⁶ Dieser Gedanke überlebte die Jahrhunderte. Um nur zwei viel spätere Stationen zu nennen: 1784 hielt Friedrich Schiller einen Vortrag zum Thema, den er anschließend auch als Aufsatz veröffentlichte und zwar unter dem Titel: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“. Und Bertolt Brechts Theorie und Praxis des „epischen Theaters“ hat nichts so sehr im Sinn wie die Horzonterweiterung der Zuschauer: Sie müssen keine besseren Menschen im Sinne Aristoteles' oder Schillers werden, aber sie müssen dahin geführt werden, dass sie sich für eine bessere Gesellschaft einsetzen.

bin schmutzig; der Autor säubert mich mit seiner Tragödie; sie ist eigentlich ein Stück Seife für meine Seele. Als Zuschauer befinde ich mich somit ganz in der Gewalt des Autors als einer Autorität, die weiß, was für mich gut und richtig ist. – Ich armer, schlechter Mensch!

- 4) Horaz, ein paar Jahrhunderte später und als Römer und mit viel mehr Erfahrung in nicht nur vorgetragener, sondern auch gelesener Literatur, ist viel realistischer: Literatur soll Nutzen bringen (das ist ihr intellektuelles Erbe und entspricht ungefähr der aristotelischen Katharsis), oder (jetzt und endlich doch!) unterhalten – auf Latein heißt das so: „aut prodesse volunt aut delectare poetae. / aut simul et iucunda et idonea dicere vitae.“ (Horaz [Online]) Auf Deutsch: ‚Entweder nutzen wollen die Dichter oder erfreuen, / oder zugleich sowohl Erfreuliches als auch für das Leben Hilfreiches sagen.‘ Gar nicht schlecht! Horaz eröffnet damit eine ungeheure Spannweite zwischen Ratgeber und einfach nur Unterhaltung, zwischen intellektuellem Anspruch und einfach nur erholsamem Abhängen. (Ist es nicht wunderbar, dazwischen und in dieser Spannweite Mensch zu sein?)
- 5) Demgegenüber höchst eingeengt (selbstverständlich) ist die Beschäftigung mit dem Buch schlechthin, dem Buch der Bücher, το βιβλίον, der Bibel, der Heiligen Schrift – in diesen Benennungen kommt schon zum Ausdruck, dass Schriftlichkeit eigentlich nur zu diesem einen Zweck erfunden wurde: Das Wort Gottes aufzuzeichnen und unverfälscht weiterzugeben. „delectare“ = ‚erfreuen‘ wird in Europa und in Zusammenhang mit Schriftlichkeit für die nächsten 1000 Jahre ganz klein geschrieben, wenn nicht vollkommen gestrichen, denn es gibt eigentlich nur einen einzigen schriftlichen Text: eben die Bibel. Und mit der Bibel hat es etwas ganz Besonderes auf sich. Die Bibel ist Gottes Wort, und („Hallo, Herr Chomsky“) Gott ist selbstverständlich der absolut kompetenteste Sprecher. Wir Menschen leben gar nicht lang genug, um herauszufinden, was Gott mit den vielen Wörtern in der Bibel gemeint hat. Auf die Spitze hat das die jüdische Mystik getrieben, die Kabbala: Sie geht davon aus, dass in der Bibel grundsätzlich alles jemals mögliche Wissen dieser Welt ausgesagt ist. Das war in sehr fundamentaler Weise ein Schriftproblem: Das Hebräische des Alten Testaments war eine Konsonantenschrift, chvrschdsfdtschnchzhmn – ist das verständlich? Wahrscheinlich nicht. Ich füge deshalb gleich die Vokale hinzu – dass man nämlich auch Vokale schreiben kann, diese geniale Idee hatten zum ersten Mal die Griechen vor ungefähr 2800 Jahren. Und wenn ich schon am Vereinfachen bin: Wortzwischenräume (Blanks, Leerzeichen) füge ich auch hinzu, und ein Satzzeichen – auf all das kam man erst nach Jahrhunderten.

Der Satz oben heißt also: Ich versuche, das auf Deutsch nachzuahmen.²⁷ Wenn wir von hier aus auf die obige Tabelle, die den Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Sprache

²⁷ Hier noch mal beides untereinander gestellt, um die Vorgänger der Griechen nicht allzu schlecht dastehen zu lassen:

ch vrsch, ds f Dtsch nchzhmn
ich versuche, das auf Deutsch nachzuahmen

Man sieht deutlich, welche Platzersparnis eine Konsonantenschrift bedeutet: 23 Buchstaben gegen 36 (Das Verhältnis ist: 1:1,56). Im Griechischen wäre die Ersparnis noch größer, weil es im Griechischen viel mehr Vokale gibt als z.B. im Hebräischen und Deutschen. Allerdings ist das Griechische gerade deshalb in reiner Konsonantenschrift kaum noch verständlich: Hier der Beginn der „Ilias“, erst mit, dann ohne Vokale (100 Buchstaben ohne gegenüber 220 mit Vokalen, das Verhältnis ist also: 1:2,2!)

ΜΗΝΙΝΑΕΙΔΕΘΕΑΠΗΛΗΙΑΔΕΩΑΧΙΛΗΟΣΟΥΛΟΜΕΝΗΝΗΜΥΡΙΑΧΑΙΟΙΣΑΛΓΕΕΘ
ΗΚΕΠΟΛΛΑΣΔΙΦΘΙΜΟΥΣΨΥΧΑΣΑΙΔΙΠΡΟΙΑΨΕΝΗΡΩΩΝΑΥΤΟΥΣΔΕΕΛΩΡΙΑΤΕ
ΥΧΕΚΥΝΕΣΣΙΝΟΙΩΝΟΙΣΙΤΕΠΑΣΙΔΙΟΣΔΤΕΛΕΙΕΤΟΒΟΥΛΗΕΞΟΥΔΗΤΑΠΡΥΤΑΔΙ
ΑΣΤΗΤΗΝΕΡΙΣΑΝΤΕΑΤΡΕΙΔΗΣΤΕΑΝΑΞΑΝΔΡΥΝΚΑΙΔΙΟΣΑΧΙΛΛΕΥΣ.
ΜΝΝΔΘΠΛΔΧΛΣΛΜΝΝΜΡΧΣΛΓΘΚΠΛΛΣΔΦΘΜΣΨΧΣΔΠΡΨΝΡΝΤΣΔΛΡΤΧΚΝΣ
ΣΝΝΣΤΠΣΔΣΔΤΑΤΒΛΞΔΤΠΡΤΔΣΤΤΝΡΣΝΤΤΡΔΣΤΝΕΝΔΡΝΚΔΣΧΛΛΣ.

verdeutlicht, zurückblicken: In dieser Form von Schriftlichkeit, der nicht nur alles Paralinguistische usw. mangelt, sondern die auch keine sprachliche Eindeutigkeit hat, sind der Beliebigkeit natürlich Tür und Tor geöffnet, das heißt: Kein Mensch weiß, was das eigentlich bedeuten soll, nur Gott, der ja immerhin der Autor ist. In dieser hilflosen Situation gibt der Kirchenvater Augustinus vor 1600 Jahren die Parole aus: Der Verständnisrahmen für die Bibel ist Gottes Liebe zu den Menschen, denn was immer Gott sagt (oder schreiben lässt): Es kann nicht anders verstanden werden als im Rahmen seiner Liebe zu den Menschen.

Das hört sich gut an, aber Sie merken auch, was hier geschehen ist: Augustinus hat Gott, der nach seiner eigenen festen Überzeugung doch eigentlich der Autor der Bibel ist, die Autorität über seinen Text entzogen. Ab jetzt ist es Augustinus, der entscheidet, wie die Bibel zu verstehen ist. Wo ist also der Autor geblieben? (Natürlich ist es nicht nur Augustinus, sondern es sind alle anderen Theologen, die uns die Bibel erklären. Oder die Philosophen, die uns Platon erklären, Aristoteles erklären ... Dagegen, mal wieder und mal wieder selbstverständlich: Selbst lesen und lernen und denken!)

Es dauert merkwürdigerweise viele Jahrhunderte, bis man es wagt, die Konsequenzen aus diesem Positionswechsel zu ziehen. In diesen Jahrhunderten wird übrigens das oben genannte Problem des Sokrates gelöst: Keineswegs nämlich gibt der schriftliche Text immer dieselbe Antwort, sondern die Antwort wechselt, und ich habe als Leser wirklich keine Ahnung, was wirklich gemeint ist.

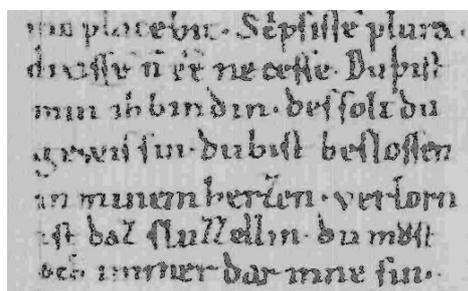
Das ist ein durchaus zentrales Thema in der Auseinandersetzung mit Literatur. Oder doch nicht? Jedenfalls ist es eine Frage der Perspektive.

Erinnern Sie sich bitte an diesen Beispielsatz aus dem 3. Kapitel:

DERPROFESSORSAGTDERSTUDENTISTEINESEL

Ohne Hilfe durch paralinguistische Elemente werden wir niemals herausfinden, was derjenige, der diese Buchstaben zu Papier gebracht hat, tatsächlich sagen wollte.

In diesen Grenzen des Verstehens sind wir immer wieder gefangen, und wir können sie grundsätzlich nicht überschreiten. Ich will das an einem sehr alten deutschen Gedicht aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts noch einmal verdeutlichen: Folgende Zeilen stehen in der Handschrift Clm 19411 der Bayrischen Staatsbibliothek in München am Ende eines lateinischen Liebesbriefes einer Frau an einen Mann:



Dû bist mîn, ich bin dîn.
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozen
in mînem herzen,
verlor'n ist das sluzzelîn:
dû muost ouch immêr darinne sîn.

Am Ende der zweiten Zeile dieses Ausschnitts beginnt das Gedicht (mit einem Schreibfehler: „Du bist“), das, um Platz zu sparen, nicht in „Gedichtform“ geschrieben ist, sondern Wort nach Wort. Neben dem Faksimile steht oben das Gedicht in sogenanntem normalisiertem Mittelhochdeutsch. Muss ich das Gedicht auch übersetzen? Ich glaube, folgende Hinweise genügen: Das lange /u/ (û) bleibt ein langes /u/, das lange /i/ (î) wird im Neuhochdeutschen zu /ei/ diphthongiert, /uo/ wird hingegen zu /u/ monophthongiert, und zz ist als ss zu lesen.

Beginnen wir mit den Einfachheiten dieses einfachen Textes, wenn es sie überhaupt gibt. Tatsächlich beginnen nämlich die Probleme, möglicherweise auch für den Empfänger des Briefs²⁸, schon in der ersten Zeile. Die deutschen Possessivpronomen der ersten und zweiten Person Singular reimen miteinander; ohne Probleme hätte die Frau ihren eigenen Besitzanspruch auf den Mann zurückstellen können, um zu schreiben: ‚Ich gehöre dir, du gehörst mir, da kannst du dir sicher sein.‘ Seien wir aber nicht so kritisch und freuen uns für den Mann und lesen mit ihm weiter – aber wie? Ich hebe im Folgenden die Betonungen (paralinguistische Elemente!) durch unterstrichenen Fettdruck hervor: „dû **bist** **beslozen** / in **mînem** **herzen**“ – zwei Betonungen, sehr schön, was für eine Liebesbeteuerung! oder vielleicht doch nicht? Möglicherweise ist es ja auch so gemeint: „**dû bist** **besloz-zen** / **in mînem** **her-zen**“. Hui, das hört sich höchst bedrohlich an – bitte lesen Sie das laut, wenn Sie wollen auf Neuhochdeutsch: **Du bist eingeschlossen** / **in meinem Her-zen**.‘ Wenn der Mann nicht jetzt schon auf und davon, sondern immer noch gut gelaunt ist, liest er vielleicht auch noch das zweizeilige Ende. Auch hier stellt sich die Frage: Wie? So: „**verlor**n **ist** das **sluzze**lîn: / dû **muost** ouch **immêr** dar**inne** **sîn**.“, was sich ja wieder recht versöhnlich anhört, oder vielleicht doch so (wieder neuhochdeutsch): „**Verloren ist** das **Schlüsselchen** / du musst auch **im-mer drinnen sein**.“ – spätestens jetzt ist der Mann aber wirklich weg, denn das ist doch gar zu viel Bedrängnis!

Wenn Sie die letzte Fußnote aufmerksam gelesen haben, wissen Sie, dass kein Mensch weiß, was diese „deutschen“ Zeilen in dem Brief überhaupt für eine Bedeutung haben? Ist das ein Muster für zwischenmenschlichen Kontakt? Oder eine Empfehlung: ‚Wenn du mal verliebt bist, kannst du deinem Angebeteten (oder deiner Angebeteten) dieses Gedicht schicken oder aufsagen?‘ Vielleicht das eine, vielleicht das andere, vielleicht auch etwas ganz anderes – die damalige kommunikative Situation ist uns viel zu weit entzogen, als dass wir das wissen könnten.

Um keine allzu intimen Fragen stellen zu müssen, transkribiere ich kurz eine Szene aus einem amerikanischen Film von 1990. In „Tune in Tomorrow“, nach Mario Vargas Llosas Roman „La tía Julia y el escribidor“ (auf Deutsch ‚Tante Julia und der Kunstschriftsteller‘), gibt es folgende Szene zwischen Pedro Carmichael, einem etwas skurrilen Hörspielautor (gespielt von Peter Falk), und Martin Loader (Keanu Reeves), der in seine Tante Julia (Barbara Hershey) verliebt ist. Im Radio hat Martin in der neuen Hörspielfolge exakt den Dialog gehört, den es kurz zuvor zwischen ihm selbst und Julia gab. Wütend stellt er Pedro zur Rede:

Martin: „Why?“
 Pedro: „Why what?“
 Martin: „Why did you do it?“
 Pedro: „Why did I do what?“
 Martin: „Why did you put, what we said, on the radio?“
 Pedro: „Pardon, my boy! Let me ask you one question.“

²⁸ Tatsächlich weist die Dame, die hier ihre Liebe zu beteuern scheint, die Begeisterung und Vorfreude des Mannes, die er im nächsten Brief zum Ausdruck bringt, in einem dritten Brief scharf zurück. Thema des lateinischen Briefes ist die amicitia, also die Freundschaft. Welche lebensweltliche Funktion diese Briefe haben, weiß man allerdings nicht. In dem ungefähr taschenbuchgroßen Buch sind insgesamt ca. 300 Briefe gesammelt, deren Absender und Adressaten größtenteils sehr genau zu verifizieren sind – fast allesamt Politiker. Welche Funktion jedoch die elf eingestreuten Liebesbriefe haben, ist unklar. Die Forschung geht davon aus, dass es sich lediglich um Stilübungen handelt, d.h. die Briefe wurden nie wirklich abgeschickt. Allerdings wissen wir auch nicht, ob sie nicht in späterem Zusammenhang tatsächlich als Liebesbrief zwischen Ich und Du verwendet wurden. – Übrigens muss man sich nicht darüber wundern, dass es unter den Liebesbriefen auch einige gibt, die von Frau an Frau geschrieben wurden; z.B. beteuert in einem dieser Briefe die Freundin A. ihrer Freundin G., dass sie deren Rückkehr nicht erwarten könne und wahrscheinlich vorher tot sei, so sehr vermisse sie sie. Ganz so finster, wie viele (auch Wissenschaftler) noch bis heute glauben, war das Mittelalter gar nicht.

Martin: „What?“

Pedro: „What's more important? Life or art?“

Martin: „But it wasn't art. You just copy word for word, what we said.“

Pedro: „And where did you get the words you've used? You are right. The so called feelings in your stupid heart are from me, from us ...“²⁹

Und mit diesem „us“ meint er die Schriftsteller. – Wir alle haben als Kinder sprechen gelernt. Wann und wo und von wem haben wir aber gelernt, Gefühle zu äußern? Von unseren Eltern – aber auch so etwas Intimes wie Liebe zwischen Ich und Du? Ich bin geneigt, Pedro recht zu geben. Selbstverständlich hat sich in den letzten 850 Jahren (seit „Dû bist mîn, ...“) und den letzten 2600 Jahren (seit Sappho) einiges in der Welt geändert, aber nach wie vor müssen wir Worte und Wörter irgendwoher nehmen. Ich komme gleich darauf zurück, stelle aber zuerst eine damit eng zusammenhängende Frage:

Was ist eigentlich entscheidend: Was ich gesagt oder geschrieben habe, oder was du hörst oder liest und verstehst? Die europäische Sprach- und Philosophiegeschichte ist ganz eindeutig der Meinung, dass das sprechende und schreibende Ich den Vorrang hat vor dem hörenden und lesenden Du. Auf diese Denktradition muss ich hier aber nicht eingehen, zumal das ein unendliches Thema ist. Stattdessen kann ich zurückgreifen auf Ihre Gedanken zu schriftlicher und mündlicher Kommunikation. Ich fasse alles Obige kurz und in dieser Perspektive zusammen:

Mündliche Kommunikation sieht so aus:

Ich – Du

Schriftliche Kommunikation sieht ganz anders aus, nämlich so:

Ich – Text | Text – Ich

Der Unterschied ist fundamental. In schriftlicher Kommunikation gibt es kein Du, sondern zwei Ich: den Autor und den Leser. Der Kommunikations„partner“ ist in beiden Fällen der Text. Wo ist aber ein „Du“, das wir doch als Partner mehr oder weniger selbstverständlich annehmen? Es steckt jeweils im Text selbst, was aber nichts anderes bedeutet als Folgendes: Der Autor (das linke Ich) macht sich sein Du (den Leser) selbst, und der Leser (das rechte Ich) macht sich sein Du (den Autor) auch selbst (wie das auch schon Augustinus gemacht hat). Das ist eine ziemlich merkwürdige Situation, und damit bin ich bei der zweiten Theorie, die ich oben angekündigt habe.

Wie erwähnt, hat man jahrtausendlang selbstverständlich angenommen, dass der Autor, also das schreibende Ich, es ist, der verstanden werden muss: Homer, die Bibel, usw. Sehr spät erst, nämlich erst seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts kamen ein paar kluge Leute (in Konstanz) auf die Idee, schriftliche Kommunikation in der Weise ernst zu nehmen, wie wir das schon dargelegt haben: Als Leser ist mein Gegenüber der Text, er ist für mich gemacht, ich habe ihn als Buch, Zeitschrift, usw. gekauft und kann deshalb auch mit ihm machen, was ich will. So gehen wir ja üblicherweise mit unserer Umwelt in weitestem Sinne um: Die Sonne „scheint“ mit Sicherheit nicht, damit wir im Sommer braun werden oder Sonnenkollektoren auf unser Dach bauen, um morgens duschen zu können. Im Wald wachsen Bäume, und wir machen Tische daraus. Vor Millionen Jahren sind Millionen Jahre lang Pflanzen gestorben, aus denen (je nach Alter) Stein- oder Braunkohle geworden ist, die wir in Energie umwandeln, um z.B. Wohnungen zu heizen, usw. Man kann dagegen einwenden, dass weder Sonne noch Bäume noch alte Pflanzen uns (oder sonst jemandem) etwas sagen wollen. Vollkommen richtig! Allerdings sind wir einen derart kommunikativen Umgang mit unserer Umwelt einerseits seit Jahrtausenden (Regentänze) und andererseits seit Kindertagen

²⁹

Wenn Sie den Film sehen wollen: https://www.youtube.com/watch?v=5WJAwNiA7_M.

(„Wenn du den Teller nicht leer isst, gibt's schlechtes Wetter!“) gewöhnt. Dieses kommunikative Verhältnis zur Welt ist (für den Mensch als Krone der Schöpfung, für den die ganze Welt ja geschaffen wurde) viel zu robust und viel zu sehr eingewöhnt, als dass wir seine Regeln so ohne weiteres ablegen könnten: *Wir* sind es, die einer doch eigentlich unpersönlichen Welt Bedeutung zuweisen, auch wenn wir annehmen sollten, dass dahinter ein christlicher oder ein anderer Gott als Autor steht.

Wenn Kinder sprechen lernen, lernen sie selbstverständlich auch die Bedeutung von Wörtern. Woher haben sie diese Bedeutung? Von ihren Eltern (älteren Geschwistern, Nachbarn, usw.). Als Kind waren wir ungefragt daran gewöhnt, dass unseren Äußerungen jemand anders die Bedeutung zuweist, dass, was wir sagen, von jemand anderem mit Sinn „gefüllt“ wird: „Papa“ ist der ‚Vater‘, „Mama“ ist die ‚Mutter‘, „Dada“ ist ‚dahinten‘ oder ein Spielzeug oder irgendetwas anderes. Anders gesagt: Als Kind haben wir Laute von uns gegeben, und unsere Hörer haben darüber entschieden, was sie bedeuten.

Um diese Diskussion abzukürzen und zur Literatur zurückzukommen: Sobald der Autor sein literarisches Werk aus der Hand gegeben hat, hat er keine Macht mehr darüber. Es ist ganz in die Hand des Lesers gegeben.

Ein Beispiel: Die Texte von Heinrich von Kleist und von Franz Kafka waren einfach nur erfolglos. Ähnlich wie die Bilder von Vincent van Gogh (ein anderes bestes Beispiel) haben sie erst mal (zu Lebzeiten des Autors) gar nicht gefallen und hatten auch keinerlei gesellschaftliche Relevanz. Kafkas Freund Max Brod hatte jahrzehntelang alle Hände voll zu tun, konkret: Er musste eine Menge Briefe schreiben und telefonieren und von einem Verlag zum anderen laufen, bevor Kafka „wiederentdeckt“ wurde und seine Romane und Erzählungen als nicht nur europäische Identifikationstexte gelesen werden konnten. Bei Kleist dauerte es noch länger. An den Texten selbst hat sich ja weder hier noch dort etwas geändert. Wie kann man das formulieren: Die Leser sind andere geworden, oder haben die Leser die Texte zu anderen gemacht? Das entspricht vollkommen dem Schriftmodell mit den zwei Texten, einem des Autors und einem des Lesers – um genauer zu sein: viele Texte, nämlich mindestens so viele, wie es Leser gibt plus den einen des Autors – um noch genauer zu sein: so viele, wie es Lektüren gibt. Den einen Text gibt es nicht mehr.

Damit sind zwei extreme Positionen nachgezeichnet, die letztlich auf Folgendes hinauslaufen: Der Autor hat Recht – der Leser hat Recht. Dass es nicht ganz so einfach und schablonenhaft ist, muss ich nicht betonen. Außerdem kann man sich leicht vorstellen (und in Kapitel 3 nachlesen), dass im Laufe der Zeit eine Menge anderer Positionen irgendwo dazwischen bezogen wurden. Welche ist die richtige? Die richtige gibt es ebenso wenig, wie es das richtige Essen gibt – bei Magen-Darm-Beschwerden sollte man natürlich nichts allzu Fettessendes essen, aber Literaturwissenschaftler haben ja nicht grundsätzlich Magen-Darm-Beschwerden. Es geht auch hier darum, überzeugend zu sein, und Überzeugungen gibt es nicht in der Natur, sondern zwischen Menschen. Es lohnt sich also (mal wieder) selbst zu denken, damit einem nicht vorzeitig die Argumente ausgehen.

6.3 Ein (kurzes) didaktisches Beispiel: Wie man eine Fremdsprache lernt

Ich komme noch kurz auf die Didaktik und zu meinem letzten Beispiel. Ungefähr 200 Jahre v. Chr. fingen die Römer an, eine Fremdsprache zu lernen. Die Römer waren ein Volk von Bauern, die gelernt hatten, mit Waffen umzugehen, um ihren Nachbarn deren Land wegzunehmen und selbst reichere Bauern zu werden, die sich irgendwann Soldaten leisten konnten, die noch besser mit Waffen umgehen konnten und den Nachbarn noch mehr Land wegnahmen, usw. Dieses System funk-

tionierte bekanntlich ziemlich gut, ließ allerdings keine Zeit für Kultur: Wer eine Waffe in der Hand hält, kann mit dieser Hand nicht schreiben, und wer überall Feinde vermutet – was soll der anderes lernen, als in allen anderen Menschen (und Völkern oder Nationen) Feinde zu sehen? Zum Lesen gab es wenig Zeit. Diese Zeit gab es jedoch in Griechenland und die daraus entstandene Kultur gab es dort auch; sie war selbstverständlich Griechisch. Also schickten die Römer erst mal Soldaten nach Griechenland, um es zu erobern, und nachdem es ihnen gehörte, schickten sie ihre Söhnchen hinterher, damit sie Griechisch und griechische Kultur lernen konnten.

Wie wir wissen, ist der Aufenthalt im fremdsprachigen Ausland nach wie vor die beste Möglichkeit, eine Fremdsprache zu lernen: Man fährt in das Land, in dem die Sprache gesprochen wird, die man lernen will, und lebt dort eine Weile. So machten es die alten Römer. Allerdings ist diese Methode auch ziemlich teuer. (Aber es gibt ja Erasmus-Stipendien – Bewerben Sie sich darum!)

Demgegenüber war in Europa lange Zeit Sprachunterricht Unterricht in toten Sprachen, die „tot“ heißen, weil sie nicht mehr zu einem kommunikativen Zweck gesprochen werden, in Deutschland waren und sind das vor allem Altgriechisch und Latein. Diese Sprachen wurden gelernt, da sie alt-ehrwürdige und sogar heilige Sprachen waren (das stand schon in der Bibel) und außerdem Sprachen mit einer sehr differenzierten Grammatik, und eine differenzierte Grammatik – so hieß es – schult das Denken. Das mag sein, allerdings werden mittlerweile Fremdsprachen nicht mehr gelernt, um das Denken zu schulen, sondern um in ihnen zu kommunizieren. Früher lernte man Sprachen zudem rein schriftlich: Uralte Texte wurden gelesen, und man versuchte, sie zu verstehen. Das lief in der Regel so ab, dass alle sprachlichen Feinheiten eines Satzes (nach Geschmack des Lehrers) aufgedeckt wurden. Pro Satz konnte das schon mal eine Viertelstunde dauern. (So habe ich das jedenfalls aus dem Lateinunterricht in Erinnerung.)

Auswanderer, z.B. nach Amerika, lernten dort die Sprache ihres „Gastlandes“, ob sie Italiener, Griechen oder Deutsche waren. Und als in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts die ersten „Gastarbeiter“ nach Deutschland fuhren, machten sie sich ganz ohne Deutschkenntnisse auf den Weg, und auch in Deutschland wurden ihnen keine Sprachkurse angeboten. Irgendwie kamen sie aber zurecht, die einen besser, die anderen weniger gut. Mittlerweile wird an jeder Ecke Fremdsprachenunterricht angeboten, aber darin wird hauptsächlich nicht mehr gelernt, einen fremdsprachigen Text zu *lesen*, sondern in der Fremdsprache zu *kommunizieren*. Der Schwerpunkt hat sich eindeutig verlagert und das aus gutem Grund: Es wird nicht mehr *schriftliche* Sprache gelehrt, sondern vorwiegend *mündliche*, und es wird nicht eine fremde *Sprache* gelehrt, sondern die *Kommunikation* in einer – u.a. sprachlich – fremden Umgebung. Deshalb werden nicht mehr nur Sätze gelesen, sondern man lehrt im Fremdsprachenunterricht auch Landeskunde, Kultur und Geschichte. Denn man will nicht nur eine Sprache verstehen, sondern auch und vor allem in einer ehemals fremden Umgebung verstanden werden und sich ausdrücken können.

So sieht immerhin das Ideal aus. In Wirklichkeit wird aber häufig nicht die Fremdsprache gelernt, sondern es wird gelernt, wie man eine Prüfung ablegt und besteht. – Wie kann also Fremdsprachenunterricht sinnvoll gestaltet werden?

All das, was ich hier zu zeigen versucht habe, steht natürlich – noch einmal – nicht ein für alle Mal fest, ganz anders als das Ergebnis von 2×2 oder 7×3 oder $23.546 \times 887.345.662$. So klein und so groß diese Zahlen auch sind (4 und 21 und $20.893.440.957.452$): Selbst wenn jemand diese Aufgaben in 4 oder 21 oder $20.893.440.957.452$ Jahren lösen wird (das Letzte werden wir und unsere Nachkommen alle nicht mehr erleben, weil bis dahin nicht nur die Sonne längst explodiert sein wird), wird niemals ein anderes Ergebnis herauskommen als das oben notierte: 4 und 21 und

20.893.440.957.452. Allerdings werden sowohl die Linguistik als auch die Literaturwissenschaft als auch die Didaktik vielleicht schon in 4, mit Sicherheit aber in 21 Jahren ganz anders aussehen als heute. *Wie* sie dann aussehen, das wird entscheidend von Ihnen abhängen und von den gesellschaftlichen Bedürfnissen und Notwendigkeiten, die Sie (und Ihre KollegInnen) diagnostizieren müssen. Wir, heute, können nur hoffen, Sie deutlich genug auf diese Verantwortung hingewiesen zu haben.

Damit ist der erste Teil dieses Skripts zum wissenschaftlichen Arbeiten zu Ende. Er läuft auf zwei Gedanken hinaus: Wissen muss einerseits bewahrt und andererseits immer wieder hinterfragt, erneuert und erweitert werden. Das ist wissenschaftliches Denken: Wissen aufnehmen, kritisch hinterfragen, möglicherweise erneuern und hoffentlich erweitern.

Im nächsten Teil wird es nun darum gehen, wie dieses wissenschaftliche Denken kommuniziert wird, wie ein Beitrag zur Wissenschaft aussehen muss, um überhaupt ernst genommen werden zu können: Ich muss nicht nur meine Gedanken so formulieren, dass sie von anderen (richtig!) verstanden werden, sondern ich muss auch ein paar Regeln einhalten, die für die „Gesprächsform“ des wissenschaftlichen Dialogs gelten. Bekanntlich hat sogar ein Spiel, bei dem 40 nackte Männerbeine etwas Rundem hinterherlaufen, um es ins Eckige zu befördern (was vier ebenfalls nackte Beine und vier Hände verhindern wollen) eine Menge Regeln, und wenn man diese Regeln nicht befolgt, sieht man eine Gelbe oder sogar Rote Karte, jeweils mit den entsprechenden Konsequenzen; die schlimmste: Man darf gar nicht mehr mitspielen, weil man vom Platz gestellt wurde.³⁰

Warum soll das in der Wissenschaft anders sein? Auch wir WissenschaftlerInnen und konkret: GermanistInnen müssen uns selbstverständlich an Regeln halten. Die ethischen Regeln, die auf jeden Fall einzuhalten sind, habe ich im 3. Kapitel dargelegt; im Folgenden geht es nun um die formalen Regeln, die selbstverständlich ebenso selbstverständlich eingehalten werden müssen.

³⁰ Tut mir leid, dass mir nur ein männliches Beispiel einfällt. – Warum es mir leid tut? Unter den 78.000 Menschen, die im Jahr 2014 in Deutschland ein Germanistikstudium begannen, gab es gerade mal ca. 18.000 Männer, also nur knapp ein Viertel aller Studentinnen. In Athen ist das Verhältnis (nach Anmeldungen bei „Wissenschaftlichem Arbeiten“ in E-Class) 10:1.

Zweiter Teil

7 Vorschlag zur Abfassung eines Referats und einer Seminararbeit

Im letzten Kapitel wurde u.a. der Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation dargestellt. Um den Unterschied zwischen einem Referat und einer Seminararbeit zu klären, kann ich daher dort anknüpfen. Ein Referat ist ein Sonderfall mündlicher Kommunikation, ebenso wie eine Seminararbeit ein Sonderfall schriftlicher Kommunikation ist.

7.1 Das Referat

Vor dem ersten Referat ist wahrscheinlich jeder nervös und aufgeregt: Man muss ganz alleine da vorne stehen und dann auch noch sprechen und das auch noch in einer Fremdsprache. Und man weiß noch nicht einmal, ob es das Richtige ist, was man da zusammengetragen hat. Wird man ausgelacht? Natürlich nicht! Werden die Zuhörer einen stören? Natürlich auch nicht, zumal sie demnächst in derselben Situation sein werden oder erst vor kurzem waren. Die Dozentin oder der Dozent tut Ihnen sowieso nichts. Statt sich also Sorgen zu machen: Genießen Sie doch einfach die Situation: Sie dürfen sprechen und alle anderen hören zu – wann hat man das schon mal?!

Um seine Nervosität und Aufregung zu bekämpfen, kommen viele auf die Idee, das, was sie sagen wollen, Wort für Wort aufzuschreiben und sich dann vorne hinzustellen oder hinzusetzen und abzulesen. Das wird dann allerdings für alle eine ziemlich langweilige Angelegenheit. Mündliche Kommunikation lebt nicht von der Sprache; Sprache ist allenfalls der Inhalt. Mündliche Kommunikation lebt von wechselseitigem Interesse, das man in der Regel dadurch zeigt, dass man sich einander ansieht. Blickkontakt ist auch bei Referaten von größter Wichtigkeit: Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ich als Zuhörer den Eindruck habe, dass MIR jemand etwas erzählen will, oder ob ich miterlebe, wie jemand SEINE Pflicht erledigt und nur froh ist, wenn alles vorbei ist.

Wie kommt man aber überhaupt da vorne hin? Was muss man tun, um darauf vorbereitet zu sein, ein Referat zu halten? Damit die folgenden Ausführungen nicht allzu abstrakt sind, stelle ich mir drei Beispielthemen, auf die ich dann immer wieder zurückgreifen kann, ein linguistisches (i), ein literaturwissenschaftliches (ii) und ein didaktisches (iii):

- (i) Wie entsteht ein Satz? Theorien zur Sprachproduktion
- (ii) Der Verlierer als Held. Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür“
- (iii) Authentische oder gemachte Texte im Fremdsprachenunterricht

Bei der Vorbereitung des Referats denken Sie bitte zunächst an Folgendes: Das Referat ist für die KommilitonInnen gedacht. Darin können auch Basisinformationen präsentiert werden, damit die Zuhörer folgen können. Von den Problemen der Sprachproduktion und Borcherts Drama haben sie möglicherweise noch nie etwas gehört, über die Rolle des Hörverstehens im FU haben sie sich aber wahrscheinlich schon mal Gedanken gemacht, aber vielleicht nicht über den Einsatz authentischer Texte auf Niveau A2. Überlegen Sie sich daher den Erwartungshorizont der Seminarteilnehmer. Selbstverständlich muss das Referat auch abgestimmt sein auf die schon gehaltenen Referate; es sollte keine Wiederholungen geben.

Bitte verstehen Sie die folgende „Aufbauanleitung“ aber nur als Anregung. Selbstverständlich hat jeder seine eigene Arbeitsweise.

1) Thema (und Text) verstehen – Verständnissicherung

Zunächst, und das ist nicht das Geringste, muss man das Thema des Referats verstanden haben. Die Betonung liegt dabei sowohl auf *Thema* als auch auf *Referat*. Über alle drei Themen kann man

eine Menge Bücher schreiben, und man kann auch einen Vortrag von 5 Minuten oder einen von 50 Minuten halten – fragen Sie rechtzeitig nach, wie lang das Referat sein soll. Bei 5 Minuten beschränkt man sich auf das Wichtigste, bei 50 Minuten dringt man weiter in die Tiefe vor. Das führt zu der Frage, was ein Referat eigentlich ist und welche Funktion es an der Universität hat.

Bei einem Referat kommt es im Wesentlichen auf zwei Aspekte an. Einerseits muss ein Referat den Zuhörern im Seminar ein Thema erschließen, d.h. Informationen liefern, die verlässlich sind; als Zuhörer will ich etwas lernen. Das ergibt schon das „andererseits“: Ein Referat ist immer etwas Vorläufiges, weil es in zweifacher Hinsicht zeitgebunden ist: Wer ein Referat halten muss und darf, hat nur eine gewisse Zeit zur Verfügung, um es vorzubereiten und um sich selbst darauf vorzubereiten, und er hat nur eine gewisse Zeit, es zu halten. In jeder Hinsicht muss man sich beschränken. Die falscheste Annahme ist deshalb: Ich muss im Referat endgültige Antworten geben. So etwas wie endgültige Antworten gibt es nicht, glücklicherweise, das sollte im ersten Teil deutlich geworden sein. Sonst wäre die Weltgeschichte schon vor Tausenden von Jahren zu Ende gewesen. Endgültiges ist was für Tyrannen und sonstige Alleinherrscher. In einem Referat muss man stattdessen offen und ehrlich sein: Seine Quellen darlegen (das geschieht auf dem Thesenpapier – vgl. später) und offene Fragen als solche benennen. Ein fünfminütiges Referat kann nicht mehr sein als eine Anregung zur Diskussion. Das kann sehr hilfreich und sehr spannend sein. Aber auch ein 50-minütiges Referat ist für die Seminarteilnehmer nicht das Wichtigste in einer Seminarsitzung. Wichtiger ist, dass man sich im Anschluss, und hoffentlich mit verlässlichen Informationen versehen, wissenschaftlich austauscht. Und wenn dazu auch Kritik am Referat gehört (das und das hätte man vielleicht anders machen können): Umso besser, da wir alle an der Uni sind, um etwas zu lernen, sowohl Sie als auch ich. (Um zu viel Kritik aber zu vermeiden: Gehen Sie vorher in die Sprechstunde; siehe unten.)

Konkret: Wie ist das Thema einzukreisen? Das hängt natürlich auch von der zur Verfügung stehenden Zeit ab. Bei Thema (i) muss man sich überlegen, was Sprachproduktion eigentlich ist: Ist damit nur mündliche oder auch schriftliche Sprache gemeint. Es ist leicht einzusehen, dass der Produktionsprozess jeweils ein ganz anderer ist. Bei (ii) muss ich natürlich erst einmal das Theaterstück lesen und verstehen. Damit ich den spezifischen Stil einordnen kann, muss ich wenigstens ein bisschen Bescheid wissen über die sogenannte Trümmerliteratur. Das Thema selbst scheint sehr klar umrissen zu sein. Aber das täuscht. Soll ich das ganze Drama vorstellen oder nur Beckmann, die Hauptfigur des Stücks, charakterisieren? Soll ich das Stück als (herausragendes) Beispiel der Trümmerliteratur präsentieren? Thema (iii) ist ein wunderschönes Thema für ein Referat in einem didaktischen Seminar, allerdings muss zuvor sehr genau mit der Dozentin besprochen werden, wie das Referat aussehen soll: Geht es um Hörverstehen, Leseverstehen oder beides? Um welches Sprachniveau? Videos? Soll auch erörtert werden, wo man passende Texte finden kann?

Schon bei der Themenvergabe muss also nachgefragt werden, und wenn sich diese Fragen erst bei der Vorbereitung des Referats ergeben: In die Sprechstunde gehen, oder die Dozentin im Anschluss an das Seminar fragen oder ihr eine Mail schreiben.

2) Basisinformationen, Gedanken und Ideen sammeln

Wenn man also weiß, auf was man sich vorbereiten muss, müssen die notwendigen Informationen gesammelt werden. In ein neues Thema muss man sich erst einmal einlesen und eindenken. Erste Informationen findet man heutzutage am bequemsten im Internet, aber bitte nur auf vertrauenswürdigen Seiten suchen. Und dabei das Eindenken nicht vergessen. Beherzigen Sie also die Hinweise im ersten Teil dieser Einführung: Fragen und Nachfragen und Hinterfragen sind

wichtig. Oft hilft es, alles, was einem zu einem Thema einfällt, aufzuschreiben, auch wenn sich nachher herausstellt, dass nicht alles sinnvoll ist. Gedanken sortieren hilft auch dabei, die Grenzen des Themas abzustecken. Nehmen wir bei Thema (iii) an, dass wir uns auf Hörtexte auf Niveau A2 geeinigt haben: Wenn ich darüber nachdenke, fällt mir ein, dass man eigentlich nicht einmal in der Muttersprache viele Texte hört, Musik ja, in Gesprächen hört man zu, aber dass man ein paar Minuten an einem Lautsprecher sitzt, um jemandem beim Reden zuzuhören? Eher nicht, es sei denn, es handelt sich um ein Hörbuch³¹ oder um ein Referat an der Universität. Lohnen sich also überhaupt authentische Hörtexte? Sollte man nicht besser auf Videos zugreifen? – Mit so einer Frage und anderen Fragen im Kopf lässt sich viel souveräner mit der wissenschaftlichen Literatur umgehen.

Bei den meisten Themen gibt es selbstverständlich viele Leute, die sich darin besser auskennen als ich, weil sie sich viel länger damit auseinandergesetzt haben und auch viel mehr Fragen dazu gestellt haben. Es wäre albern anzunehmen, dass ich klüger bin als sie. Umso wichtiger ist es aber, bevor man die Klugheit anderer in Anspruch nimmt, eigene Fragen zu finden und das Thema zu seinem eigenen Thema zu machen.

3) „Einführungen“ lesen und Exzerpte machen

Jetzt wird's konkreter. In vielen Wissenschaftsverlagen gibt es sehr gute und verständliche Einführungen in alle mögliche linguistische, literaturwissenschaftliche, didaktische und landeskundliche Themen. Versuchen sie möglichst viele zu Ihrem Thema zu lesen; Sie werden feststellen, dass es nicht nur unterschiedliche Auswahlen bei den Fakten gibt, sondern vor allem unterschiedliche Bewertungen. Je mehr Perspektiven man kennenlernt, desto deutlicher wird einem, wie wichtig das Argumentieren ist und wie wichtig gute Argumente sind.

Exzerpte anzufertigen, also kurze Zusammenfassungen des Gelesenen, ist aus mindestens zwei Gründen hilfreich: Einerseits als Gedächtnisstütze, andererseits, weil man bei Zusammenfassungen in eigenen Worten gezwungen ist, nicht das Gelesene zu wiederholen, sondern das Gelesene so wiederzugeben, wie man es verstanden hat. Dabei lohnt es sich allerdings auch, zitierfähige Sätze zusammenzustellen. Man muss ja später nicht alles davon verwenden, als Hintergrundwissen ist jedoch alles, was mit dem Thema zu tun hat, hilfreich. Notieren Sie bei allen Exzerpten und vor allem den wörtlich abgeschriebenen Sätzen die Seitenzahlen, damit Sie später richtig, nämlich mit Angabe der Seitenzahl, zitieren können.

4) Weitere Literatur suchen und ebenfalls exzerpieren

Einführungen in ein Thema reichen für ein gutes Referat nicht aus, man muss sich schon ausführlicher damit beschäftigen. Das heißt: Weitere Literatur suchen! Wie das geht, habe ich oben dargestellt, allerdings habe ich drei Hinweise vergessen, die ich hier nachtrage. (Eigentlich gehören sie in das 5. Kapitel, aber es wäre sehr unpraktisch, wenn Sie das Kapitel schon ausgedruckt haben, dass Sie das noch mal machen müssen.)

Traditionell findet man Literatur in Bibliographien. in unserem Fachgebiet gibt es zwei. Eine ist die „Bibliographie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft“ (abgekürzt: BDSL) von Hanns E. Eppelsheimer und Clemens Köttelwesch. Jährlich werden darin ca. 15.000 Titeleinträge erfasst: Monographien, Aufsätze, Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften. In unserer Fachbereichsbibliothek sind die Bände leider nur bis 2007 vorhanden. Die BDSL ist auch online verfügbar, allerdings nur für die Jahre 1985-2000 (www.bdsl-online.de). Die zweite wichtige Biblio-

³¹ Hörbücher, von mehr oder weniger bekannten SchauspielerInnen vorgelesene Erzählungen oder Romane, sind in Deutschland seit einigen Jahren sehr beliebt, weil sie zum Beispiel über lange einsame Autofahrten oder Bügeleinsätzen hinweghelfen.

graphie ist die „Germanistik“, die wir uns bei der Bibliotheksführung angesehen haben. Sie ist bis 2010 in der Bibliothek verfügbar und wird über zwei Register erschlossen: ein Namen- und ein Sachregister. Der Vorteil dieser Bibliographien gegenüber den im 4. Kapitel vorgestellten OPAC-Systemen besteht darin, dass die registrierten Bücher inhaltlich aufgeschlüsselt sind. Auch wenn in Titel und Untertitel der Name „Borchert“ nicht vorkommt, wird ein Buch zum Nachkriegstheater, in dem es auch ein Kapitel zu Borchert gibt, trotzdem gefunden.

Eine ebenfalls sehr einträgliche Möglichkeit der Literatursuche sind die Literaturverzeichnisse der oben erwähnten Einführungen. Wie schon erwähnt haben in diesem Jahr in Deutschland insgesamt ca. 78.000 StudentInnen angefangen, Germanistik zu studieren (<http://www.unicum.de/abi-und-dann/beruf-oder-studium/studium/studiengaenge/germanistik>; 20.12.2014) – für die Verlage lohnt es sich also, ihre Einführungen möglichst aktuell zu halten.

Wenn Sie ein brauchbares Buch oder einen passenden Aufsatz gefunden haben: Vergessen Sie nicht, sich gleich alle Angaben zu notieren, die Sie später für das Literaturverzeichnis auf dem Handout und in der Seminararbeit benötigen.

Und noch ein Nachtrag: Auf der Seite von Michael Mandelartz vom Fachbereich für deutsche Literatur der Meiji-Universität in Tokio finden Sie jede Menge Links, die für GermanistInnen interessant sind: <http://www.kisc.meiji.ac.jp/~mmandel/recherche/germanistik.html>. Weitere Links (etwas älteren Datums, aber zum Teil immer noch funktionsfähig) finden Sie auch auf dieser Seite: <http://www.gs.uoa.gr/logotexnia-sto-diadiktyo.html>.

5) Gliederung erstellen (Einleitung – Hauptteil – Ergebnis / Zusammenfassung / Fazit / Schlussbemerkung / ...)

Die Gliederung eines Referats hat wieder etwas mit der Ordnung zu tun, mit der sich das 4. Kapitel des ersten Teils beschäftigt hat. Gedanken müssen geordnet werden, bevor sie mitgeteilt werden können, das fängt bei den Sätzen an, in denen die Wörter selbstverständlich nach den Regeln der Grammatik geordnet sind. Ein Referat besteht allerdings aus ziemlich vielen Gedanken und vielen Sätzen, und da stellt sich die Frage, in welcher Reihenfolge die Gedanken sinnvollerweise vorgetragen werden. Dass es eine Einleitung geben muss und einen Schluss, ist klar – dazu gibt es später ein eigenes Kapitel. Aber wie sieht der Hauptteil aus, der ja auch gegliedert sein muss?

Allgemein kann man das nicht sagen, deshalb nehme ich wieder meine drei Themen zu Hilfe. Einleuchtende Gliederungen für den Hauptteil wären meines Erachtens – ich beschränke mich auf einige Hauptpunkte:

- (i) 1. Modular-serielle Ansätze
2. Interaktiv-konnektionistische Ansätze
3. Neurowissenschaftliche Untersuchungen
4. Versprecher
- (ii) 1. Die literarische Situation in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg
2. Wolfgang Borchert als Vertreter der Trümmerliteratur
3. Beckmann, der Antiheld
4. Beckmann als Identifikationsfigur der deutschen Nachkriegsgesellschaft
5. Drei moderne Interpretationen des Stücks
- (iii) 1. Welchen Stellenwert hat Hörverstehen im FU?
2. Hörtexte in ausgewählten DaF-Lehrwerken auf Niveau A2
3. Vor- und Nachteile authentischer Texte im DaFU
4. Videos als bessere Alternative
5. Wo findet man geeignete Videos für A2?

6) Einleitung (und Fazit / Zusammenfassung / Ausblick / ...) entwerfen

Wenn man weiß, wie das Referat aussehen wird, kann man damit beginnen, eine Einleitung und eine Zusammenfassung zu schreiben. Warum erst jetzt und warum schon jetzt? Wenn man eine Gliederung hat, weiß man, wie die Arbeit ungefähr aussehen wird. Die Einleitung dient dazu, sich auf diese Gliederung festzulegen. Das scheint mir aus folgendem Grund notwendig zu sein: Man wird immer wieder daran zweifeln, ob man die richtige Vorgehensweise für sein Referat gefunden hat. Deshalb ist es gut, durchzuprobieren, ob die gewählte Gliederung tatsächlich sinnvoll ist. Ähnliches gilt für den letzten Teil eines Referats, der häufig aus einer Mischung zwischen Zusammenfassung und Ausblick besteht: Was hat mein Referat gezeigt? Worüber lohnt sich zu diskutieren? Es bleiben immer offene und selbstverständlich weiterführende Fragen; das weiß niemand so gut wie derjenige, der sich einige Wochen intensiv mit dem Thema beschäftigt hat.

7) Thesenpapier schreiben (1 Seite, höchstens 2 Seiten)

Jetzt kann man auch ein Thesenpapier schreiben. Ein Thesenpapier (oder Paper oder Handout) ist für alle Zuhörer sehr hilfreich. Sie haben von Anfang an einen Überblick über das Referat und haben außerdem noch etwas fürs spätere Wiederholen. Außerdem stehen auf dem Thesenpapier Textausschnitte, die während des Referats (oder im Anschluss daran gemeinsam) intensiver besprochen werden. (vgl. unten Kap. 9)

8) In die Sprechstunde gehen

Spätestens jetzt, wenn Sie das alles zusammenhaben: Gliederung, Einleitung und Fragen zur Diskussion, Literaturverzeichnis und Thesenpapier müssen Sie in die Sprechstunde gehen. Aber wohlgemerkt: Wenn Sie vorher Fragen hatten oder sonst nicht weiterkamen, waren Sie hoffentlich auch schon dort! Wir warten auf Sie! Außerdem ist es notwendig, dass wir ungefähr wissen, wie und in welchem Umfang Sie das vereinbarte Thema behandeln; wir müssen uns schließlich auch auf die Sitzung vorbereiten.

Und nun viel Erfolg beim Referat und dem ganzen Seminar viel Spaß bei Zuhören – das ist nicht das Unwichtigste!

Oben habe ich geschrieben, dass ein Referat ein Sonderfall mündlicher Kommunikation ist, ebenso wie eine Seminararbeit ein Sonderfall schriftlicher Kommunikation ist. Um das kurz zu wiederholen, weil es wichtig ist: Der Sonderfall des Referats ist, dass einer spricht und viele zuhören. Man kann daraus einen Vortrag machen, Wort für Wort zuhause alles aufschreiben und dann ablesen; dann liegt dem Referat ein schriftlicher Text zugrunde und das ist erst recht ein, allerdings wenig natürlicher, Sonderfall mündlicher Kommunikation, nämlich nur noch halb mündlich, zur anderen Hälfte aber schriftlich. Viel besser, weil angemessener, angenehmer und spannender ist es, man geht gut vorbereitet, d.h. mit dem Ablauf des Referats im Kopf, mit Stichworten auf dem Papier, mit Kopien des Handouts in ausreichender Zahl, in die Sitzung; man ist selbstverständlich aufgeregt, aber man genießt diesen Sonderfall mündlicher Kommunikation: Ich stehe vorne, und alle anderen hören zu, was auch bedeutet: Sie lassen mich ausreden.

Eine Seminararbeit ist ein ganz anderer Sonderfall schriftlicher Kommunikation: Romane wollen unterhalten, wissenschaftliche Bücher oder Aufsätze wollen belehren, eine Urlaubskarte hält den Kontakt zur Tante aufrecht, ein Einkaufszettel erinnert mich daran, was ich einkaufen muss, usw. Eine Seminararbeit, ebenso wie später eine Diplomarbeit, ist etwas anderes: Sie sollte ein Einerseits – Andererseits erfüllen. Einerseits muss sie ein eigenständiger Beitrag zur wissenschaftlichen Diskussion sein, andererseits wird sie nicht nur unter inhaltlichen Gesichtspunkten gelesen, sondern auch unter formalen Gesichtspunkten bewertet: Entspricht sie

den Anforderungen an eine wissenschaftliche Arbeit? Was das ist – darüber hat ausführlich der erste Teil dieser Einführung gehandelt. Im Folgenden geht es darum, wie das konkret umzusetzen ist.

7.2 Die Seminararbeit

Die Seminararbeit ist nicht für die KommilitonInnen gedacht, sondern soll hauptsächlich belegen, dass Sie wissenschaftlich arbeiten können. Deshalb enthält sie auch keine Basisinformationen (Leben des Autors, Beschreibung der Epoche usw.) und keine Selbstverständlichkeiten. Gleichwohl basiert die Seminararbeit auf dem zuvor gehaltenen Referat. Ich fahre deshalb mit der obigen Zählung fort.

9) Die Gliederung anpassen

Möglicherweise förderte ja die Diskussion im Anschluss an das Referat Gedanken zutage, die vorher nicht in angemessener Weise bedacht worden waren. Außerdem müssen die Basisinformationen, auf die die Seminarteilnehmer zum Verständnis angewiesen waren, aussortiert werden. Wenn Sie also zum Beispiel im Referat die Biographie Wolfgang Borcherts kurz vorgestellt haben, können Sie das für die Seminararbeit getrost streichen; es ist viel angemessener, sich auf die Frage zu beschränken, inwiefern Borchert ein typischer Vertreter der Trümmerliteratur ist. Jedenfalls ist es notwendig, die Gliederung des Referats noch mal kritisch zu überdenken.

10) Mit der passenden Vorlage (aus E-Class) die Arbeit schreiben

Oben habe ich bemerkt, dass eine Seminararbeit auch danach bewertet wird, ob sie den formalen Ansprüchen genügt – erinnern Sie sich an die 44 nackten Männerbeine: Regeln müssen eingehalten werden. Wenn Sie die Vorlagen verwenden, die Sie in E-Class finden (vgl. unten Kap. 13), müssten alle formalen Anforderungen eingehalten sein. Allerdings sollten Sie sich ein paar Minuten Zeit nehmen, die Funktionsweise dieser Vorlagen zu verstehen.

Beim Schreiben der Arbeit sind Sie erst mal allein – wegen der vielen Zettel, die z.B. in Hörsaal 433 zu Beginn des Semesters herumliegen, und nach einigen unerfreulichen „Parallelen“ zwischen Seminararbeiten und Internetseiten muss ich präzisieren: sind Sie hoffentlich allein. Verlassen Sie sich auf die von Ihnen selbst erworbenen Kenntnisse und die von Ihnen selbst gemachten Gedanken!

11) Auf korrekte Zitierweise achten

Was Sie schreiben, schreiben Sie in Auseinandersetzung mit wissenschaftlicher Literatur. Das muss in einer Seminararbeit nachgewiesen werden. Wie das geht, steht unten in Kap. 11.

12) Titelblatt und Verzeichnisse erstellen

Wenn die Arbeit geschrieben ist und alles richtig zitiert ist, muss das Ganze noch eingerahmt werden. Dazu braucht man ein Titelblatt, ein Inhaltsverzeichnis und ein Literaturverzeichnis.

Die formalen Regeln finden Sie in den Vorlagen in E-Class. Um das hier verständlich zu machen:

Das Titelblatt muss drei verschiedene Arten von Angaben enthalten: 1) zum Seminar, in dem das Referat gehalten und zu dem die Seminararbeit geschrieben wurde (oben links); 2) zum Thema der Arbeit selbst (in der Mitte zentriert); 3) zur Autorin der Arbeit (unten zentriert). (vgl. die Abbildung auf der folgenden Seite.) Die Adresse muss nicht angegeben werden, allerdings muss ein Kanal angegeben werden, wie man Sie erreichen kann; am einfachsten geben Sie also Ihre Mail-Adresse an und schauen selbstverständlich auch regelmäßig in Ihr Postfach. Schreiben Sie

Ihren Namen in dieser Reihenfolge: Vorname Nachname, ohne Komma! Also: Dimitra Mouzaki und *nicht*: Mouzaki, Dimitra und auch nicht Mouzaki Dimitra.

Seminar:

{Titel des Seminars}

{Semester: z.B. WS 2014/15 *oder* WiSe 2014/15 *oder* SS 2015; *oder* SoSe 2015}

Leitung: {Name des/der Dozenten/in}

Fachbereich für Deutsche Sprache und Literatur

Universität Athen

{Titel der Arbeit}

{Untertitel der Arbeit}

{Vorname Name}

Matrikelnummer: {Matrikelnummer}

{Adresse: Straße}

{Adresse: Postleitzahl Ort}

Tel. {Telefonnummer}

E-Mail: {E-Mail-Adresse}

Das Inhaltsverzeichnis muss alle Überschriften der Arbeit enthalten. Wiederum: Wenn Sie die Vorlagen aus E-Class verwenden, geschieht das bis zur 3. Hierarchieebene automatisch.

Im Literaturverzeichnis steht alle in der Arbeit verwendete Literatur: Bücher, Lexika, Aufsätze (in Zeitschriften und Sammelbänden), auch Internetseiten. Allerdings steht darin nur die Literatur, die

wirklich verwendet wurde. Welche Anforderungen es auf jeden Fall erfüllen muss, steht unten in Kapitel 12.

13) Korrekturlesen

Fehler gehören zum Leben, sie drohen auch wissenschaftlichen Arbeiten: Denk-, Satz-, Grammatik-, Rechtschreib-, Tipp-, Formatierungsfehler, alles kommt vor, sollte aber nicht. Diese Fehler kommen dadurch zustande, dass eine Seminararbeit eine sehr komplexe Sache ist, dass wir uns aber in der Regel nur auf eine, höchstens auf zwei Dinge gleichzeitig konzentrieren können. Daher ist es notwendig, die (fast) fertige Arbeit mehrmals zu lesen, um auf alles in erforderlicher Weise achten zu können. Diese Korrekturarbeit ist wirklich ernst zu nehmen, sie kann erst das richtige und attraktive Outfit einer wissenschaftlichen Arbeit garantieren, und das ist, wie auch sonst im Leben, ziemlich wichtig.

14) Abgabe der Arbeit

Dazu kann ich nur sehr Allgemeines sagen, da jede Dozentin selbstverständlich ihre eigenen Regeln hat. Deshalb nur so viel, dass es grundsätzlich drei Möglichkeiten gibt, die Seminararbeit abzugeben: 1) Gehen Sie in die Sprechstunde, um sie persönlich abzugeben. 2) Wenn Ihnen das nicht möglich ist, können Sie sie auch in das entsprechende Fach in der Bibliothek werfen. Allerdings sollten Sie dann auf jeden Fall der Dozentin eine Mail schicken, in der Sie sie darüber informieren. 3) Möglicherweise werden Sie auch gebeten, die Arbeit einfach als Mailanhang zu schicken. Wählen Sie in diesem Fall als Name der Datei bitte nicht „Hausarbeit“ oder „Sprachproduktion“ oder so was, sondern Ihren Nachnamen, eventuell in Verbindung mit dem Namen des Seminars, also z.B. „Mouzaki-Expressionismus“.

Noch mal ein Wort zum Äußeren der Arbeit: Das eine ist das wissenschaftliche Outfit, das ich oben erwähnt habe. Das muss tatsächlich korrekt sein. Etwas ganz anderes sind aber Verzierungen, Illustrationen auf der Titelseite, Farben usw. All das macht eine Seminararbeit nicht besser. Auch eine teure Hülle muss nicht sein: Die Arbeit macht deshalb keinen besseren Eindruck und bekommt auch keine bessere Note. Allerdings liegt die Arbeit mitsamt ihrer teuren Hülle danach jahrelang in einem Schrank und muss irgendwann weggeworfen werden, weil auch in den nächsten Jahren Arbeiten dazu kommen. Deshalb bitte: Sparen Sie das Geld und gehen lieber einen Kaffee trinken, oder noch besser: Sparen Sie das Geld zwei- oder dreimal und kaufen sich davon ein Buch fürs Studium.

8 Das Wichtigste

Was gleich folgt, gehört eigentlich noch in das 7. Kapitel und könnte deshalb als 7.3 eingeordnet werden. Um aber deutlich zu machen, dass es sich tatsächlich um das Wichtigste bei Referat und Seminararbeit handelt, habe ich diesen Bemerkungen ein eigenes Kapitel gegönnt – bitte widmen Sie ihnen die entsprechende Aufmerksamkeit.

Ein *Referat*, das den Zuhörern nur erzählt, was sie selbst auch woanders nachlesen können (z.B. in einem Wikipedia-Artikel), ist langweilig und überflüssig. Dafür lohnt es sich nicht, zur Uni zu gehen. Ein Referat muss nicht nur informativ, sondern darf gerne provokativ und sollte möglichst unterhaltsam sein. Darüber hinaus muss es zur Diskussion anregen.

Natürlich ist es stressig, ein Referat zu halten, besonders beim ersten Mal: Aber man geht ja zur Uni, um was zu lernen. Wenn man schon alles wüsste, müsste man nicht hingehen. Und was dort gelernt werden muss, ist aber nicht nur die Literatur des 20. Jahrhunderts, die Syntax,

Deutsch als Fremdsprache oder was es sonst noch gibt, sondern auch: All das, was man lernt, anderen zu vermitteln. Oft merkt man erst dann, was man wirklich weiß. Und das beste Mittel gegen Nervosität oder Angst ist selbstverständlich eine gute Vorbereitung. Dazu lohnt es sich, in die Sprechstunde zu gehen, um dort Referat und Thesenpapier zu besprechen!

Eine *Seminararbeit*, die nur wiederholt, was schon lange woanders steht, ist keine wissenschaftliche Arbeit. Deshalb müssen zumindest unterschiedliche Argumentationen gegeneinander abgewogen werden. Dabei darf man nicht abschreiben; die gelesenen Argumentationen können nur Ausgangspunkt der eigenen Argumentation sein.

Eine Seminararbeit muss eine wissenschaftliche Arbeit sein. Sie

- formuliert einen eigenständigen Zugang zu einem wissenschaftlichen Problem,
- argumentiert, das heißt: Sie ist gedanklich nachvollziehbar, weil sie keine „Eindrücke“ oder „Meinungen“ beschreibt, sondern eine eigene Position zur Diskussion stellt,
- kennzeichnet jede Übernahme fremder Gedanken und Formulierungen,
- setzt sich kritisch mit anderer wissenschaftlicher Literatur auseinander.

Nachdem das also noch mal geklärt ist, komme ich zu ein paar Einzelheiten des wissenschaftlichen Dialogs: Wie kann ein Thesenpapier aussehen? Was steht in einer Einleitung und einer Zusammenfassung? Wie wird richtig zitiert? Wie sieht ein Literaturverzeichnis aus?

9 Thesenpapier

Am Ende dieses Kapitels steht ein Beispiel für ein Thesenpapier. Nicht jedes Thesenpapier muss so voll sein. Es muss aber auf jeden Fall Folgendes enthalten:

- 1) Den „Kopf“ (Seminar – Semester – Seminarleiter – Referatsthema – Name der Referentin – Datum)
- 2) Grundlegende Informationen zum Thema, so dass die Zuhörer auch zuhören können und nicht jede Information mitschreiben müssen (außerdem ist es nützlich, einen Überblick über das Referat „mitnehmen“ zu können). Im folgenden Beispiel sind das: Die Autoren, Formales, Inhaltliches, Historischer Hintergrund.
- 3) Fragen zur Diskussion. In einem Referat können nicht alle Fragen beantwortet werden. Und wer sich mit dem Thema schon eine Zeit lang beschäftigt hat, weiß am besten, worüber es sich lohnt zu diskutieren.
- 4) Die wichtigste verwendete Literatur.

Je nach Thema bietet sich selbstverständlich an, auch anderes auf ein Thesenpapier zu schreiben:

- 5) Thesen (wie ja der Name schon sagt). Das können eigene Thesen sein, aber auch Thesen der Forschung, die vorgestellt werden und über die diskutiert werden sollte.
- 6) Texte oder Textausschnitte. Es ist sinnvoll, wenn alle Zuhörer die Texte, über die gesprochen wird, selbst vor sich haben und mit- und nachlesen können.

Hier also eine *Bewertung des Thesenpapiers* auf Seite 91:

Die Punkte 1-4 und 6 sind vorhanden. Allerdings kann man kritisieren, dass nur die Bücher angegeben sind, nach denen die Texte zitiert sind; es gibt keine Angaben zu der Literatur, die bei der Vorbereitung des Referats hauptsächlich verwendet wurde. Dazu hätte man mehr Platz gebraucht. (Ein Thesenpapier muss nicht nur eine Seite umfassen, es können auch zwei Seiten sein; es sollte aber nicht zu umfangreich sein: Die Zuhörer sollen zuhören und während des

Vortrags nicht nur lesen.) Andererseits kann man sich fragen, ob der Abdruck des Textes aus der Bibel wirklich notwendig ist. Wenn ich ihn weggelassen hätte, hätte ich noch Platz für die verwendete Literatur gehabt und auch für Thesen.

Die *Aufgabe eines Thesenpapiers*: Es fasst Informationen kurz zusammen, bietet evtl. eine Textgrundlage (das können auch Abschnitte aus einem längeren Text sein oder Seitenhinweise auf das Buch, das dem Seminar zugrunde liegt) und regt zur Diskussion an.

Falsch ist: „Ich habe euch jetzt alles gesagt, und wir können nach Hause gehen.“

Richtig ist: „Ich habe euch die wichtigsten Informationen gegeben – lasst uns diskutieren!“

Es dürfte ohne weiteres einleuchten, dass es notwendig oder zumindest hilfreich ist, wenn das Thesenpapier schon vor der Sitzung an die KommilitonInnen verteilt wird, entweder in der letzten Sitzung vor dem Referat oder über E-Class: Jeder kann sich dann vorbereiten und mitdiskutieren.

Expressionismus
WiSe 2014/15
Leitung: Dr. Jacob Grimm
Apokalyptische Lyrik
Dimitra Mouzaki
22.12.2014

Jakob van Hoddis: Weltende (1913)

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei.
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei
Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Alfred Lichtenstein: Die Zeichen (1914)

Die Stunde rückt vor.
Der Maulwurf zieht um.
Der Mond tritt wütend hervor.
Das Meer stürzt um.

Das Kind wird Greis.
Die Tiere beten und flehen.
Den Bäumen ist der Boden unter den Füßen zu heiß.
Der Verstand bleibt stehen.

Die Straße stirbt ab.
Die stinkende Sonne sticht.
Die Luft wird knapp.
Das Herz zerbricht.

Der Hund hält erschrocken den Mund.
Der Himmel liegt auf der falschen Seite.
Den Sternen wird das Treiben zu bunt.
Die Droschken suchen das Weite.

Die Autoren:

Jakob van Hoddis, eigentlich: Hans Davidsohn (1887-1942, von den Nazis im Konzentrationslager Sobibór [?] ermordet)

Alfred Lichtenstein (1889-1914, im 1. Weltkrieg gefallen)

Formales:

Hoddis: 2 x 4 Verse, 5 Hebungen, Reimschema: abba. Enjambement 2,1.2

Lichtenstein: 4 x 4 Verse, unregelmäßiges Metrum, Reimschema: abab. Sprachlich sehr strikt gebaut (1 Vers = 1 Satz).

Inhaltliches:

Das Thema wird in beiden Gedichten in Einzelmotiven durchgeführt, die teilweise auf alte apokalyptische Motive zurückgehen (Hoddis: Flut, Sturm; Lichtenstein: umstürzendes Meer, stinkende Sonne)

Historischer Hintergrund: Vorkriegszeit (1. Weltkrieg beginnt im Sommer 1914)

Apokalyptische Traditionen: Offenbarung des Johannes (um 100 n.Chr.):

Dann hörte ich, wie eine laute Stimme aus dem Tempel den sieben Engeln zurief: Geht und gießt die sieben Schalen mit dem Zorn Gottes über die Erde! Der erste ging und goss seine Schale über das Land. Da bildete sich ein böses und schlimmes Geschwür an den Menschen, die das Kennzeichen des Tieres trugen und sein Standbild anbeteten. Der zweite Engel goss seine Schale über das Meer. Da wurde es zu Blut, das aussah wie das Blut eines Toten; und alle Lebewesen im Meer starben. Der dritte goss seine Schale über die Flüsse und Quellen. Da wurde alles zu Blut. [...] Der vierte Engel goss seine Schale über die Sonne. Da wurde ihr Macht gegeben, mit ihrem Feuer die Menschen zu verbrennen. Und die Menschen verbrannten in der großen Hitze. [...] Und der siebte Engel goss seine Schale über die Luft. Da kam eine laute Stimme aus dem Tempel, die vom Thron her rief: Es ist geschehen. Und es folgten Blitze, Stimmen und Donner; es entstand ein gewaltiges Erdbeben, wie noch keines gewesen war, seitdem es Menschen auf der Erde gibt. So gewaltig war dieses Beben. Die große Stadt brach in drei Teile auseinander und die Städte der Völker stürzten ein. [...] Und gewaltige Hagelbrocken, zentnerschwer, stürzten vom Himmel auf die Menschen herab. Dennoch verfluchten die Menschen Gott wegen dieser Hagelplage; denn die Plage war über die Maßen groß. (Kap. 16)

Fragen zur Diskussion:

- Worin besteht der Unterschied zwischen den expressionistischen Texten und dem biblischen Text?
- Inwiefern sind die beiden Gedichte typisch für den Expressionismus?
- Warum ist das Weltende als Thema so attraktiv? („2012“)

Literatur:

Die Bibel. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift (1982).

Pratz, Fritz (Hg.) (1979): Deutsche Gedichte von 1900 bis zur Gegenwart. Frankfurt am Main: Fischer.

10 Einleitungen und Zusammenfassungen

Das Schlimmste, was man von einer Einleitung und einer Zusammenfassung sagen kann, ist, dass sie überflüssig sind. Der Leser einer Seminararbeit, wie jeder Leser einer wissenschaftlichen Veröffentlichung, liest sie, sonst wäre er ja nicht ihr Leser. Er liest also das Titelblatt (natürlich will er wissen, aus welchem Kontext die Arbeit stammt [oben links], was das Thema der Arbeit ist [in der Mitte zentriert] und von wem die Arbeit stammt [unten zentriert]). Auch das Inhaltsverzeichnis wird selbstverständlich gelesen – er will ja wissen, was ihn erwartet. Wenn er dann in der Einleitung dasselbe aber noch einmal lesen muss, nur in ganze Sätze umgeformt, wird er erst mal schlecht gelaunt, weil er sich fragt, ob er hier für so dumm gehalten wird, dass er ein Inhaltsverzeichnis nicht lesen kann. Deutlich gesagt: Ein Leser will ernst genommen werden, er kann selbst denken und ist auch bereit (sonst wäre er kein Leser) mitzudenken. Wissenschaft ist keine sinn- und geistlose Wiederholung.

Dasselbe gilt auch für die Zusammenfassung. Darin will ich nicht noch einmal dasselbe lesen wie in Inhaltsverzeichnis, Einleitung und der Arbeit selbst. Das Schlechteste ist demnach so etwas:

<p>Inhaltsverzeichnis:</p> <ul style="list-style-type: none">0. Einleitung1. Modular-serielle Ansätze2. Interaktiv-konnektionistische Ansätze3. Neurowissenschaftliche Untersuchungen4. Zusammenfassung <p>0. Einleitung</p> <p>Im 1. Kapitel meiner Arbeit über Sprachproduktion stelle ich modular-serielle Ansätze vor. Im 2. Kapitel stelle ich interaktiv-konnektionistische Ansätze vor. Im 3. Kapitel gehe ich auf neurowissenschaftliche Untersuchungen ein. Im 4. Kapitel fasse ich die Ergebnisse meiner Arbeit zusammen.</p> <p>[...]</p> <p>4. Zusammenfassung</p> <p>Im 1. Kapitel meiner Arbeit über Sprachproduktion habe ich modular-serielle Ansätze vorgestellt. Im 2. Kapitel habe ich interaktiv-konnektionistische Ansätze vorgestellt. Im 3. Kapitel bin ich auf neurowissenschaftliche Untersuchungen eingegangen.</p>
--

Bitte tun Sie so etwas weder sich selbst noch Ihren DozentInnen an! Mit Wissenschaft hat das gar nichts zu tun!

Im Folgenden stelle ich Ihnen mögliche Einleitungen und Zusammenfassungen zu den Themen (i) und (ii) sowie zu zwei weiteren Themen vor. Ich hoffe, es wird daraus deutlich, auf was es bei Einleitung und Zusammenfassung wirklich ankommt. Eine *Einleitung* ist eine möglichst attraktive *Einladung* in die Arbeit. Als Leser kann ich erwarten, dass der Autor mich freundlich auf das vorbereitet, was mich erwartet; ich wünsche mir einen angenehmen Aufenthalt in der Arbeit. Da hilft es, wenn mir von Anfang an signalisiert wird: „Sie sind hier willkommen, und ich nehme Sie ernst!“ In diesem Sinne ist eine Zusammenfassung auch keine bloße Wiederholung einiger Sätze der Arbeit (oder der Einleitung in Vergangenheitsform), sondern komprimiert den Gedankengang noch einmal, um mir als Leser die Arbeit zu ersparen, und sie zeigt weiteren Diskussionsbedarf auf.

Denken Sie einfach an einen Leser, der erst mal nur Anfang und Ende (Einleitung und Zusammenfassung) Ihrer Arbeit liest und der aus der Einleitung erfahren will, um was es in der Arbeit geht, und aus der Zusammenfassung, welche Ergebnisse sie gebracht hat: Wenn er sich dann auf das Lesen der ganzen Arbeit freut, haben Sie schon so gut wie gewonnen.

Hier kommen die Beispiele. Bitte verstehen Sie sie nicht falsch. Sie sind nicht perfekt, aber wo gibt es schon Perfektion?

Wie entsteht ein Satz? Theorien zur Sprachproduktion

Einleitung

Wir äußern täglich Sätze und denken nur selten darüber nach, wie wir das eigentlich machen. Zwischen Linguistik und Psychologie gibt es einige Modelle, die versuchen, zu beschreiben, was vor und während der Produktion von Sätzen vor sich geht. Ich beschäftige mich in dieser Arbeit mit den zwei prominentesten Theorien. Vor allem interessiert mich dabei, welche empirische Basis diese Theorien haben. Außerdem werde ich neue neurowissenschaftliche Untersuchungsmöglichkeiten vorstellen und auf die „Funktionsweise“ von Versprechern eingehen, die mehr Licht auf die Satzproduktion werfen, als man vielleicht denkt.

Zusammenfassung

Wir haben gesehen, dass es nicht so einfach ist, die Prozesse zu beschreiben, die bei der Produktion von Sätzen ablaufen. Die vorgestellten Theorien lassen jedenfalls einige Fragen offen. Wie ich versucht habe zu zeigen, liegt dies daran, dass es nach wie vor unmöglich ist, die Fähigkeiten des menschlichen Gehirns angemessen zu beschreiben. Das hat möglicherweise damit zu tun, dass unsere Beschreibungssprache für psychische Prozesse zu sehr von unseren informationstechnologischen Beschreibungsmöglichkeiten abhängig ist. Weitere Ergebnisse können meines Erachtens nur durch gezielt durchgeführte neurowissenschaftliche Experimente in Zusammenarbeit mit linguistischen Modellen erbracht werden.

Der Verlierer als Held. Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür“

Einleitung

Wolfgang Borcherts Nachkriegsdrama „Draußen vor der Tür“ von 1947 handelt von einem Soldaten, der nach dreijähriger Kriegsgefangenschaft nach Deutschland zurückkehrt und nichts mehr so findet, wie er es gekannt hat. In meiner Arbeit gehe ich der Frage nach, wie mit diesem Stück in Deutschland bis heute umgegangen wurde und wird. Nach einem Überblick über die Rezeption des Stückes in der Nachkriegszeit werde ich mich hauptsächlich mit den letzten Inszenierungen in Saarbrücken, Mainz und Berlin beschäftigen. Es wird sich zeigen, dass die Aktualität des Dramas in der Darstellung einer an der Gesellschaft zerbrechenden Identität liegt.

Zusammenfassung

Nach einer kurzen Übersicht der begeisterten Aufnahme von Wolfgang Borcherts Drama im Nachkriegsdeutschland versuchte ich zu zeigen, welche gesellschaftliche Relevanz das Stück nach wie vor in Deutschland hat. Aus einer unmittelbaren Betroffenheit wurde ein reflektierter Umgang mit dem Thema der Entwurzelung des modernen Menschen, der keinen Rückhalt mehr in einer Wirklichkeit findet, die immer mehr von Massenmedien und global agierenden Unternehmen beherrscht und geschaffen wird.

Literarische Formen des Internets

Einleitung

Das Internet bietet gegenüber einem Buch ganz andere Möglichkeiten literarischer Kommunikation. Hyperlinks erlauben es dem Leser, die Fortsetzung eines Textes selbst zu bestimmen. Anhand von Erzählungen der Internetseiten www.xyz.de und www.abc.de versuche ich zu zeigen, welchen Einfluss diese neuen Möglichkeiten auf die Lesegewohnheiten der User haben. Dazu werde ich auch Statistiken über die Zugriffshäufigkeiten einzelner Sites sowie Leserkommentare aus.

Zusammenfassung

Meine Darstellung hat gezeigt, wie User mit Internetseiten umgehen, die literarische Texte nicht nur abbilden, sondern den Leser auch dazu einladen, die Texte selbst kreativ zu gestalten. Das wichtigste Ergebnis ist, dass die meisten Leser auf Lesegewohnheiten zurückgreifen, die sie im Umgang mit dem traditionellen Medium Buch gesammelt haben. Sie wollen durch einen literarischen Text geführt werden, das heißt: Sie lassen sich gerne von einem Autor die Geschichte „vorschreiben“ und lesen nach. Die Möglichkeiten des Internets werden demnach fast gar nicht genutzt, weil Liebhaber guter Literatur einfach nur gute Literatur lesen wollen, und was das ist, weiß ein guter Schriftsteller besser als der Leser. So lasse ich in einem Restaurant auch nicht nur aus eigener Faulheit den Koch kochen, sondern weil er es viel besser kann als ich.

Toleranz als Voraussetzung menschlicher Sprache

Einleitung

Nicht immer gelingt es uns, genau das zu sagen, was mir meinen. Trotzdem können wir uns verständlich machen. Warum? Ein meines Erachtens wichtiger Ansatz besagt, dass die Mitarbeit des Hörers dabei eine entscheidende Rolle spielt. Menschliche Kommunikation kann nach dieser Theorie nur funktionieren, weil beide, Sprecher und Hörer, ein Interesse an Verständigung haben. Ich werde zunächst diese Theorie darstellen und anschließend an konkreten Beispielen zeigen, welche Bedingungen in konkreten Situationen erfüllt sein müssen, damit Kommunikation glücken kann.

Zusammenfassung

Eine Theorie zur Entstehung menschlicher Sprache besagt, dass nur ein gemeinsames Interesse zu einer sinnvollen Kommunikation führen kann. Ausgehend von dieser Theorie habe ich anhand von zwei authentischen Gesprächen dargestellt, warum wir uns auch dann verständlich machen können, wenn wir nicht die richtigen Worte finden. Kurz zusammengefasst: Da jeder von uns nicht nur Erfahrungen als Sprecher, sondern auch als Hörer hat, können wir uns in unseren Gesprächspartner jenseits der rein sprachlichen Äußerung hineinversetzen. Wir verstehen ihn oder vermitteln ihm wenigstens ein Gefühl des Verstandenwerdens. Das reicht in der Regel aus.

11 Richtig zitieren

Der Umgang mit wissenschaftlicher Literatur, die Sie in Ihrer Arbeit verwenden, muss dokumentiert werden, das heißt: Der Autor einer wissenschaftlichen Arbeit muss kenntlich machen, welche Informationen und Argumentationen er von anderen Autoren übernommen hat, damit deutlich wird, was der eigene Beitrag ist. Das Literaturverzeichnis allein genügt dazu nicht. Innerhalb des Textes muss man angeben, was woher stammt.

Man kann unterscheiden zwischen direkten und indirekten Übernahmen.

- Direkte Übernahmen sind Zitate, die durch Anführungszeichen markiert werden – gefolgt von der „Fundstelle“ in Klammern. (Näheres in der „Seminararbeit“ im Anhang und oben.)
- Auch wenn man nicht wörtlich zitiert, sondern einen Gedankengang, eine Argumentation oder Informationen übernimmt, muss das angegeben werden. Dazu verweist man am einfachsten nach der Übernahme mit „vgl.“ auf den Autor. (Beispiele ebenfalls in der „Seminararbeit“ und oben.)

- Wenn man einen längeren Gedankengang übernimmt, indem man ihn kurz zusammenfasst, empfehlen sich andere Formulierungen, z.B. eine Fußnote: „Im Folgenden orientiere ich mich an Stetter 2002: 22-24.“ oder: „Ich folge hier Stetter 2002: 22-24.“

Hinter jeder Wissenschaft gibt es selbstverständlich aber auch Weltwissen, also das, was „man“ weiß. Ob ich persönlich das weiß oder nicht, spielt dabei keine große Rolle. Ein einfaches Beispiel: Ich weiß zwar ungefähr, wann Heinrich Mann gelebt hat, kenne aber weder das genaue Geburtsdatum noch das genaue Sterbedatum. Also guck ich nach. Im „Beutin“ steht’s, und zwar auf Seite 382: „1871-1950“. Dieselben Daten stehen in jedem Lexikon, auch in Wikipedia. In solchen Fällen muss ich nicht nachweisen, woher ich das weiß. Dasselbe gilt für alle Informationen über die Welt, über deren Wahrheitsgehalt es vernünftigerweise keinen Zweifel gibt.

11.1 Vom Buch in die Seminararbeit

Nun folgen drei kurze Beispiele, die zeigen sollen, wie Informationen aus einem Buch in einer Seminararbeit auftauchen können. Bitte schauen Sie genau hin! Auch wenn Ihnen die Unterschiede minimal erscheinen, so kommt es doch genau auf diese Unterschiede an.

Beispiel 1:

aus: Beard, Mary (2009): Der Parthenon, aus dem Englischen von Ursula Blank-Sangmeister, Stuttgart: Reclam (RUB 18593).

So steht es im Buch (auf Seite 47):

Im zweiten Buch seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges legt Thukydides Perikles eine zu Tränen rührende Rede in den Mund (angeblich gehalten beim Staatsbegräbnis für die tapferen Soldaten, die im ersten Kriegsjahr gefallen waren), die des Öfteren als kraftvolles Manifest für die demokratische Kultur Athens interpretiert wurde. „[Wir haben eine] Staatsverfassung [...]. Mit Namen heißt sie, weil die Staatsverwaltung nicht auf wenige, sondern auf die Mehrheit ausgerichtet ist, Demokratie. [...] Wir lieben die Kunst mit maßvoller Zurückhaltung, wir lieben den Geist ohne schlaaffe Trägheit [...]. Zusammenfassend sage ich, dass unsere Stadt im Ganzen die Schule von Hellas sei [...]“ [2,37-41] Dieser begeisternde Text ist seitdem immer wieder herangezogen worden, um der Forderung nach allen möglichen ‚bürgerlichen Werten‘ Nachdruck zu verleihen (während des Ersten Weltkrieges waren Londoner Busse tatsächlich mit Zitaten aus dieser Gefallenenrede beschriftet).

Und so können Sätze in der Seminararbeit aussehen:

Seminararbeit	Kommentar
Perikles soll, laut Thukydides, zum Gedenken an die Soldaten des ersten Kriegsjahres eine Rede gehalten haben, die „als kraftvolles Manifest für die demokratische Kultur Athens interpretiert wurde“ (Beard 2009: 47).	<i>Was hier in Anführungszeichen steht, ist ein <u>wörtliches Zitat</u>; deshalb steht es ja in Anführungszeichen. Selbstverständlich muss auch die Quelle, also das Buch, aus dem das Zitat genommen ist, angegeben werden (dazu genügt im Text der Nachname des Autors mit Veröffentlichungsdatum), und nach einem Doppelpunkt die Seitenzahl.</i>
Thukydides schreibt im 2. Buch seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges: „Wir lieben die Kunst mit maßvoller Zurückhaltung, wir lieben den Geist ohne schlaaffe Trägheit“ (zit. nach Beard 2009: 47).	<i>Das ist auch ein wörtliches Zitat, allerdings nicht direkt aus Thukydides zitiert, sondern aus dem Buch von Beard; deshalb der Hinweis ‚zit. nach: ...‘.</i>
Perikles‘ Rede, wie sie von Thukydides überliefert ist, wirkte auch noch im 20. Jahrhundert. Im 1. Weltkrieg z.B. wurden Zitate aus dieser Rede in England verwendet, um die Bevölkerung zu ermutigen (vgl. Beard 2009: 47).	<i>Hierbei handelt es sich nicht um ein wörtliches Zitat, aber die Information wurde von Beard direkt übernommen; deshalb ‚vgl. ...‘ und keine Anführungszeichen im Text.</i>

Beispiel 2:

aus: Dehaene, Stanislas (2012): Lesen. Die größte Erfindung der Menschheit und was dabei in unseren Köpfen passiert, aus dem Französischen von Helmut Reuter, München: btb.

So steht es im Buch (auf Seite 147):

Zudem ermöglicht dieser massive Einsatz von Recheneinheiten große Zeitökonomie. Einzelne Neuronen sind äußerst langsame Rechner. Man schätzt, dass sie Informationen bestenfalls in einigen Dutzend Millisekunden übertragen können, was das Zehntausendfache des für elektronische Mikroprozessoren geltenden Maßstabs einer Mikrosekunde ausmacht. Indessen erlaubt ihre Parallelschaltung eine äußerst effiziente Erkennung: 150 ms genügen, bis ein Wort oder ein Tier unabhängig von seiner Identität oder Position erkannt ist.

Und so kann ein Satz in der Seminararbeit aussehen:

Seminararbeit	Kommentar
Jedes einzelne Neuron rechnet zwar relativ langsam; doch die Anzahl der rechnenden Neuronen führt dazu, dass die Verarbeitung der Sinneseindrücke sehr schnell verläuft: „150 ms genügen, bis ein Wort oder ein Tier unabhängig von seiner Identität oder Position erkannt ist.“ (Dehaene 2012: 147)	<i>Auch hier steht ein wörtliches Zitat; außerdem sind aber die Informationen der ganzen Passage aus dem Buch von Dehaene übernommen; hier genügt <u>ein</u> Hinweis.</i>

Beispiel 3:

aus: Jauß, Hans Robert (1970): Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt am Main: Suhrkamp (es 418).

So steht es im Buch (auf Seite 144):

Literaturgeschichte ist in unserer Zeit mehr und mehr, aber keineswegs unverdient in Verruf gekommen. Die Geschichte dieser ehrwürdigen Disziplin beschreibt in den letzten 150 Jahren unverkennbar den Weg eines stetigen Niedergangs. Ihre Gipfelleistungen gehören allesamt in das 19. Jahrhundert. Die Geschichte einer Nationalliteratur zu schreiben, galt zu Zeiten von Gervinus und Scherer, De Sanctis und Lanson als das krönende Lebenswerk des Philologen. Die Patriarchen der Disziplin sahen ihr höchstes Ziel darin, an der Geschichte der Dichtwerke die Idee der nationalen Individualität auf ihrem Wege zu sich selbst darzustellen. Dieser Höhenweg ist heute schon eine ferne Erinnerung. Die überkommene Form der Literaturgeschichte fristet im geistigen Leben unserer Gegenwart nur mehr ein kümmerliches Dasein. Sie hat sich in einer abbaureifen Examensforderung der staatlichen Prüfungsordnung erhalten. Als Pflichtpensum des Gymnasialunterrichts ist sie in Deutschland schon fast aufgegeben. Sonst sind Literaturgeschichten allenfalls noch in Bücherschränken des Bildungsbürgertums zu finden, das sie in Ermangelung eines besser geeigneten Wörterbuchs der Literatur vornehmlich aufschlägt, um literarische Quizfragen zu lösen.

Und so können Sätze in der Seminararbeit aussehen:

Seminararbeit	Kommentar
Jauß geht in seiner berühmt gewordenen Abhandlung „Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft“ von der Feststellung aus, dass Literaturgeschichte heute nicht mehr den Stellenwert hat wie früher. Auch in der Schule würde sie kaum noch unterrichtet. (Vgl. Jauß 1970: 144.) Allerdings ist diese Einschätzung bereits über 40 Jahre alt, ...	<i>Der Hinweis auf die Abhandlung von Jauß ist selbstverständlich, da ich den Gedanken ja von ihm übernommen habe. Aber ich zitiere ihn nicht wörtlich, sondern fasse einen Teil des Absatzes aus dem Buch zusammen; deshalb: (Vgl. Jauß 1970: 144) Der Titel der Abhandlung steht in Anführungszeichen.</i>
Während in älteren Literaturgeschichten „die Idee der nationalen Individualität auf ihrem Wege zu sich selbst“ (Jauß 1970: 144) aufgezeigt wurde, beschäftigen sich heutige	<i>Hier gibt es wieder ein wörtliches Zitat (das in Anführungszeichen muss); dieses Zitat ist der Ausgangspunkt der folgenden Argumentation.</i>

historische Darstellungen eher mit der sozialen und kulturellen Bedingtheit literarischer Werke.	
--	--

Wie Sie sehen, beschränkt sich der Nachweis der Quelle auf den Namen des Autors, das Erscheinungsjahr des Buches (oder in anderen Fällen des Aufsatzes) und die Seitenzahl. Die Quelle steht dann mit allen notwendigen Angaben im Literaturverzeichnis.

In der „Seminararbeit“ im Anhang finden Sie zwei Möglichkeiten der Zitierung, eine „linguistische“, wie sie hier verwendet ist, und eine „literaturwissenschaftliche“, wie sie dort außerdem verwendet ist. Linguistik ist eine internationale Wissenschaft, Literaturwissenschaften sind eher nationale Wissenschaften (Germanistik, Gräzistik, Romanistik, Italianistik, Anglistik, Amerikanistik, ...). Die hier „linguistisch“ genannte Zitierweise ist international (auch in Naturwissenschaften) weiter verbreitet; deshalb empfiehlt es sich, diese zu verwenden.

12 Literaturverzeichnis

Ein Literaturverzeichnis muss folgende Anforderungen auf jeden Fall erfüllen:

- Es ist alphabetisch geordnet nach dem Nachnamen des Autors bzw. Herausgebers.
- Die Titel sind nicht durchnummeriert oder mit Aufzählungszeichen versehen.
- Am Ende jedes Eintrags steht ein Punkt.
- Es wird nicht unterschieden zwischen Monographien, Aufsätzen und Lexikonartikeln. (In literaturwissenschaftlichen Seminararbeiten kann nach Primärliteratur (= literarische Texte) und Sekundärliteratur (= wissenschaftliche Literatur) unterschieden werden; das muss aber nicht sein.)
- Quellen aus dem Internet werden nur dann gesondert aufgelistet (d.h. unter der Überschrift „Quellen aus dem Internet“ am Ende des Literaturverzeichnisses), wenn ein Autorname nicht feststellbar ist (z.B. www.wikipedia.de). Aber noch einmal: Vorsicht vor solchen Seiten! Und: Bei Quellen aus dem Internet muss immer die gesamte URL (Uniform Resource Locator) angegeben werden. Eine Ausnahme sind die Bücher, die als „Faksimile“ im Internet stehen, das heißt, als seitengetreue Kopie. Dazu gehören die Bücher, die man bei Google-Books findet (die aber selbstverständlich genau bibliographiert werden müssen).

Es gibt viele verschiedene Möglichkeiten, ein Literaturverzeichnis anzulegen. Fast jeder Wissenschaftsverlag und jede Zeitschrift folgt einem eigenen System, was zum Teil historische Gründe hat. Das ist natürlich sehr verwirrend. Bevor man sich aber darüber ärgert, sollte man bedenken, dass die wissenschaftliche Gemeinschaft zu Recht den Standpunkt vertritt, dass der *eine* Autor sich gerne ein bisschen mehr Arbeit machen darf, wenn es dadurch die (möglichst) *vielen* Leser einfacher haben, das zitierte Buch oder den zitierten Aufsatz zu finden. Und da man die vielen Leser eigentlich weltweit finden will, und da „weltweit“ fast immer Englisch voraussetzt, werden auch immer mehr „englische“ (d.h. amerikanische) Regeln übernommen, auch in Deutschland und in Griechenland, nicht nur in der Linguistik, sondern auch in der Literaturwissenschaft.

In einem Literaturverzeichnis müssen mindestens genauso viele Angaben stehen, wie notwendig sind, um die jeweilige Quelle identifizieren zu können. Freundlicherweise sind die meisten Literaturverzeichnisse jedoch nicht ganz so sparsam und geben nicht nur den ersten Buchstaben des Vornamens, sondern den ganzen Vornamen an und nennen nicht nur den Verlagsort, sondern auch den Verlag. Wir schreiben also Folgendes in ein Literaturverzeichnis (ich nenne hier zunächst nur die Einträge, zur Reihenfolge komme ich gleich):

Bei einer Monographie:

- Name des Autors (Vor- und Nachname)
- gesamter Titel des Buches (d.h. auch der Untertitel)
- Erscheinungsjahr des Buches
- Ort der Veröffentlichung
- Name des Verlags³²

Bei einem Zeitschriftenaufsatz:

- Name des Autors (Vor- und Nachname)
- gesamter Titel des Aufsatzes(d.h. auch der Untertitel)
- Erscheinungsjahr des Aufsatzes
- Name und Jahrgang der Zeitschrift
- Seitenzahlen

Bei Zeitschriftenaufsätzen braucht man nicht den Namen des Herausgebers, keinen Verlagsort und keinen Verlagsnamen.

Bei einem Aufsatz aus einem Sammelband:

- Name des Autors (Vor- und Nachname)
- gesamter Titel des Beitrags (d.h. auch der Untertitel)
- Name des Herausgebers des Sammelbands
- Erscheinungsjahr des Sammelbands
- Ort der Veröffentlichung
- Name des Verlags
- Seitenzahlen

Außer diesen Informationen gibt es noch einige, die von Fall zu Fall gegeben werden sollten:

- Taschenbücher haben eine Nummer, die üblicherweise auf dem Buchrücken steht. Sie wird im Literaturverzeichnis in Klammern nach dem Verlagsnamen angegeben.
- Viele ältere literarische Texte sind nicht einfach so nach dem Manuskript des Autors gedruckt, sondern wurden zuvor bearbeitet, z.B. sind Schreibfehler (oder Druckfehler früherer Ausgaben) korrigiert, verschiedene Textfassungen wurden miteinander verglichen, um einen sogenannten „historisch-kritischen Text“ herzustellen, mit Anmerkungen und einem Nachwort. In diesem Fall muss zusätzlich zum Autor auch der Herausgeber genannt werden („hg. von ...“).
- Bei Übersetzungen werden sowohl der Übersetzer als auch die Originalsprache genannt, am einfachsten nach diesem Muster: „aus dem ... von ...“
- Bei mehrbändigen Werken gibt man auch die Bandnummer oder die Anzahl der Bände an.
- Wenn es sich um die erste Auflage handelt, wird das *nicht* erwähnt; spätere Auflagen werden allerdings genannt, und zwar je nach Angabe im Buch mit zusätzlichen Informationen, also z.B. „2., erweiterte Auflage“ oder abgekürzt: „2., erw. Aufl.“³³

Ein Literaturverzeichnis zu erstellen, ist sehr mühsam.³⁴ Alle genannten Titel müssen einheitlich sein; das gilt nicht nur für die Vollständigkeit und die Reihenfolge der Angaben, auch die Angaben selbst müssen einheitlich sein, also *entweder* „2. Aufl.“ *oder* „2. Auflage“, aber nicht mal so mal so. Viele Bücher machen es einem nicht leicht; besonders die notwendigen Angaben zu Aufsätzen können außerdem sehr umfangreich werden.

³² Die wichtigsten deutschsprachigen Verlage stehen im Anhang

³³ Eine Liste der gebräuchlichsten Abkürzungen steht im Anhang.

³⁴ Bitte beachten Sie auch die Kommentare zu meinem Literaturverzeichnis in Kap. 14.1.

Im Folgenden sind einige Beispiele nach diesem System zusammengestellt. Ich beginne jeweils (in Kursivdruck) mit den Regeln, nach denen die Einträge formuliert sein müssen. Im Anhang finden Sie die Kopien derjenigen Seiten von insgesamt elf Büchern oder Zeitschriften, die (fast) alle bibliographischen Angaben enthalten, die man braucht, um einen Titel richtig zu zitieren, das heißt: richtig ins Literaturverzeichnis einer wissenschaftlichen Arbeit aufzunehmen. Ich wiederhole noch einmal, was „richtig“ bedeutet, nämlich zweierlei: 1) Das zitierte Buch oder der Aufsatz muss anhand der Angaben im Literaturverzeichnis eindeutig zu identifizieren sein, damit jeder, der sich dafür interessiert, den Titel ohne Probleme finden kann; 2) Die Angaben müssen einheitlich sein, das heißt: einem System folgen.

Da die Verlage einem nicht den Gefallen tun, nur das zu schreiben, was man für ein Literaturverzeichnis braucht, wird hier kurz erläutert, was jeweils notwendig ist und was nicht. Sie sehen an diesen Beispielen auch, dass jeder Verlag seine eigene Art und Weise der (Selbst-)Darstellung hat. Die Schwierigkeit besteht also auch darin, die Angaben für das eigene Literaturverzeichnis zu vereinheitlichen.

Ich gehe nicht alphabetisch vor, sondern folge der Reihenfolge des Abdrucks im Anhang (01-11). Zu Beginn steht jeweils der richtige Eintrag, wie er im Literaturverzeichnis stehen sollte. Ich fange sehr ausführlich an und beschränke mich dann nur noch auf die Unterschiede – was aber auch ziemlich ausführlich werden kann.

12.1 Literarische Texte (01-04)

Nachname, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel, (evtl. Herausgeber), Auflage, Ort: Verlag (Reihennummer).

Hesse, Hermann (1979): Der Steppenwolf, 11. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp (st 175).

Dass die Biographie des Autors nichts im Literaturverzeichnis zu suchen hat, ist selbstverständlich. Die Gattungsangabe („Eine Erzählung“) ist aber auch überflüssig; dabei handelt es sich nicht um einen Untertitel. Neben der Angabe „Elfte Auflage“ steht auch die Auflagenhöhe („451.-500. Tausend“), die ebenfalls nicht übernommen wird. Die Zahl der Auflage wird grundsätzlich nicht ausgeschrieben (also nicht „elfte“, sondern „11.“), und „Auflage“ kann man mit „Aufl.“ abkürzen. Als Verlagsort ist „Frankfurt am Main“ angegeben, was auch so im Literaturverzeichnis stehen muss, da es zwei „Frankfurts“ als Verlagsorte gibt (der andere ist „Frankfurt an der Oder“). Man kann sich bei solchen erweiterten Städtenamen auch für eine andere Schreibung entscheiden, z.B. „Frankfurt a.M.“ oder Frankfurt (Main), aber auch hier gilt: Es muss einheitlich sein; anders gesagt: einmal so, immer so. Die Verlagsangabe wird abgekürzt, also nicht „Suhrkamp Taschenbuch Verlag“, sondern nur „Suhrkamp“. Am Ende steht in Klammern „st 175“. „st“ ist dabei die Abkürzung der Reihe (nämlich „suhrkamp taschenbuch“ und „175“ ist die Reihennummer (Taschenbücher sind in der Regel [im Gegensatz zu Hardcover-Ausgaben] nach der Reihenfolge ihres Erscheinens durchnummeriert). – Alle anderen Angaben (wer die Rechte an dem Buch hat, wo das Buch gedruckt wurde, wer den Umschlag gestaltet hat, usw.) werden nicht benötigt.

Kästner, Erich (1993): Fabian. Die Geschichte eines Moralisten, 7. Aufl., München: dtv (11006).

„Die Geschichte eines Moralisten“ ist der Untertitel des Romans; er muss also genannt werden. Zwischen Titel und Untertitel steht grundsätzlich ein Punkt, auch wenn beide im Buch selbst nur durch einen Absatzwechsel oder irgendwie anders (z.B. durch Slash [/] oder Mittelpunkt[.])

getrennt sind. Die genauen Angaben der Veröffentlichungsgeschichte dieser „Geschichte“ (unge- (ungekürzt – Gesammelte Schriften 1959 – Erstausgabe 1931 – Lizenzausgabe – 1985 Atrium Verlag Zürich – ...) sind möglicherweise interessant, aber im Literaturverzeichnis stören sie nur. Deshalb genügt es, sich auf die oben gemachten Angaben zu beschränken. Die Nummer 11006 steht auf dem Buchrücken (den ich nicht kopiert habe) und ist auch in der ISBN verborgen.

Die Verlagsabkürzung „dtv“ will ich kurz erklären. Normalerweise werden Bücher zuerst in Hardcover-Ausgaben veröffentlicht: Mögliche Leser sind neugierig und bereit, Geld dafür auszugeben (auch als Geschenk). Wenn diese Käuferschicht bedient ist (und das Buch erfolgreich war), wird derselbe Inhalt noch mal billiger verkauft, als Taschenbuch. Einige Verlage haben einen eigenen Taschenbuchverlag³⁵, andere Verlage nutzen den „Deutschen Taschenbuchverlag“ (dtv). Es gibt auch einen anderen Zusammenschluss von Verlagen: UTB = Universitätstaschenbücher. Wie der Name vermuten lässt, erscheinen in diesem Verlag nur wissenschaftliche Bücher. – Dem dtv begegnen wir auch in der folgenden Ausgabe der Erzählungen und Anekdoten von Heinrich von Kleist:

Kleist, Heinrich von (1985): Sämtliche Erzählungen und Anekdoten, hg. von Helmut Sembdner, 7. Aufl., München: dtv (2033).

Heinrich von Kleist ist schon lange tot. Diese Ausgabe seiner Erzählungen und Anekdoten hat er also mit Sicherheit nicht selbst zum Verlag gebracht, sondern irgendjemand hat diese Erzählungen und Anekdoten aus allerhand Quellen zusammengesucht und herausgebracht – deshalb muss er als Herausgeber genannt werden. Da der eigentliche Autor aber Kleist ist, steht dessen Name selbstverständlich vorne und der Herausgeber danach. Dass die Ausgabe auch noch Anmerkungen, ein Nachwort, eine Zeittafel und Literaturhinweise enthält, lässt vermuten, dass Helmut Sembdner, der Herausgeber, ein sehr fleißiger Mann war (das war er wirklich!), aber im Literaturverzeichnis muss man ihm kein Denkmal dafür setzen. Und die Druckvorlage des Textes muss auch nicht erwähnt werden; ebenso wenig, von wann die 1. Auflage ist, usw. Die Nummer („2033“) findet man wieder nicht ausdrücklich im Buch selbst (wieder ist sie jedoch in die ISBN integriert), sondern auf dem Buchrücken.

Ein Wort noch zum Namen des Autors: Heinrich von Kleist hieß eigentlich „Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist“, doch sein Rufname war nun mal „Heinrich“, und nur mit diesem Namen wurde er bekannt und so steht es auch auf seinen Büchern. Grundsätzlich: Die Namen der Autoren und Herausgeber werden so wiedergegeben, wie sie im bzw. auf dem zitierten Buch stehen. Das gilt auch für das „von“. Sinnvollerweise wird dieses „von“, das in der Regel anzeigt, dass der Namensträger adelig war, hinter den Vornamen gestellt. Im 18. und 19. Jahrhundert wurden viele deutsche Schriftsteller geadelt (wenn sie es nicht schon waren): Johann Wolfgang Goethe wurde (1782) von Goethe, Friedrich Schiller wurde (1802) von Schiller. Dieser verliehene Adel war nicht erblich – die Wissenschaft lässt ihn deshalb in der Regel weg und nennt Friedrich von Schiller Friedrich Schiller und Johann Wolfgang von Goethe Johann Wolfgang Goethe. Heinrich von Kleist hatte jedoch schon seit seiner Geburt das „von“ in seinem Namen, deshalb wird es auch nicht verschwiegen.

³⁵ Der Taschenbuchverlag des Rowohlt-Verlags heißt „rororo“ = Rowohlts Rotationsromane. Nach dem 2. Weltkrieg gab es in Deutschland weder ausländische Literatur (weil die Nazis sie weitgehend verboten hatten) noch Geld. Der Verleger Heinrich Maria Ledig-Rowohlt (der Sohn des Verlagsgründers Ernst Rowohlt) kam auf die Idee, Bücher auf billigem Zeitungspapier zu veröffentlichen, bei denen es nicht auf äußere Schönheit, sondern nur auf den Inhalt ankam.

Pinthus, Kurt (Hg.) (1990): Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus, Hamburg: Rowohlt (rk 55).

Diese Gedichtsammlung ist innerhalb einer Reihe erschienen: „Rowohlts Klassiker der Literatur und Wissenschaft“. Im Literaturverzeichnis muss man das aber nicht ausführlich vermerken, da die Herausgeber dieser Reihe mit dem Text des Buches selbst nichts zu tun haben (wir werden noch andere Fälle kennenlernen); außerdem ist das Buch auch ohne diese Angabe zu identifizieren. Allerdings muss kenntlich gemacht werden, dass Kurt Pinthus nicht der Autor der hier gesammelten Gedichte ist, sondern als Herausgeber Texte von verschiedenen Autoren gesammelt hat, deshalb die Abkürzung „Hg.“ (für „Herausgeber“) in Klammern hinter dem Namen (man kann das auch mit „Hrsg.“ abkürzen). „Ein Dokument des Expressionismus“ ist ein Untertitel und muss daher genannt werden; dass das Buch bereits 1920 unter dem Titel „Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung“ erschienen ist, ist interessant, würde das Literaturverzeichnis aber nur unübersichtlich machen. Die Auflagenzahl steht nirgendwo im Buch (die Auflagenhöhe [136.-139. Tausend] braucht man ja im Literaturverzeichnis nicht), deshalb steht in der Titelnennung gar nichts von einer Auflage – und bei der Angabe des Zeitpunkts der Veröffentlichung der zitierten Auflage bitte wie bisher auch auf die Jahreszahl beschränken, also nicht „Februar 1990“ (nur, weil das da steht), sondern einfach „1990“. – Die Reihennummer („rk 55“) steht nicht im Buch („55“ ist aber auch hier in der ISBN verborgen), sondern nur auf dem Buchrücken („rk“ steht dabei für „Rowohlts Klassiker“). Vorsicht: Da steht auch noch „1080“, was 10 Mark 80 bedeutet; das war der Preis und der muss natürlich nicht im Literaturverzeichnis stehen.

Auf den folgenden Seiten des Anhangs ist das Inhaltsverzeichnis der „Menschheitsdämmerung“ abgedruckt. Wenn Sie eine Seminararbeit über expressionistische Lyrik schreiben und die Gedichte nach diesem Buch zitieren, müssen Sie nicht jedes einzelne Gedicht im Literaturverzeichnis aufführen, sondern nur den Sammelband von Pinthus. Ein möglicher Satz innerhalb der Arbeit müsste deshalb lauten:

Auch Albert Ehrenstein thematisiert in seinem Gedicht „Der ewige Schlaf“ (vgl. Pinthus 1990: 108f.) die Todessehnsucht.

„108f.“ bedeutet: „108 (und) folgende (Seite)“. Wenn man sich auf mehr als zwei aufeinanderfolgende Seiten bezieht, werden allerdings Anfangs- und Endseite genannt, z.B.:

Auch Georg Heym beschäftigt sich in seinem Gedicht „Die Morgue“ mit dem (zu frühen) Tod (vgl. Pinthus 1990: 97-99).

Wie Sie sehen, muss bei der Zitierung innerhalb des Textes nicht erwähnt werden, dass es sich bei Pinthus um den Herausgeber handelt.

12.2 Selbstständige wissenschaftliche Schriften (Monographien) (05-07)

Nachname, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel, Auflage, Ort: Verlag (Reihennummer).

Eisenberg, Peter (2006): Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 2: Der Satz, 3., durchges. Aufl., Stuttgart/Weimar: Metzler.

Auf den im Anhang abgedruckten Seiten zum 2. Band des Grundrisses der deutschen Grammatik zum Satz von Peter Eisenberg gibt es eine Menge Informationen; für das Literaturverzeichnis sind nur die oben angegebenen notwendig. Zum Titel gehört hier allerdings auch, dass es sich bei diesem Buch um den 2. Band eines größeren Projekts handelt und welchen Titel dieser 2. Band trägt; „Band“ wird üblicherweise abgekürzt als „Bd.“ Danach muss die Auflagenzahl angegeben werden, sie steht ja ausdrücklich auch im Buch, mit dem Zusatz: „durchges.“, das für

„durchgesehene“ steht. Dieser Zusatz ist wichtig, da er Auskunft darüber gibt, dass der Autor sein Buch immer wieder verbessert oder auf den neuesten Stand gebracht hat. (Nur aus dem Vorwort erfährt man übrigens, dass die erste Auflage dieses Buches schon 1999 erschienen ist, zudem unter anderem Titel. – Für das Literaturverzeichnis spielt das aber keine Rolle.)

Jauß, Hans Robert (1970): Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt am Main: Suhrkamp (es 418).

Wenn Sie die bisherigen Erläuterungen aufmerksam gelesen haben, erklärt sich diese Titelangabe von selbst; Autornamen [hier mit beiden Vornamen, die so auch auf dem Buch stehen] (Erscheinungsjahr): Titel, Ort: Verlag sind klar – also nur noch die Erklärung, dass „es“ die Abkürzung für „edition suhrkamp“ ist.

Kambartel, Friedrich/Stekeler-Weithofer, Pirmin (2005): Sprachphilosophie. Probleme und Methoden, Stuttgart: Reclam (RUB 18380).

Dieses Buch wurde von zwei Autoren geschrieben, die selbstverständlich auch beide angegeben werden müssen, mit einem Slash voneinander getrennt. „RUB“ ist wieder eine Reihenabkürzung und steht für „Reclams Universalbibliothek“. – An dieser Stelle eine Bemerkung zu diesen letzten Angaben in Klammern: Wenn Sie nicht sicher sind, wie die entsprechenden Abkürzungen lauten: schreiben Sie die Angaben aus, also in diesem Fall: „(Reclams Universalbibliothek 18380)“.

12.3 Aus einer Fremdsprache übersetzte Bücher (08)

Nachname, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel, aus dem ... von Übersetzer, Auflage, Ort: Verlag (Reihennummer).

Übersetzte Bücher wurden von jemandem übersetzt. Sowohl die Originalsprache als auch der Name des Übersetzers müssen genannt werden:

Svenbro, Jesper (2005): Phrasikleia. Anthropologie des Lesens im alten Griechenland, aus dem Französischen von Peter Geble, München: Wilhelm Fink.

Wie Sie auf der Kopie im Anhang sehen, stammt das französische Original bereits aus dem Jahr 1988. In einigen Literaturverzeichnissen wird das Erscheinungsjahr des Originals tatsächlich erwähnt, nämlich so:

Svenbro, Jesper (1988/2005): Phrasikleia. Anthropologie des Lesens im alten Griechenland, aus dem Französischen von Peter Geble, München: Wilhelm Fink.

Kann man machen, muss man aber nicht.

12.4 Aufsätze und Beiträge in Sammelbänden (09-10)

Nachname, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel, in: Nachname, Vorname (Hg.): Titel. Untertitel, Auflage, Ort: Verlag (Reihennummer), Seitenzahlen.

Stetter, Christian (2002): Sprechen und Sprache: Überlegungen zu einem Grundlagenproblem der theoretischen Linguistik, in: Krämer, Sybille/König, Ekkehard (Hg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?, Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw 1592), 19-44.

Der Aufsatz von Christian Stetter ist nicht als Buch, sondern in einem Sammelband erschienen. Selbstverständlich muss auch hier zunächst der Autor genannt werden, in der gewohnten Reihenfolge: Nachname, Vorname; in Klammer dahinter das Jahr der Veröffentlichung seines Aufsatzes und dann der Titel. Allein mit diesen Angaben lässt sich der Aufsatz aber nicht

auffinden. Wo ist er erschienen? Nur wenn man das weiß, kann man auch die anderen notwendigen Informationen angeben und wiederfinden. Und das sind: Der Herausgeber – das sind in diesem Fall zwei –, der Titel des Buches (des Sammelbandes), der Ort und der Verlag (um genau zu sein, kennen wir auch das Erscheinungsjahr (2002) nur, wenn wir die Daten des Buches kennen. Der Aufsatz ist also zu finden „in:“; darauf folgen die beiden Herausgeber (Nachname, Vorname) und beide wie oben schon durch ein Slash getrennt; dahinter werden die beiden in Klammern als Herausgeber gekennzeichnet („Hg.“) und, wie üblich nach dem Doppelpunkt, der Titel des Buches. Dann noch Ort und Verlag („Frankfurt am Main: Suhrkamp“), in Klammern die Reihe und die Reihenummer (stw 1592), wobei „stw“ für „suhrkamp taschenbuch wissenschaft“ steht. Da es sich bei dem Text von Christian Stetter aber nicht um ein ganzes Buch handelt, müssen auch noch die Seitenzahlen angegeben werden, die ganz am Ende stehen (ohne S. oder mit S. [für „Seite“] – wie Sie wollen, aber bitte einheitlich.) – Zur Erinnerung: Die Auflagenzahl muss hier nicht angegeben werden, da es sich um die „Erste Auflage“ handelt. Grundsätzlich gilt: Wenn es die erste Auflage ist oder die Zahl der Auflage nicht angegeben ist (wie z.B. bei Pinthus), steht auch im Literaturverzeichnis keine Information zur Auflage.

Der „Beutin“ ist ein Standardwerk der deutschen Literaturgeschichte und ein äußerst hilfreiches und kenntnisreiches Hilfsmittel, wenn man sich mit deutscher Literatur beschäftigt; entsprechend häufig wird er in Seminararbeiten zitiert; man muss es aber richtig machen. Anders als bei dem Band, in dem der Aufsatz von Christian Stetter erschienen ist, gibt es hier nämlich keine Herausgeber, sondern diese Literaturgeschichte stammt von 11 Autoren; die Namen finden Sie auf dem Abdruck im Anhang, und zwar zweimal: Einmal als Autoren des Buches und dann noch einmal auf der gegenüberliegenden Seite mit den Angaben, wer welches Kapitel geschrieben hat. Die „Sprachphilosophie“ (hier Titel 07) haben ebenfalls mehr als ein Autor geschrieben, allerdings haben Friedrich Kambartel und Pirmin Stekeler-Weithofer das Buch offenbar wirklich gemeinsam geschrieben; jedenfalls ist nirgendwo zu erkennen, wer welches Kapitel verfasst hat. Anders beim „Beutin“. Hier gibt es zwei Zitierweisen: Nehmen wir an, Sie schreiben eine Seminararbeit über das Motiv „Arbeit“ in der deutschen Literatur, und zwar seit dem Mittelalter, über die Reformation, den Barock, den Realismus, die Weimarer Republik, bis in die Gegenwart, und dabei beziehen Sie sich immer wieder auf diese Literaturgeschichte – Dann steht im Literaturverzeichnis:

Beutin, Wolfgang u.a. (2001): Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 6., verb. und erw. Aufl., Stuttgart/Weimar: Metzler.

Die Namen der Autoren sind, wie auf dem Abdruck im Anhang zu sehen, auf der linken Seite des Buchtitels alphabetisch geordnet. Es wäre aber viel zu umständlich, alle elf Autoren zu nennen; deshalb beschränkt man sich auf den zuerst genannten Autor und setzt dahinter „u.a.“ für „und andere“. Das macht man immer so, wenn ein Buch mehr als drei Autoren hat (bis zu drei Autoren gilt die Regelung wie bei der „Sprachphilosophie“: Kambartel, Friedrich/Stekeler-Weithofer, Pirmin). – Zu den anderen Angaben: Da der Metzler-Verlag nun mal in Stuttgart und in Weimar „zu Hause“ ist, müssen beide Orte angegeben werden. Hier gilt wiederum dasselbe wie bei den Autoren: Bis zu drei Verlagsorte schreibt man hin; wenn's mehr sind, begnügt man sich mit dem ersten und dem Zusatz „u.a.“. (Der Verlag Peter Lang etwa hatte zeitweise bis zu zehn Verlagsorte, aber wen interessiert das? Also schreibt man bei einem Buch aus diesem Verlag: „Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.“)

Nun die andere Zitierweise des „Beutin“. Sie schreiben eine Seminararbeit über einen Roman von Theodor Fontane; dazu greifen sie auch auf Informationen aus dem „Beutin“ zurück. Das

entsprechende Kapitel heißt „Realismus und Gründerzeit“. Wer hat dieses Kapitel geschrieben? Das steht vorne im Buch: „S. 293-341 von Klaus Ehlert“. Also muss der Eintrag im Literaturverzeichnis lauten:

Ehlert, Klaus (2001): Realismus und Gründerzeit, in: Beutin, Wolfgang u.a.: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 6., verb. und erw. Aufl., Stuttgart/Weimar: Metzler, 293-341.

12.5 Veröffentlichungen in Zeitschriften (11-12)

Name, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel, in: Zeitschriftentitel Jahrgang, Seitenzahlen.

Schließlich gibt es noch zwei Angaben zu Aufsätzen in Zeitschriften. Zunächst (11) das Inhaltsverzeichnis einer relativ neuen Ausgabe einer Zeitschrift. Nehmen wir daraus den ausführlichsten Titel, nämlich den Aufsatz von Thomas Anz und Michael Stark; der Eintrag im Literaturverzeichnis sieht so aus:

Anz, Thomas/Stark, Michael (1977): Literaturwissenschaftliches Interpretieren als regelgeleitetes Verhalten. Kritische Anmerkungen zu einem wissenschaftstheoretischen Projekt, in: DVjs 51, 272-299.

Wie üblich steht nach den Autoren das Jahr der Veröffentlichung, dann der Titel und der Untertitel (getrennt durch einen Punkt). Nach „in:“ (was wiederum darauf hinweist, dass es sich um keine selbstständige Veröffentlichung handelt) steht hier nicht der Name des oder der Herausgeber, sondern nur der Name der Zeitschrift. Dabei werden die Namen vieler Zeitschriften abgekürzt zitiert, besonders wenn ihr Name so lang ist: „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“. Normalerweise steht die Abkürzung auch in der Zeitschrift selbst – wenn nicht, nimmt man halt den ganzen Namen. Danach steht der Jahrgang (hier „51“), dann, getrennt durch Komma, die Seitenzahlen „von - bis“. – In welchem Heft der Zeitschrift der Aufsatz erschienen ist (die DVjs erscheint viermal im Jahr, was bei ihrem Namen nicht erstaunt), muss nicht angegeben werden, nur bei den (wenigen) Zeitschriften, in denen die Seitenzählung in jedem Heft bei 1 beginnt. Die Band- oder Heftnummer schreibt man dann nach Jahrgang und Slash; danach Komma und Seitenzahlen. z.B.:

Kant, Immanuel (1784): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, in: Berlinische Monatsschrift 2/2: 481-494.

Aus dieser Angabe geht hervor: Kants berühmter Aufsatz ist im Jahr 1784 im 2. Band des 2. Jahrgangs der Berlinischen Monatsschrift erschienen – Herausgeber, Verlagsort und Verlag müssen wie bei allen Zeitschriften nicht ins Literaturverzeichnis aufgenommen werden. Dass der Aufsatz im Dezemberheft erschienen ist, muss im Literaturverzeichnis ebenfalls nicht erwähnt werden. Sie finden im Anhang nicht die Information zum 2. Band des 2. Jahrgangs? Das steht dort tatsächlich nicht, aber man kann das erschließen, da die Berlinische Monatsschrift ihre Hefte zu jeweils zwei Halbjahresbänden mit jeweils eigener Seitenzählung zusammenfasste. Man kann Kants Aufsatz³⁶ allerdings auch so zitieren, wie es aus den im Anhang kopierten Seiten hervorgeht:

Kant, Immanuel (1784): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, in: Berlinische Monatsschrift 4: 481-494.

³⁶ Sie können ihn übrigens hier nachlesen: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufklaerung/suche.htm>: „Berlinische Monatsschrift“ auswählen und Kant suchen.

12.6 Quellen aus dem Internet

Es gibt drei verschiedene Quellenarten aus dem Internet, die auch unterschiedlich zitiert werden:

- 1) Die oben schon genannten Kopien von Büchern, z.B. bei Google-Books, oder die Wiedergaben z.B. bei zeno.org. Diese Titel können ganz normal, wie die bisherigen Titel auch, ins Literaturverzeichnis aufgenommen werden. Freundlicherweise gibt man dabei allerdings auch die URL an, damit zukünftige Leser nicht nach dem Buch suchen müssen, sondern es ebenso bequem wie Sie selbst am PC lesen können. Das gilt auch für Aufsätze, die nicht nur in einer Zeitschrift oder einem Sammelband erschienen sind, sondern von den AutorInnen auch im Internet zur Verfügung gestellt werden.
- 2) Es gibt auch Aufsätze (und auch „Bücher“), die nur im Internet veröffentlicht werden. Ein Beispiel: <http://www.stangl-taller.at/ARBEITSBLAETTER/>. Auf dieser Seite findet man allerhand Wissenswertes, das nicht dumm ist und auch hilfreich sein kann. Selbstverständlich müssen auch solche Veröffentlichungen im Literaturverzeichnis genannt werden. Dazu gibt man die gesamte URL an, also wie in einer Fußnote des Kapitels 6; diese Adresse steht dann auch genau so im Literaturverzeichnis: <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/LERNEN/Behaviorismus.shtml> (09.10.2014). Wichtig ist das Abrufdatum (in Klammern): Bücher sind ein für allemal gedruckt (oder werden in einer nächsten Auflage überarbeitet; deshalb muss ja die Auflage im Literaturverzeichnis angegeben werden – mit Ausnahme der ersten). Im Internet kann hingegen ganz unbemerkt eine Änderung am Text vorgenommen werden, und es kann eine Seite auch über Nacht gelöscht werden. Als Nachweis innerhalb des Textes steht diese Adresse ebenfalls.

Es gibt auch Portalseiten, die Aufsätze veröffentlichen. Die Aufsätze werden dann in folgender Weise zitiert (schauen Sie hin und wieder auf der sehr lohnenden Seite der Humboldt-gesellschaft vorbei):

Hönig, Christoph (2002): Der Sänger erzählt. Mündliche Poesie und Trance (<http://www.humboldtgesellschaft.de/inhalt.php?name=erzaehlen>; 21.12.2014).

Wichtig sind in diesem Fall das Veröffentlichungsdatum (wie üblich in Klammer nach dem Namen des Autors) und das Zugriffsdatum, innerhalb der Klammer mit der URL, durch Strichpunkt abgetrennt. Solche Titel können alphabetisch unter allen anderen einsortiert werden.

- 3) Zahlreiche Internetseiten haben zwar ein Impressum, aber den Autor kriegt man trotzdem nicht ohne weiteres heraus; das gilt zum Beispiel für die Artikel in der Wikipedia. In solchen Fällen muss selbstverständlich ebenfalls die gesamte URL angegeben werden. Das sind allerdings, wie Sie sich leicht vorstellen können, die Seiten, denen man nicht ohne weiteres vertrauen sollte.

Und jetzt noch mal das ganze Literaturverzeichnis aus den hier besprochenen Titeln, diesmal aber, wie es in einem Literaturverzeichnis sein muss, alphabetisch – und ohne Zählung und ohne Punkte oder Häkchen oder sonst etwas davor; einfach nur alphabetisch nach dem Nachnamen des Autors bzw. Herausgebers:

Literaturverzeichnis

Anz, Thomas/Stark, Michael (1977): Literaturwissenschaftliches Interpretieren als regelgeleitetes Verhalten. Kritische Anmerkungen zu einem wissenschaftstheoretischen Projekt, in: DVjs 51, 272-299.

- Beutin, Wolfgang u.a. (2001): Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 6., verb. und erw. Aufl., Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Ehlert, Klaus (2001): Realismus und Gründerzeit, in: Beutin, Wolfgang u.a.: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 6., verb. und erw. Aufl., Stuttgart, Weimar: Metzler, 293-341.
- Eisenberg, Peter (2006): Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 2: Der Satz, 3., durchges. Aufl., Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Hesse, Hermann (1979): Der Steppenwolf, 11. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp (st 175).
- Hönig, Christoph (2002): Der Sänger erzählt. Mündliche Poesie und Trance (<http://www.humboldtgesellschaft.de/inhalt.php?name=erzaehlen>; 21.12.2014).
- Jauß, Hans Robert (1970): Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt am Main: Suhrkamp (es 418).
- Kambartel, Friedrich/Stekeler-Weithofer, Pirmin (2005): Sprachphilosophie. Probleme und Methoden, Stuttgart: Reclam (RUB 18380).
- Kant, Immanuel (1784): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, in: Berlinische Monatsschrift 2/2, 481-494 (erreichbar über: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufklaerung/suche.htm>).
- Kästner, Erich (1993): Fabian. Die Geschichte eines Moralisten, 7. Aufl., München: dtv (11006).
- Kleist, Heinrich von (1985): Sämtliche Erzählungen und Anekdoten, hg. von Helmut Sembdner, 7. Aufl., München: dtv (2033).
- Pinthus, Kurt (Hg.) (1990): Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus, Hamburg: Rowohlt (rk 55).
- Stetter, Christian (2002): Sprechen und Sprache: Überlegungen zu einem Grundlagenproblem der theoretischen Linguistik, in: Krämer, Sybille/König, Ekkehard (Hg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?, Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw 1592), 19-44.

Quellen aus dem Internet:

<http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/LERNEN/Behaviorismus.shtml> (09.10.2014)

13 Dokumentvorlagen

In E-Class gibt es sechs Dokumente als Vorlagen für Seminararbeiten: in den Schriftarten Arial, Times New Roman und Calibri, jeweils drei für die älteren Word-Versionen (.doc) und für die neueren Word-Versionen (.docx). Selbstverständlich müssen Sie nicht Word verwenden. Kostenlos, legal und sehr gut ist auch Open Office.

Kopieren Sie die Datei, deren Schriftart Ihnen am besten gefällt, auf Ihre Festplatte. Öffnen Sie sie mit Doppelklick und speichern sie über *Αρχείο – Αποθήκευση ως* unter einem passenden Namen ab. Sie können diese Vorlage-Datei dann für alle Ihre Seminararbeiten verwenden.

In diesen Vorlage-Dateien gibt es ein Titelblatt und **Seitenzahlen**, außerdem sind die korrekten **Seitenränder** voreingestellt, und ein Inhaltsverzeichnis ist ebenfalls vorbereitet.

Auf der ersten Seite steht das **Titelblatt** mit Eingabefeldern, auf die Sie bitte einmal klicken, um die entsprechenden Angaben einzufügen. Bitte nur klicken und schreiben!

Auf der zweiten Seite gibt es ein Feld für das **Inhaltsverzeichnis**. Schreiben Sie das Inhaltsverzeichnis bitte nicht von Hand, sondern überlassen Sie Word die Arbeit. Und erstellen Sie es (in .docx) erst **nach** Abschluss der Arbeit. Auf jeden Fall müssen Sie es vor dem Ausdruck noch einmal aktualisieren, damit es auch wirklich richtig ist: *Αναφορές – Πίνακας περιεχομένων* –

Ενημέρωση πίνακα und dann: *Ενημέρωση όλου του πίνακα*. – In den .doc-Dateien ist das Inhaltsverzeichnis schon vorbereitet; klicken Sie vor dem Ausdruck mit der rechten Maustaste darauf und aktualisieren es (nicht nur die Seitenzahlen).

Auf der dritten Seite beginnt die Arbeit mit der **Einleitung**.

Kapitelüberschriften geben Sie so ein: Ziffer(nfolge) – *Tabulator* – Text der Überschrift. Um eine Kapitelüberschrift der ersten Ebene (**1**) zu erstellen, drücken Sie innerhalb der Überschrift die Tastenkombination *Alt-1*; für eine Überschrift der zweiten Ebene (**1.1**) *Alt-2*; für die dritte Ebene (**1.1.1**) *Alt-3*.

Längere **Zitate** (ab 3-4 Zeilen) werden in eigenen Absätzen und ohne Anführungszeichen geschrieben. Innerhalb des Absatzes klicken Sie auf *Alt-Z*, um den Absatz als Zitat-Absatz zu formatieren. Bei längeren Zitaten in „gebundener Rede“ (Gedichte, „alte“ Dramen), verwenden Sie innerhalb des Zitats keinen Absatzwechsel (*Enter*), sondern einen Zeilenwechsel (*Shift-Enter*). Im Anschluss bitte den Absatz linksbündig ausrichten (Tastenkombination *Ctrl-L*).

Wenn Sie eine **Fußnote** einfügen (*Αναφορές – Εισαγωγή υποσημείωσης*), wird die Fußnotenziffer automatisch erstellt. Bevor Sie den Fußnotentext schreiben, fügen Sie hinter der Fußnotenziffer einen *Tabulator* ein (damit der Absatz richtig formatiert wird).

Das **Literaturverzeichnis** muss auf einer eigenen Seite erstellt werden; am Ende des Textes der Arbeit muss also ein Seitenwechsel eingegeben werden: *Ctrl-Enter*. Die Überschrift des Literaturverzeichnisses (Ziffer – *Tabulator* – Literaturverzeichnis) bitte mit *Alt-1* als Überschrift der ersten Ebene formatieren, damit es auch im Inhaltsverzeichnis steht. Für die Titel im Literaturverzeichnis gibt es eine eigene Absatzformatierung, damit es übersichtlicher ist. Bitte alle Titeleinträge markieren und die Tastenkombination *Alt-L* drücken. Nicht vergessen: Die Titel alphabetisch sortieren (unter *Αρχείο – Παράγραφος – Α-Ω*)

Und selbstverständlich: Schauen Sie sich Ihre Arbeit vor und nach dem Ausdruck noch einmal genau an und prüfen Sie, ob auch wirklich alles richtig ist.

Falls Ihr PC keinen **deutschen Zeichensatz** hat, können Sie ihn nachinstallieren: *Start – Control Panel – Clock, Language, and Region – Region and Language – Keyboards and Languages – Change Keyboards – Add – German (Germany) – Keyboard – German (IBM)*. Normalerweise können Sie dann mit der Tastenkombination *Alt-Shift* zwischen den installierten Sprachen umschalten.

14 Kommentiertes Literaturverzeichnis

Im folgenden Literaturverzeichnis stehen nur die Quellen, die ich innerhalb meiner Argumentation verwendet habe, also nicht die Internetseiten, die z.B. als Quellen für die Literaturrecherche genannt sind. Und es stehen hier auch nicht die Titel, die bereits für das Literaturverzeichnis in Kapitel 12 behandelt wurden.

Beachten Sie, dass dieses Literaturverzeichnis aus zwei Teilen besteht. In Kap. 14.1 finden Sie die Nachweise. In Kap. 14.2 gibt es noch einige Erläuterungen zu den Zitierweisen, die ich im 12. Kapitel nicht erwähnt habe, um dort nicht auf allzu viele Kleinigkeiten eingehen zu müssen und Verwirrung zu vermeiden.

14.1 Literaturverzeichnis

Αἰσώπῳς (1925f.): Μῦθοι, nach der Ausgabe von Émile Chambry: Aesopi fabulae, 2 Bde., Paris: Les Belles Lettres

(http://el.wikisource.org/wiki/%CE%91%CE%B9%CF%83%CF%8E%CF%80%CE%BF%CF%85_%CE%9C%CF%8D%CE%B8%CE%BF%CE%B9; 26.12.2014).

<http://gutenberg.spiegel.de/buch/aesop-fabeln-1928/1> (01.01.2015).

Alex, Heidrun (Hg.) (2014): DDC-Sachgruppen der deutschsprachigen Nationalbibliografien (Deutsche Nationalbibliografie, Das Schweizer Buch, Österreichische Bibliografie), Leitfaden zu ihrer Vergabe, Leipzig/Frankfurt am Main: Deutsche Nationalbibliothek.

Aristoteles (1974): Poetik, aus dem Griechischen von Olof Gigon, Stuttgart: Reclam (RUB 2337).

Augustinus, Aurelius (2002): Die christliche Bildung, aus dem Lateinischen von Karla Pollmann, Stuttgart: Reclam (RUB 18165).

Bradbury, Ray (2010): Fahrenheit 451, aus dem Amerikanischen von Fritz Güttinger und Jürgen Langowski, München: Heyne 16412.

Brecht, Bertolt (1981): Die Gedichte in einem Band, hg. vom Suhrkamp Verlag, z.T. in Zusammenarbeit mit Elisabeth Hauptmann, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Breuer, Dieter (1981): Deutsche Metrik und Versgeschichte, München: Wilhelm Fink (UTB 745).

de Saussure, Ferdinand (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, hg. von Charles Bally und Albert Sechehaye unter Mitwirkung von Albert Riedlinger, aus dem Französischen von Herman Lommel, 2. Aufl., Berlin: de Gruyter.

Dithmar, Reinmar (Hg.) (1972): Fabeln, Parabeln und Gleichnisse. Beispiele didaktischer Literatur, 2. Auflage, München: dtv (WR 4047).

Dürscheid, Christa (2006): Einführung in die Schriftlinguistik. 3., überarb. und erg. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Foucault, Michel (1990): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, aus dem Französischen von Ulrich Köppen, Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw 96).

Friedrich II. (1942): De arte venandi cum artibus, hg. von Karl Arnold Willemsen, 2 Bde., Leipzig: In aedibus Insulae.

Georges, Karl Ernst (1998): Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet. Unveränderter Nachdruck der 8., verb. und verm. Aufl., Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Reprint der Ausgabe Hannover: Hahnsche Buchhandlung, 1913/1918). (<http://www.zeno.org/Georges-1913>).

Gloy, Karen (2005): Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens. Verständnis der Natur, Köln: Komet.

- Gottfried von Straßburg (1984/1985/1981): Tristan, nach dem Text von Friedrich Ranke aus dem Mittelhochdeutschen von Rüdiger Krohn, 3 Bde., 3./2. durchges. Aufl., Stuttgart: Reclam (RUB 4471-4473).
- Herodot (1961): Historien, aus dem Griechischen von Eberhard Richtsteig, 5 Bde., München: Goldmann.
- Hesiod (1994): Werke in einem Band, aus dem Griechischen von Luise und Klaus Hallof. Berlin/Weimar: Aufbau.
- Ἡσίοδος (online): Ἔργα καὶ ἡμέραι
(<http://www.perseus.tufts.edu/hopper/text?doc=Perseus%3atext%3a1999.01.0131>) (= Hesiod. The Homeric Hymns and Homeric Hymns with an English Translation by Hugh G. Evelyn-White. Works and Days. Cambridge, MA., Harvard University Press; London, William Heinemann Ltd. 1914).
- Hess-Lüttich, Ernest W.B. (1980): Stiltheorie. Zur Verständigung über ‚Stil‘ in der angewandten Linguistik, in: Kühlwein, Wolfgang/Raasch, Albert (Hg.): Angewandte Linguistik. Positionen - Wege - Perspektiven, Tübingen: Narr, 91-112.
- Hirschberger, Johannes (1996): Geschichte der Philosophie, 2 Bde. Freiburg im Breisgau: Herder.
- Homer (1957): Ilias / Odyssee, aus dem Griechischen von Johann Heinrich Voß, München: Winkler.
- Horaz (online): De Arte Poetica liber,
<http://www.perseus.tufts.edu/hopper/text?doc=Perseus%3atext%3a1999.02.0064> (= Horace. The Works of Horace. C. Smart. Philadelphia. Joseph Whetham. 1836).
- Hörisch, Jochen (2010): Theorie-Apotheke. Eine Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen, Frankfurt am Main: Suhrkamp (st 4152).
- Johannes von Salisbury (1639): Policraticus, sive De nugis Curialium, et vestigiis Philosophorum. Accedit huic editioni eiusdem Metalogicus, Leiden: Ioannis maire.
- Λεξικό της κοινής νεοελληνικής (1998), εκδ. από το Ινστιτούτο Νεοελληνικών Σπουδών του Αριστοτελείου Πανεπιστημίου Θεσσαλονίκης (= http://www.greek-language.gr/greekLang/modern_greek/tools/lexica/triantafyllides/index.html; 27.12.2014)
- Lindberg, David C. (1994): Von Babylon bis Bestiarium. Die Anfänge des abendländischen Wissens, aus dem Amerikanischen von Bettina Obrecht, Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Moser, Hugo/Tervooren, Helmut (1988): Des Minnesangs Frühling. Unter Benutzung der Ausgaben von Karl Lachmann und Moritz Haupt, Friedrich Vogt und Carl von Kraus, 38., erneut rev. Aufl., Stuttgart: Hirzel.
- Nibelungenlied (1988). Nach der Ausgabe von Karl Bartsch hg. von Helmut de Boor, 22. rev. und von Roswitha Wisniewski erg. Aufl., Mannheim: F.A. Brockhaus.
- Pape, Wilhelm (1880): Handwörterbuch der griechischen Sprache, 2 Bde., bearbeitet von Max Sengebusch, 3. Aufl., Braunschweig: Vieweg & Sohn. (<http://www.zeno.org/Pape-1880>).
- Paul, Hermann (1975): Prinzipien der Sprachgeschichte, 9. Aufl., Tübingen: Niemeyer.
- Platon (1976): Sämtliche Werke, Bd. 4: Phaidros, Parmenides, Theaitetos, Sophistes, nach der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher, hg. von Walter F. Otto, Ernesto Grassi, Gert Plamböck, Hamburg: Rowohlt (rk 39).
- Πλάτων (online): Θεαίητος
(<http://www.perseus.tufts.edu/hopper/text?doc=Perseus%3atext%3a1999.01.0171%3atext%3dTheaet>.) (= Plato. Platonis Opera, ed. John Burnet. Oxford University Press. 1903).

Πλάτων (online): Φαῖδρος

(<http://www.perseus.tufts.edu/hopper/text?doc=Perseus%3atext%3a1999.01.0173%3atext%3dPhaedrus>) (= Plato. Platonis Opera, ed. John Burnet. Oxford University Press. 1903).

Russo, Lucio (2005): Die vergessene Revolution oder die Wiedergeburt des antiken Wissens. Aus dem Italienischen und Englischen von Bärbel Deninger, Berlin/Heidelberg/New York: Springer.

Schmidt, Christian (2007): Wie schreibt man „Gefahr“ in 10.000 Jahren, Tagesanzeiger, 25.04.2007 (<http://www.energiestiftung.ch/files/downloads/energiethemen-atomenergie-atommuell/tagi-artikel-kennzeichnung.pdf>; 27.12.2014).

Stricker (1995): Daniel von dem Blühenden Tal, hg. von Michael Resler, 2., neu bearb. Aufl., Tübingen: Niemeyer (Altdeutsche Textbibliothek 92).

Szagan, Gisela (1986): Sprachentwicklung beim Kind. Eine Einführung, 3., neu bearb. Aufl., Weinheim: Urban und Schwarzenberg.

Thukydides (2009): Der Peloponnesische Krieg, aus dem Griechischen von Helmuth Vretska und Werner Rinner, Stuttgart: Reclam (RUB 1808).

Θουκυδίδης (Online1): Ιστορία του Πελοποννησιακού Πολέμου
(<http://www.perseus.tufts.edu/hopper/text?doc=Perseus%3atext%3a1999.01.0199>) (= Thucydides. Historiae in two volumes. Oxford, Oxford University Press. 1942).

Θουκυδίδης (Online2): Ιστορία του Πελοποννησιακού Πολέμου, Μεταφραστής: Ελευθέριος Βενιζέλος
([http://el.wikisource.org/wiki/%CE%99%CF%83%CF%84%CE%BF%CF%81%CE%AF%CE%B1_%CF%84%CE%BF%CF%85_%CE%A0%CE%B5%CE%BB%CE%BF%CF%80%CE%BF%CE%BD%CE%BD%CE%B7%CF%83%CE%B9%CE%B1%CE%BA%CE%BF%CF%8D_%CE%A0%CE%BF%CE%BB%CE%AD%CE%BC%CE%BF%CF%85_\(%CE%BC%CE%B5%CF%84%CE%AC%CF%86%CF%81%CE%B1%CF%83%CE%B7_%CE%92%CE%B5%CE%BD%CE%B9%CE%B6%CE%AD%CE%BB%CE%BF%CF%85\)/%CE%91](http://el.wikisource.org/wiki/%CE%99%CF%83%CF%84%CE%BF%CF%81%CE%AF%CE%B1_%CF%84%CE%BF%CF%85_%CE%A0%CE%B5%CE%BB%CE%BF%CF%80%CE%BF%CE%BD%CE%BD%CE%B7%CF%83%CE%B9%CE%B1%CE%BA%CE%BF%CF%8D_%CE%A0%CE%BF%CE%BB%CE%AD%CE%BC%CE%BF%CF%85_(%CE%BC%CE%B5%CF%84%CE%AC%CF%86%CF%81%CE%B1%CF%83%CE%B7_%CE%92%CE%B5%CE%BD%CE%B9%CE%B6%CE%AD%CE%BB%CE%BF%CF%85)/%CE%91)).

Tomasello, Michael (2011): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, aus dem Amerikanischen von Jürgen Schröder, Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw 2004).

Vorländer, Karl (1976): Geschichte der Philosophie, Bd. 1: Philosophie des Altertums, bearb. von Erwin Metzke, Reinbek: rororo (rde 183).

Wittgenstein, Ludwig (1984): Werkausgabe, Bd. 1: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw 501).

Quellen aus dem Internet:

<http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/LERNEN/Behaviorismus.shtml> (09.10.2014).

<http://blackphantom.de/artikel/die-meistbesuchten-websites-der-welt-2013> (27.12.2014).

http://de.guttenplag.wikia.com/wiki/GuttenPlag_Wiki (27.12.2014).

<http://de.statista.com/statistik/daten/studie/186370/umfrage/anzahl-der-internetnutzer-weltweit-zeitreihe> (24.10.2014).

http://de.wikipedia.org/wiki/De_arte_venandi_cum_avis (18.12.2014).

http://digi.vatlib.it/view/bav_pal_lat_1071/0020?sid=6d96d6f965837b5fc65cdafa64c02d41 (27.12.2014).

<http://live-counter.com/weltbevoelkerung/index.htm>

<http://www.bix-bibliotheksindex.de/index.php?id=20&L=0&x=a&template=detail&jahr=2014&bib=AJ021> (24.10.2014).

http://www.bundeswahlleiter.de/de/bundestagswahlen/BTW_BUND_13/presse/w13001_Wahlberechtigte.html (27.12.2014).

<http://www.gs.uoa.gr/to-tmima/biblio8ikh.html> (27.12.2014).

<http://www.magistrix.de/lyrics/sesamstrasse/Wer-Wie-Was-175707.html> (27.12.2014).

<http://www.nature.com/wls> (27.12.2014).

<http://www.radiobremen.de/funkhauseuropa/serien/netsurfer/netsurfer952.html> (20.12.2014).

<http://www.spiegel.de/politik/ausland/taliban-opfer-malala-yousafzai-spricht-vor-der-uno-a-910919.html> (21.10.2014).

<http://www.ub.uni-tuebingen.de/ueber-uns/bibliotheksprofil/fakten-und-zahlen/zahlen-zum-bestand.html> (24.10.2014).

<http://www.unicum.de/abi-und-dann/beruf-oder-studium/studium/studiengaenge/germanistik> (20.12.2014).

<http://www.uni-due.de/edit/lp/kognitiv/entwicklung.htm> (09.10.2014).

https://meta.wikimedia.org/wiki/List_of_Wikipedias (21.11.2014).

14.2 Kommentar

14.2.1 Allgemeines

Ungefähr einen Tag saß ich an dem oben stehenden Literaturverzeichnis, bis es richtig war, doch bin ich immer noch nicht sicher, ob es perfekt ist. Um die Wahrheit zu sagen: Ich bin mir ziemlich sicher, dass es nicht perfekt ist.

Ich hielt es für sinnvoll, bei der Formatierung der Einträge folgende Richtlinien zu befolgen:

- 1) Bei den Titeln, die sowohl in gedruckten als auch in Internetausgaben verfügbar sind, habe ich beide Nachweise angegeben.
- 2) Weil Internetadressen mitunter sehr lang sind, kommt es bei den Einträgen in Blocksatz häufig zu großen Leerräumen zwischen den Wörtern; mir gefällt das nicht und ich halte es auch für sehr unübersichtlich. Deshalb habe ich die Einträge linksbündig formatiert.
- 3) Damit man die einzelnen Titel bequemer finden kann, habe ich einen sogenannten hängenden Einzug verwendet (so wie hier auch): Alle Zeilen (mit Ausnahme der ersten) sind auf der linken Seite um einen halben Zentimeter nach rechts eingerückt. Eine andere Möglichkeit, Übersichtlichkeit herzustellen, besteht darin, zwischen den Einträgen einen „Abstand Nach:“ einzugeben, z.B. 6 pt. Bitte fügen Sie aber keine zusätzlichen Absätze zwischen den Titeln ein!

Es ist sehr mühsam und fühlt sich auch ziemlich überflüssig an, noch mal und noch mal und noch mal nachprüfen zu müssen, ob in einem Literaturverzeichnis auch wirklich an allen Stellen ein Komma steht, wo es stehen muss, oder ein Punkt steht, wo er stehen muss. Sind alle Angaben aus den zitierten Büchern oder den zitierten Internetquellen in eine einheitliche Form gebracht?

Ich werde im folgenden Kommentar, anhand von einigen Titeln, zu zeigen versuchen, warum das so mühsam ist. Es lohnt sich aber, sich immer wieder zu verdeutlichen, dass es sinnvoll ist, wenn sich *ein* Autor die Arbeit macht, damit *viele* Leser sich ernst genommen fühlen.

Wo es möglich ist, hebe ich diejenigen Passagen, auf die ich jeweils eingehe, durch Fettdruck hervor.

14.2.2 Besonderes

Alex, Heidrun (Hg.) (2014): DDC-Sachgruppen der deutschsprachigen Nationalbibliografien (Deutsche Nationalbibliografie, Das Schweizer Buch, Österreichische Bibliografie), Leitfaden zu ihrer Vergabe, Leipzig/Frankfurt am Main: Deutsche Nationalbibliothek.

Wenn Sie sich bei deutschen Namen nicht so gut auskennen: Verlassen Sie sich darauf, dass auf deutschsprachigen Büchern immer erst der Vorname, dann der Nachname steht. Wenn auf dem Buch also „Heidrun Alex“ steht, kann man sicher sein, dass „Heidrun“ der (mittlerweile allerdings sehr ungebräuchliche weibliche) Vorname und „Alex“ der Nachname ist; deshalb muss im Literaturverzeichnis, das alphabetisch nach dem Nachnamen geordnet sein muss, stehen: „Alex, Heidrun“ – achten Sie auf das Komma. Wahrscheinlich gibt es auch deutsche Menschen, die „Alex Heidrun“ heißen, wobei der Vorname „Alex“ sowohl die Abkürzung für „Alexandra“ (weiblich) als auch für „Alexander“ (männlich) sein kann. Dann wäre aber „Heidrun“ der Nachname und im Literaturverzeichnis müsste stehen: „Heidrun, Alex“ – die Welt ist in mancher Hinsicht kompliziert, auch die deutsche (Welt) in deutscher (Hinsicht).

Um die Übersetzungsproblematik zu verdeutlichen, wähle ich nur die folgenden drei Titel, die auch zufällig untereinanderstehen, und fertige eine kleine Tabelle an, in der jeweils der Eintrag in meinem Literaturverzeichnis (links) und der Eintrag im Buch selbst (rechts) nebeneinanderstehen:

Aristoteles (1974): Poetik, aus dem Griechischen von Olof Gigon, Stuttgart: Reclam (RUB 2337).	Aristoteles (1974): Poetik. Übersetzung, Einleitung und Anmerkungen von Olof Gigon, Stuttgart: Reclam (RUB 2337).
Augustinus, Aurelius (2002): Die christliche Bildung, aus dem Lateinischen von Karla Pollmann, Stuttgart: Reclam (RUB 18165).	Augustinus, Aurelius (2002): Die christliche Bildung (De doctrina christiana). Übersetzung, Anmerkungen und Nachwort von Karla Pollmann, Stuttgart: (RUB 18165).
Bradbury, Ray (2010): Fahrenheit 451, aus dem Amerikanischen von Fritz Güttinger und Jürgen Langowski, München: Heyne 16412.	Bradbury, Ray (2010): Fahrenheit 451. Mit der Originalgeschichte „Der Feuerwehrmann“ und einem Nachwort von Sascha Mamczak. Titel der amerikanischen Originalausgaben FAHRENHEIT 451 / THE FIREMAN. Deutsche Übersetzung von Fritz Güttinger und Jürgen Langowski, München: Heyne 16412.

Wie Sie sehen, habe ich für mein Literaturverzeichnis ziemlich viel gestrichen und bei allen drei Titeln (neben den ohnehin notwendigen Informationen) nur angegeben, aus welcher Sprache das Buch von wem übersetzt wurde. Worin sich die ursprünglichen Angaben in den Büchern unterscheiden: Bei Aristoteles' „Poetik“ nimmt man offenbar an, dass jeder weiß, dass das Original auf Griechisch geschrieben wurde, bei Augustinus steht immerhin der (lateinische) Originaltitel. Selbstverständlich kann man davon ausgehen, dass jemand, der ein Buch liest, in dem Aristoteles und Augustinus zitiert sind, weiß, wer die beiden waren und in welcher Sprache sie geschrieben haben. Trotzdem: Als Autor sollte ich mir immer überlegen, was für Leser ich eigentlich will: Nur solche, die schon alles wissen, oder auch solche, die noch was lernen wollen? Ich entscheide mich am liebsten für die zweite Gruppe.

Bei dem Titel von Ray Bradbury ist ohnehin nichts vorauszusetzen: Zum einen gehört sein Buch nicht so eindeutig zu den intellektuellen Wurzeln unserer Kultur (was ist das eigentlich: „unsere Kultur“?) wie die beiden antiken Autoren, zum anderen ist es hilfreich zu wissen, dass Bradbury Amerikaner war – diese Angabe, da die Originalsprache nach unserem System ohnehin genannt werden muss, sollte deshalb beibehalten werden. Was es sonst noch in den Büchern gibt (Einleitung und Anmerkungen bei Aristoteles, Anmerkungen und Nachwort bei Augustinus, und noch allerhand anderes bei Bradbury), brauche ich für mein Literaturverzeichnis nicht. Denn mein Literaturverzeichnis dient nicht der Dokumentation der jeweiligen Verlagsangaben, sondern der Information der Leser *meiner* Veröffentlichung, und das ist ein Aufsatz in einer Zeitschrift oder ein Beitrag zu einem Sammelband oder ein Buch oder eben eine *Seminararbeit*. Wie leicht einzusehen ist, gibt es immer sehr viel über ein Buch zu sagen, was zu dessen eindeutiger Identifizierung aber gar nicht notwendig ist. Doch selbstverständlich: Wenn ich in meiner Arbeit eine Stelle aus dem Nach-

wort von Sascha Mamczak zitiere oder auf die Erzählung „Der Feuerwehrmann“ von Ray Bradbury verweise, muss ich den Nachweis im Literaturverzeichnis entsprechend ergänzen. – Wie Sie sehen, habe ich mich dafür entschieden, vor der Übersetzungsangabe ein Komma zu setzen; man kann auch einen Punkt setzen und dann geht es mit „Aus“ weiter.

Der Leitgedanke bei den bibliographischen Angaben ist selbstverständlich folgender: Der Leser hat das Recht, kein Detektiv oder Kommissar werden zu müssen, der sich mühselig Informationen beschaffen muss, um einen Täter zu überführen. Sondern der Leser hat vielmehr das Recht, offen und ehrlich informiert zu werden. Und diese Information muss seinem Informationsbedürfnis angemessen sein.

Um zu verdeutlichen, was damit gemeint ist: Stellen Sie sich ein Literaturverzeichnis vor, das so aussieht:

3150078288
3150181658
3453164121

...

Wenn Sie dieses Skript aufmerksam gelesen haben, wissen Sie, dass ich hiermit auf eine Fußnote in Kap. 4.4.1 Bezug nehme. Für einen Autor wäre es sehr viel einfacher, nur die zehnen- oder dreizehnstellige ISBN-Nummer eines Buchs in sein Literaturverzeichnis zu schreiben – ich habe in dieser kleinen Liste die zehnstelligen Nummern der drei in der obigen Tabelle gewählten Bücher genommen. Aber will ein Autor seinen Lesern wirklich zumuten, mit diesen Ziffernfolgen ins Internet gehen zu müssen, um herausfinden zu müssen, für welches Buch (mit Autor und Titel) sie stehen?

Nicht nur bei Menschen, denen man leibhaftig gegenübersteht, schätzt man es, wenn sie freundlich sind. Bei Büchern und Seminararbeiten sehe ich als Leser die Autorin gar nicht – umso mehr kann ich aber erwarten, dass sie sich darum bemüht, mir, ihrem Leser, Arbeit und Mühe abzunehmen, damit ich umso leichter verstehe, was sie meint. Und umso mehr fühle ich mich ernst genommen! Daraus folgt: Man muss im Literaturverzeichnis eindeutige und nachvollziehbare Angaben machen, und das heißt auch: Je einheitlicher diese Angaben sind, desto einfacher sind sie nachzuvollziehen. Jeder Leser ist mit Sicherheit dankbar dafür!

Breuer, Dieter (1981): Deutsche Metrik und Versgeschichte, München: **Wilhelm Fink (UTB 745)**.

Auf dieses Problem habe ich schon in Kapitel 12 hingewiesen: Zu der Reihe der Universitäts-Taschenbücher haben sich viele verschiedene Wissenschaftsverlage zusammengeschlossen. Der Verlag dieses Buches von Dieter Breuer ist Wilhelm Fink (und dieser Verlag ist z.B. auch für die wissenschaftliche Ernsthaftigkeit, die formale und orthografische Richtigkeit verantwortlich); die Reihe, in dem dieses Buch erschienen ist, ist jedoch „UTB“ und dort gibt es eine Reihenummer; deshalb in Klammern hinter der Verlagsangabe: UTB 745.

de Saussure, Ferdinand (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, hg. von **Charles Bally und Albert Sechehaye unter Mitwirkung von Albert Riedlinger**, aus dem Französischen von **Herman Lommel**, 2. Aufl., Berlin: de Gruyter.

Das ist sehr ausführlich, muss aber so ausführlich sein, und dies aus folgenden Gründen: Ferdinand de Saussure hat seine (erst durch diese Veröffentlichung berühmt gewordenen) Linguistikvorlesungen an der Universität in Genf zwischen 1906 und 1911 gehalten, aber selbst nie ein Buch darüber geschrieben. Stattdessen haben nach seinem Tod (1913) zwei bzw. drei seiner Studenten

(„Charles Bally und Albert Sechehaye unter Mitwirkung von Albert Riedlinger“) allerhand Vorlesungsmitschriften gesammelt und dieses Buch (im Jahr 1916) zusammengebastelt. Das ist ein Stück Wissenschaftsgeschichte, die in diesem Fall dokumentiert werden muss, weil de Saussure dieses Buch niemals selbst geschrieben hat und wahrscheinlich auch nie so geschrieben hätte – auf die Diskussion darüber muss ich hier nicht eingehen. Dass der Übersetzer genannt wird, ist selbstverständlich. Achten Sie aber auf die Schreibweise des Namens; es gibt viele, die Herrmann heißen, und viele, die Hermann heißen, aber der Herr Lommel heißt nun mal Herman. (Und Hermann Paul, dessen „Prinzipien der Sprachgeschichte“ auch im Literaturverzeichnis stehen, heißt Hermann Paul und nicht Paul Hermann, deshalb steht im Verzeichnis „Paul, Hermann“.)

Die „Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft“ kennt man als Linguist, allerdings nicht unbedingt die genaue Entstehungsgeschichte, schon gar nicht der deutschen Ausgabe. Auf dem Titelblatt steht Folgendes:

HERAUSGEGEBEN VON
CHARLES BALLY UND ALBERT SECHEHAYE

UNTER MITWIRKUNG VON
ALBERT RIEDLINGER

ÜBERSETZT VON
HERMAN LOMMEL

Was bedeutet das? Hat Albert Riedlinger bei der Herausgabe mitgearbeitet oder bei der Übersetzung? Syntaktisch kann sich die Angabe „unter Mitwirkung von“ sowohl nach oben als auch nach unten beziehen (der rhetorische Fachbegriff ist „Apokoinu“). Man muss schon das Vorwort lesen, in dem Albert Riedlinger tatsächlich als Schüler de Saussures genannt wird. (Oder man sucht ihn im Internet und findet ihn z.B. hier: http://en.wikipedia.org/wiki/Geneva_School.) Das Komma in meiner Titelangabe steht also richtig.

Dithmar, Reinmar (Hg.) (1972): Fabeln, Parabeln und Gleichnisse. Beispiele didaktischer Literatur, 2. Aufl., München: **dtv (WR 4047)**.

Kästner, Erich (1993): Fabian. Die Geschichte eines Moralisten, 7. Aufl., München: **dtv (11006)**.

Um verständlich zu machen, was hier gemeint ist, habe ich nun doch einen Titel aus dem Literaturverzeichnis aus Kapitel 12 erwähnt. dtv ist, wie Sie wissen, der Deutsche Taschenbuchverlag. Heute gibt es nur noch eine normale Zählung der Veröffentlichungen, die ich bei Kästners „Fabian“ nach der Verlagsangabe in Klammern stelle. Früher gab es aber auch eine „Wissenschaftliche Reihe“, die (auf dem Buchrücken und auch hier) als WR abgekürzt wird.

Foucault, Michel (1990): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, aus dem Französischen von Ulrich Köppen, Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw 96).

Unproblematisch, oder? Ein Autor, ein Erscheinungsjahr, ein Titel, ein Untertitel, ein Übersetzer, ein Erscheinungsort, ein Verlag und (in diesem Fall) eine Reihe mit Reihennummer – auf solche einfachen Fälle werde ich im Folgenden nicht mehr eingehen.

Friedrich II. (1942): De arte venandi cum artibus, hg. von Karl Arnold Willemsen, 2 Bde., Leipzig: **In aedibus Insulae**.

Ich habe den Namen dieses Verlags zuvor noch nie gelesen, und auch wenn ich ihn bei Google eingebe, finde ich vorwiegend den Hinweis auf diese beiden Bücher. Irgendwo gibt es einen Ein-

trag, der nahelegt, dass es sich bei „In aedibus Insulae“ um den Insel-Verlag handelt (was ich schon vorher vermutet hatte), doch dauert es mir zu lange, das zu verifizieren. Deshalb belasse ich es bei dem Verlagsnamen, der im (lateinischen) Buch angegeben ist. – Dass der Verlagsort Leipzig ist, weiß ich, weil ich nachgesehen habe: „Lipsiae“ (so steht es vorne im Buch) ist der lateinische Name für „Leipzig“.

Georges, Karl Ernst (1998): Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet. Unveränderter Nachdruck der 8., verb. und verm. Aufl., Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Reprint der Ausgabe Hannover: Hahnsche Buchhandlung, 1913/1918) (<http://www.zeno.org/Georges-1913>).

Pape, Wilhelm (1880): Handwörterbuch der griechischen Sprache, 2 Bde., bearbeitet von Max Sengebusch, 3. Aufl., Braunschweig: Vieweg & Sohn (<http://www.zeno.org/Pape-1880>).

Als Beispiele für Bücher, die originalgetreu im Internet abgedruckt sind, wähle ich diese beiden Wörterbücher, die bei zeno.org zu finden sind. Dort gibt es sie in digitaler Form, aber auch als Faksimile in gedruckter Fassung. Deshalb erst die Nennung des gedruckten Buches und danach steht die entsprechende Internetseite; so hat jeder Leser die Möglichkeit, (kostenlos) darauf zuzugreifen. Und weil hier gedruckte Ausgaben ins Internet gestellt sind, ordne ich diese Werke auch nicht in „Quellen aus dem Internet“ ein, sondern im „normalen“ Literaturverzeichnis.

Das gilt auch für die Ausgaben der antiken Literatur, auf die ich jetzt eingehe: Ihnen liegen zwar auch gedruckte Bücher zugrunde; sie lassen sich aber nicht auf ihre Richtigkeit überprüfen, weil kein Faksimile der Bücher angeboten wird.

Horaz (online): De Arte Poetica liber,

<http://www.perseus.tufts.edu/hopper/text?doc=Perseus%3atext%3a1999.02.0064> (= Horace. The Works of Horace. C. Smart. Philadelphia. Joseph Whetham. 1836).

Die in Kap. 6.2 zitierte Stelle aus der „Poetik“ des Horaz habe ich nach der hier angegebenen Internetseite wiedergegeben (auch deshalb, weil ich zur Zeit weder Geld noch Gelegenheit habe, mir das Buch zu kaufen. – Außerdem frage ich mich, warum ich ein Buch kaufen soll, um es in mein Bücherregal zu stellen [in dem es ohnehin schon eng ist], wenn ich es ganz unproblematisch und fast kostenlos in der größten Bibliothek der Welt – dem Internet – nachlesen kann. Ich darf aber selbstverständlich nicht so tun, als hätte ich tatsächlich das gedruckte Buch gelesen.)

Selbstverständlich muss man sich darum bemühen, vertrauenswürdige Seiten zu finden und dann auch zu verwenden. Die „Perseus“-Seiten gehören mit Sicherheit dazu. Sie werden von der Tufts-University in Boston betrieben. Auf ihnen findet man (meines Wissens) die umfassendste Sammlung antiker Texte, die auf wissenschaftlichen (wenn auch nicht allerneuesten) Ausgaben beruht. Außerdem bietet sie hervorragende Suchmöglichkeiten. – Bitte mal vorbei gucken!

Jetzt geht es mit einem Problem weiter, das sich vor allem hierzulande stellt. Wo ordnet man in einem lateinisch-sprachigen Literaturverzeichnis griechisch-sprachige Titel ein? Das Textverarbeitungsprogramm „Word“ kann zwar beides alphabetisch sortieren, aber leider nur getrennt. Deshalb steht bei automatischer Sortierung Ησίοδος nicht bei Hesiod, Πλάτων nicht bei Platon und Θουκυδίδης nicht bei Thukydides. Ist eine solche Trennung zwischen Latein und Griechisch aber wirklich sinnvoll? Ich finde nicht. Deshalb habe ich von Hand die entsprechenden Titel zusammengestellt. Das muss tatsächlich von Hand gemacht werden, aber wenn man schon in griechisch-

sprachigem und vor allem griechisch-schriftlichem Kontext gelesen und verstanden werden will, sollte man sich die Mühe schon machen.

Gottfried von Straßburg (1984/1985/1981): Tristan, nach dem Text von Friedrich Ranke aus dem Mittelhochdeutschen von Rüdiger Krohn, 3 Bde., 3./2. durchges. Aufl., Stuttgart: Reclam (RUB 4471-4473).

Hier gibt es überraschend viele Erscheinungsdaten; sie aufzulösen, ist sehr umständlich. Diese Ausgabe des „Tristan“ von Gottfried von Straßburg ist, wie angegeben, in drei Bänden erschienen, zum ersten Mal 1980 (was zwar nicht oben, aber in den Büchern selbst steht). Danach wurden die 3 Bände in unterschiedlichen Jahren wieder aufgelegt: der erste Band zum 3. Mal (durchgesehen) 1984 (also 3. Auflage), der zweite Band (ebenfalls durchgesehen) zum 3. Mal 1985 (also ebenfalls 3. Auflage), der dritte Band zum 2. Mal (auch durchgesehen) 1981 (also 2. Auflage). Bei den ersten beiden Bänden handelt es sich um den mittelhochdeutschen Text und die neuhochdeutsche Übersetzung des Romans, die parallel gedruckt sind: das Original auf den geraden, die Übersetzung gegenüber auf den ungeraden Seiten; der dritte Band ist ein Kommentar des Herausgebers Rüdiger Krohn, der auch die Übersetzung angefertigt hat. In dieser Ausführlichkeit muss das selbstverständlich nicht in einem Literaturverzeichnis stehen. Ein Literaturverzeichnis muss nicht uferlos sein. Deshalb genügt völlig die obige relativ kurze Angabe.

Homer (1957): Ilias / Odyssee, aus dem Griechischen von Johann Heinrich Voß, München: Winkler.

Auch hier habe ich mich auf das Wesentliche beschränkt. Dass der Text vollständig ist (wie im Buch versichert wird), muss nicht vermerkt werden – allerdings müsste man schreiben, wenn der Text gekürzt wäre und dann auch, von wem – siehe aber unten. Dass der Text „dem Text der Erstausgaben (Ilias Hamburg 1793, Odyssee Hamburg 1781)“ folgt, und dass es ein „Nachwort von Wolf Hartmut Friedrich“ gibt, ist interessant, in meinem Literaturverzeichnis aber überflüssig. Mir kommt es allein auf den Inhalt an, nicht z.B. auf die Rechtschreibung. Wenn das so wäre, müsste ich feststellen, was es bedeutet, dass der Text den Erstausgaben „folgt“. Tatsächlich ist er sehr energisch den orthographischen Regeln der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts angepasst; Voß (der in der Ilias-Ausgabe von 1793 übrigens „Voss“ heißt) verwendet nämlich gemäßigte Großschreibung, konkret: Versanfänge und Eigennamen werden groß geschrieben, alles andere aber klein.

Vorländer, Karl (1976): Geschichte der Philosophie, Bd. 1: Philosophie des Altertums, bearb. von Erwin Metzke, Reinbek: rororo (rde 183).

Um eine gekürzte Ausgabe handelt es sich bei diesem Buch. Aus dem Impressum geht Folgendes hervor: Die Erstausgabe ist 1949 im Verlag Richard Meiner in Hamburg erschienen, 1963 dann zum ersten Mal im Rowohlt Taschenbuch Verlag, und da steht irgendwo auch: „Gekürzte Ausgabe“. Ich vermute, dass für diese Kürzung der Bearbeiter Erwin Metzke verantwortlich ist, oder umgekehrt, dass Erwin Metzkes Bearbeitung in der Kürzung bestand. Allerdings ist das nur meine Vermutung, aus den Verlagsangaben geht das nicht hervor. Da es sich bei Vorländers Philosophiegeschichte jedoch nicht um ein „geschlossenes Ganzes“ handelt wie bei den 24 Büchern der „Ilias“ oder der „Odyssee“, muss die Kürzung nicht notiert werden, sehr wohl aber die Bearbeitung. Dass da auch noch steht: „Mit einem Anhang ‚Quellentexte‘ ausgewählt von Ernesto Grassi und

Eckhard Keßler“ ist wiederum nur dann erwähnenswert, wenn auf einen der dort abgedruckten Texte verwiesen wird.

Moser, Hugo/Tervooren, Helmut (1988): Des Minnesangs Frühling. Unter Benutzung der Ausgaben von Karl Lachmann und Moritz Haupt, Friedrich Vogt und Carl von Kraus, 38., erneut rev. Aufl., Stuttgart: Hirzel.

Nibelungenlied (1988). Nach der Ausgabe von Karl Bartsch hg. von Helmut de Boor, 22. rev. und von Roswitha Wisniewski erg. Aufl., Mannheim: F.A. Brockhaus.

Bei diesen Titeln handelt es sich um Werke der deutschen Literatur des Mittelalters. „Des Minnesangs Frühling“ ist eine Sammlung deutscher Lieder des 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts, in der die Texte vieler verschiedener Autoren versammelt sind. Bei der Zitierung nennt man erst die aktuellen Herausgeber, muss aber auch die Textgrundlage (die früheren Herausgeber) erwähnen. Das Problem bei diesen mittelalterlichen (aber auch antiken) Texten ist nämlich: Es waren mündliche Texte, die erst mal öffentlich vorgetragen wurden (das gilt sowohl für Homer als auch für mittelalterliche Lyrik, aber auch für mittelalterliche erzählende Texte), und irgendwann wurden sie der mündlichen Überlieferung folgend aufgeschrieben. Viele der in „Des Minnesangs Frühling“ zusammengetragenen Lieder wurden erst 100 und mehr Jahre nach ihrer Verfassung aufgeschrieben – kein Wunder, dass kein Mensch weiß, wie das Lied tatsächlich zum ersten Mal vorgetragen wurde. Allerdings muss man sich auch vergegenwärtigen, dass es damals keinen Textbegriff gab, der in irgendeiner Weise etwas mit einem modernen Textbegriff zu tun hat. Was z.B. Friedrich von Hausen im Jahr 1184 vielleicht in Mainz wirklich gesungen hat, muss mit dem, was ungefähr im Jahr 1300 in Zürich aufgeschrieben wurde, nicht sehr viel gemeinsam haben. Ob das, was Homer möglicherweise im Jahr 786 v.Chr. (um einfach mal zu raten) tatsächlich auf dem Marktplatz von Ephesos vorgetragen hat, mit dem, was später als „Staatsausgabe“ in Athen hinterlegt wurde, irgendetwas zu tun hat, weiß niemand. Es gab bekanntlich städtische und familiäre Homer-Ausgaben, und selbstverständlich weiß man bis heute nicht, wieviel Homer wirklich in ihnen drin ist.

Homer ist eine gesamtgriechische Identifikationsfigur. Selbstverständlich gibt man deshalb (aber nur deshalb) ihn als Autor an. Auch das „Nibelungenlied“ hat einen Autor, doch ist nirgendwo ein Name überliefert. Das „Nibelungenlied“ ist ein Text, der auf jahrhundertalte mündliche Überlieferungen zurückgeht. Aufgeschrieben wurde es zum ersten Mal in den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts in Passau, merkwürdigerweise (es ist ein durch und durch unchristlicher Text) im Auftrag des dortigen Bischofs, aber auch hier ist das Original nicht erhalten. Da es sich aber, wie Sie ebenfalls wissen, um einen in Deutschland höchst prominenten Text handelt (auch wenn Goethe ihn überhaupt nicht gut fand, spielte der Text später doch eine leider sehr negative Rolle für die nationale deutsche „Selbstfindung“), gibt man in Literaturverzeichnissen normalerweise nicht die Herausgeber zuerst an, sondern den Werktitel. Um es aber nicht zu unfreundlich zu gestalten, habe ich den Artikel weggelassen, also nicht „Das Nibelungenlied“, sondern „Nibelungenlied“.

Platon (1976): Sämtliche Werke, Bd. 4: Phaidros, Parmenides, Theaitetos, Sophistes, nach der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher, hg. von Walter F. Otto, Ernesto Grassi, Gert Plamböck, Hamburg: Rowohlt (rk 39).

Tatsächlich ist meine (sechsbändige) Platon-Ausgabe zum ersten Mal in den Jahren 1958 und 1959 erschienen (der von mir verwendete 4. Band 1958); meine Ausgabe ist streng genommen die 11. Auflage, allerdings steht das so nicht im Buch, sondern nur:

1.-20. Tausend	August 1958
21.-30. Tausend	Juli 1959

Wie man sieht, wurde das Buch einfach nur nachgedruckt, jedenfalls gibt der Verlag nichts anderes an. Und wenn er es nicht tut, muss ich das auch nicht.

Θουκυδίδης (**Online2**): Ιστορία του Πελοποννησιακού Πολέμου, Μεταφραστής: Ελευθέριος Βενιζέλος

([http://el.wikisource.org/wiki/%CE%99%CF%83%CF%84%CE%BF%CF%81%CE%AF%CE%B1_%CF%84%CE%BF%CF%85_%CE%A0%CE%B5%CE%BB%CE%BF%CF%80%CE%BF%CE%BD%CE%BD%CE%B7%CF%83%CE%B9%CE%B1%CE%BA%CE%BF%CF%8D_%CE%A0%CE%BF%CE%BB%CE%AD%CE%BC%CE%BF%CF%85_\(%CE%BC%CE%B5%CF%84%CE%AC%CF%86%CF%81%CE%B1%CF%83%CE%B7_%CE%92%CE%B5%CE%BD%CE%B9%CE%B6%CE%AD%CE%BB%CE%BF%CF%85\)/%CE%91](http://el.wikisource.org/wiki/%CE%99%CF%83%CF%84%CE%BF%CF%81%CE%AF%CE%B1_%CF%84%CE%BF%CF%85_%CE%A0%CE%B5%CE%BB%CE%BF%CF%80%CE%BF%CE%BD%CE%BD%CE%B7%CF%83%CE%B9%CE%B1%CE%BA%CE%BF%CF%8D_%CE%A0%CE%BF%CE%BB%CE%AD%CE%BC%CE%BF%CF%85_(%CE%BC%CE%B5%CF%84%CE%AC%CF%86%CF%81%CE%B1%CF%83%CE%B7_%CE%92%CE%B5%CE%BD%CE%B9%CE%B6%CE%AD%CE%BB%CE%BF%CF%85)/%CE%91)).

Zu diesem Eintrag sind zwei Bemerkungen notwendig: Die verschiedenen Thukydides-Ausgaben müssen unterschieden werden können: Im einen Fall handelt es sich um das Original, im anderen (den ich hier herausgegriffen habe) um die Übersetzung. Da ich beide Texte nach dem Internet zitiert habe, genügt nicht die Angabe: „(Online)“. Die Titel werden vielmehr durchgezählt; deshalb „(Online1)“, „(Online2)“ usw. Ähnliches gilt bei Veröffentlichungen eines Autors, die im selben Jahr erschienen sind; auch sie müssen voneinander unterschieden werden, allerdings werden sie nicht durchgezählt, sondern durchalphabetisiert: Nehmen wir an, dass Jochen Hörisch im Jahr 2010 noch ein anderes Buch oder einen anderen Aufsatz veröffentlicht hat, den ich in meiner Arbeit ebenfalls verwende. Im Literaturverzeichnis muss dann stehen:

Hörisch, Jochen (2010a): ...
Hörisch, Jochen (2010b): ...

Und entsprechend muss das natürlich auch im Text zitiert werden: „(Hörisch 2010a: ...)“ bzw. „(Hörisch 2010b: ...)“

Die zweite Bemerkung: Die angegebene Internetadresse (URL) ist, wie man sieht, sehr sehr lang, muss aber so lang sein, damit der Leser die Quelle auch tatsächlich findet: Wenn da nur ein Zeichen zu viel oder zu wenig steht, muss jeder Leser selbst suchen. Die Genauigkeit ist vor allem bei elektronisch veröffentlichten Texten (wie diesem Skript) notwendig: Der Leser sollte nur (mit gedrückter CTRL-Taste) draufklicken können, um auf genau der Seite zu landen, die ich als Autor zuvor auch konsultiert habe. Deshalb ist es bei Quellen aus dem Internet unerlässlich, die gesamte URL zu kopieren.

Damit komme ich zu den Quellen aus dem Internet, unter denen man auch die Übersetzung des Peloponnesischen Kriegs von Venizelos einordnen könnte. Ich halte es jedoch für leserefreundlicher, wenn alle Thukydides-Ausgaben zusammenstehen.

Sehr viel muss ich zu diesen Quellen allerdings gar nicht sagen, aber dieses:

1) Hier stehen die Quellen, die sich nicht ohne weiteres über einen Autor identifizieren lassen. Dazu nehme ich folgendes Beispiel:

<http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/LERNEN/Behaviorismus.shtml> (09.10.2014).

Werner Stangl hat viele „Arbeitsblätter“ auf seiner Homepage veröffentlicht, in die er offenbar viel Arbeit gesteckt hat. Und wie oben schon erwähnt: Diese Seiten sind teilweise gar nicht schlecht. Der Unterschied z.B. zu Hörisch oder Vorländer ist allerdings: Deren Bücher sind durch einen Verlag und dessen Fachredakteure geprüft worden. Und die meisten Fachredakteure kennen sich aus und wissen, was sich wissenschaftlich lohnt und was nicht. (Selbstver-

ständig gibt es trotzdem auch Bücher, die einfach nur Blödsinn sind.) Bei privaten Internetseiten muss man jedoch grundsätzlich sehr vorsichtig sein, weil man nicht wissen kann, welchen wissenschaftlichen Stellenwert diese Seiten haben. Und es ist ein großer Unterschied, ob sich etwas gut anhört oder ob etwas gut ist. Das „Anhören“ ist etwas sehr Subjektives und hat nur mit persönlichem Geschmack zu tun. Das „Sein“ steht in der Wissenschaft zwar auch nicht ein für alle Mal fest (s.o.), kann aber immerhin auf wissenschaftliche Standards zurückgreifen. Um es in Beispielen zu sagen: Wenn ich persönlich etwas Verlässliches über Kernphysik oder Mammuts oder die Raumfähre Rosetta erfahren will, verlasse ich mich selbstverständlich nicht auf irgendwelche private Internetseiten, weil ich selbst bei all diesen (und den meisten anderen Themen) als Germanist natürlich nicht beurteilen kann, was sinnvoll ist und was nicht. Also Vorsicht vor privaten Webseiten! Was man nicht selbst beurteilen kann, sollte man gar nicht erst ernst nehmen.

- 2) Hinter jedem Eintrag muss das Abrufdatum stehen. Wie Sie sehen, habe ich die meisten Seiten kurz vor der Fertigstellung dieses Skripts noch einmal überprüft. (Um ehrlich zu sein: Ich *musste* das auch deshalb machen, weil ich das Datum des ersten Aufrufs der Seite blöderweise nicht immer notiert hatte. – Seien Sie vernünftiger als ich: Dokumentieren Sie alles, was Sie für Ihre Arbeit brauchen, und zwar lieber zu viel als zu wenig.)
- 3) Eine Kleinigkeit noch: Es gibt oben einen Eintrag ohne Abrufdatum, nämlich den Counter, von dem ich die jeweils aktuelle Anzahl der Menschen auf der Erde habe. Auf dieser Seite wird kontinuierlich gezählt, die beiden Abrufdaten stehen oben im Text; mehr braucht man nicht, und es wäre ziemlich sinnlos, im Literaturverzeichnis noch mal ein Abrufdatum anzugeben, das gar nicht „verwendet“ wurde.
- 4) Und nochmal: Jeder Eintrag im Literaturverzeichnis wird durch einen Punkt abgeschlossen
Zum Schluss wieder der Anfang: Ich bin mir sicher, dass nicht alles perfekt ist in meinem Literaturverzeichnis, aber ich habe mir Mühe gegeben und ich meine, alle Einträge wissenschaftlich verantworten zu können. – Allzu viele Tippfehler habe ich hoffentlich nicht gemacht.

Und als Allerletztes vor dem Anhang: Vielleicht schon in $2 \times 2 = 4$, sehr wahrscheinlich aber in $3 \times 7 = 21$ Jahren gibt es wieder andere Regeln, und das ist wunderbar, weil Menschen sich ändern und ihre immer eigenen Bedürfnisse haben. – Freuen Sie sich drauf, aber nicht nur das, sondern: Wirken Sie daran mit. Wissenschaft ist für Menschen da! Für wen denn sonst?

Anhang

1 Liste der bekanntesten deutschsprachigen Literatur- und Wissenschaftsverlage

Hier finden Sie (nicht alle, aber) die wichtigsten deutschsprachigen Literatur- und Wissenschaftsverlage, geordnet nach dem Verlagsort.

Berlin/Heidelberg/Wien: Springer	Leipzig: Göschen
Berlin: Akademie	Leipzig: Reclam
Berlin: Aufbau	Leipzig: Teubner
Berlin: Bibliographisches Institut	Mannheim: Bibliographisches Institut
Berlin: Claassen	Mannheim: Brockhaus
Berlin: Cornelsen	München/Wien: Oldenbourg
Berlin: Insel	München: C.H. Beck
Berlin: Rogner & Bernhard	München: Droemer Knaur
Berlin: Rotbuch	München: dtv
Berlin: S. Fischer	München: Goldmann
Berlin: Erich Schmidt	München: Hanser
Berlin: Suhrkamp	München: Heyne
Berlin: Ullstein	München: K.G. Saur
Düsseldorf: Patmos	München: Kindler
Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang	München: Langenscheidt
Frankfurt am Main: Eichborn	München: Luchterhand
Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch	München: Piper
Frankfurt am Main: Insel	Neuwied: Luchterhand
Frankfurt am Main: Klostermann	Paderborn: Wilhelm Fink
Frankfurt am Main: Meiner	Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
Frankfurt am Main: S. Fischer	Stuttgart/Jena/New York: Gustav Fischer
Frankfurt am Main: Suhrkamp	Stuttgart/München: Deutsche Verlagsanstalt (DVA)
Freiburg i.Br.: Herder	Stuttgart: Cotta'sche Verlagsbuchhandlung
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht	Stuttgart: Klett
Gütersloh: Bertelsmann	Stuttgart: Klett Cotta
Hamburg: Buske	Stuttgart: Kohlhammer
Hamburg: Hoffmann und Campe	Stuttgart: Metzler
Hamburg: Meiner	Stuttgart: Reclam
Heidelberg: Spektrum	Tübingen: Mohr Siebeck
Hildesheim/Zürich/New York: Olms	Tübingen: Narr
Ismaning: Hueber	Tübingen: Niemeyer
Köln/Weimar/Wien: Böhlau	Wien: Ueberreuter
Köln: Kiepenheuer & Witsch	Würzburg: Königshausen & Neumann
Königstein im Taunus: Athenäum	Zürich: Diogenes
Königstein im Taunus: Langewiesche	Zürich: Haffmans

Dazu noch folgende Bemerkungen: Einige Verlage stehen unter verschiedenen Orten; das liegt daran, dass auch Verlage hin und wieder umziehen oder von Konkurrenten aufgekauft werden. (Bei Reclam ist das was anderes: Dabei handelt es sich um zwei verschiedene Verlage, einen in Leipzig und einen in Stuttgart; in manchen Reclam-Büchern steht als Verlagsort allerdings auch Ditzingen, das in der Nähe von Stuttgart liegt.) Also bitte genau ins jeweilige Buch gucken, um den richtigen Ort herauszufinden! Es gilt immer das, was im Buch steht.

Die Rechtsform eines Verlags (GmbH, GmbH und Co. KG, AG, OHG, u.a.) wird in einem Literaturverzeichnis grundsätzlich nicht angegeben.

Taschenbücher sind normalerweise durchnummeriert. Als Reihennummer (in Klammer hinter dem Verlag) wird entweder nur die Nummer angegeben oder die Angabe der Reihe + Nummer. Dazu einige Beispiele und Erläuterungen:

- Frankfurt am Main: Insel (it 1265). [it = Insel Taschenbuch]
- Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw 143). [stw = Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; es gibt im Suhrkamp-Verlag auch noch: es = Edition Suhrkamp; st = Suhrkamp Taschenbuch]
- München: dtv (18997) oder dtv 18997. [dtv = Deutscher Taschenbuch Verlag; das muss nicht ausgeschrieben werden]
- Stuttgart: Metzler (SM 253). [SM = Sammlung Metzler]

Zu UTB, das in dieser Liste nicht steht, habe ich oben schon das Notwendige geschrieben.

2 Liste der gebräuchlichsten Abkürzungen

Abkürzungen haben den Vorteil, dass sie lange Schreibweisen abkürzen. „BMW“ ist viel einfacher und sparsamer als „Bayerische Motoren Werke“ (und hört sich auch viel besser an). Solche Firmenabkürzungen werden Sie hier aber nicht finden, sondern solche, die bei der Organisation von Texten und in Literaturverzeichnissen eine Rolle spielen.

a.a.O.	am angegebenen Ort. – Vor allem in älteren Veröffentlichungen findet man diese Abkürzung. In Fußnoten ist z.B. ein Autorname genannt mit dem Zusatz „a.a.O.“ Dann muss man als Leser die Fußnoten durchsuchen, um die bibliographische Angabe zu finden, auf die sich auch dieser Nachweis bezieht. Weil das sehr lästig ist, verwendet man diese Abkürzung heute in der Regel nicht mehr.
Abb.	Abbildung
A.	Abkürzung
allg.	allgemein
Aufl.	Auflage; und hier die Abkürzungen, die häufig damit zusammen auftauchen:
bearb. Aufl.	bearbeitete Auflage
durchges. Aufl.	durchgesehene Auflage
erg. Aufl.	ergänzte Auflage
erw. Aufl.	erweiterte Auflage
rev. Aufl.	revidierte Auflage
überarb. Aufl.	überarbeitete Auflage
Bd.	Band
Bde.	Bände
bspw.	beispielsweise
bzw.	beziehungsweise
ca.	circa (= ungefähr)
d.h.	das heißt
d.i.	das ist
ebd.	ebenda. – Wenn man auf ein und dieselbe Seite einer Veröffentlichung verweist, auf die man schon unmittelbar zuvor verwiesen hat, kann man das mit ebd. machen. Selbstverständlich muss der Bezug eindeutig sein.
etc.	et cetera (= und so weiter) – Sie sollten sich für eine Variante entscheiden und nicht beides nebeneinander verwenden.
evtl.	eventuell
f.	(nach einer Seitenzahl) folgende. – Das meint nur eine weitere Seite, also z.B. 18f. = 18-19.
ff.	(nach einer Seitenzahl) folgende. – In diesem Fall sind aber mehrere folgende

	Seiten gemeint; 18ff. kann also 18-20 meinen, aber z.B. auch 18-40. Weil das so ungenau ist, verwendet man diese Abkürzung heute in der Regel nicht mehr.
ggf.	gegebenenfalls
hg. / hrsg.	herausgegeben
Hg. / Hrsg.	Herausgeber
Jh.	Jahrhundert
Kap.	Kapitel
n.Chr.	nach Christus (= nach Christi Geburt)
o.	oder
S.	Seite
s.	siehe
s.a.	siehe auch
s.o.	siehe oben
s.u.	siehe unten
u.	und
u.a.	unter anderem, unter anderen, aber auch: und andere, und anderes
usw.	und so weiter
u.U.	unter Umständen
v.	von in Zusammenhang mit Chr. s.u.
v.a.	vor allem
v.Chr.	vor Christus (= vor Christi Geburt)
vgl.	vergleiche
z.B.	zum Beispiel
z.T.	zum Teil
z.Zt.	zur Zeit

3 Satzzeichenregelungen im Deutschen

Satzzeichen sind eine wunderbare und sehr sinnvolle Einrichtung, wie spätestens in der Buchstabenfolge DERPROFESSORSAGTDERSTUDENTISTEINESEL deutlich geworden sein dürfte. Allerdings muss man sie beherrschen, auch in Kombination mit Leerzeichen. Hier nur die wichtigsten Regeln im Deutschen, in denen ich ein notwendiges Leerzeichen als [Leerzeichen] ausschreibe, und Text steht überall für beliebigen Text, d.h. es kann sich dabei auch um Ziffern handeln. Beispielsätze, wo sie mir notwendig erscheinen, sind kursiv gedruckt. Die ausführlichen Regeln gibt es hier: <http://www.duden.de/sprachwissen/rechtschreibregeln>.

Für die Satzschließenden Zeichen **Punkt**, **Fragezeichen**, **Ausrufezeichen**, **Doppelpunkt**, **Strichpunkt** sowie das Satzgliedernde **Komma** gilt: Davor kein Leerzeichen, danach ein Leerzeichen.

Text.[Leerzeichen]	Text?[Leerzeichen]	Text![Leerzeichen]	Text:[Leerzeichen]	Text;[Leerzeichen]
Text,[Leerzeichen]				

Allerdings gibt es Ausnahmen, wenn nämlich zwei Satzzeichen hintereinanderstehen. Zwei Satzzeichen werden am Ende eines Satzes nicht durch Leerzeichen getrennt, also gilt:

Text.)[Leerzeichen]	Text).[Leerzeichen]	Text.“[Leerzeichen]	Text!)[Leerzeichen]	Text!“[Leerzeichen]
Text?) [Leerzeichen]	Text?“[Leerzeichen]	Text);[Leerzeichen]	Text):[Leerzeichen]	

Text),[Leerzeichen]	Text“,[Leerzeichen]			
---------------------	---------------------	--	--	--

Beachten Sie, dass die **Anführungszeichen-oben** vor einem **Komma** stehen, aber *nach* den Satzschließenden Zeichen.

Einfache Anführungszeichen werden z.B. für ein Zitat in einem Zitat verwendet:

Er sagte: „Peter schrie laut: ‚Hilfe! Hilfe!‘“

Vor den Satzschließenden Zeichen und dem Satzgliedernden Komma steht grundsätzlich kein Leerzeichen. Nur vor folgenden Satzzeichen kann es ein Leerzeichen geben: Vor einem Anführungszeichen-unten (Aussage-eröffnend) (das gilt auch für einfache Anführungszeichen-unten) und vor einer Eröffnungsklammer, also:

[Leerzeichen],,Text	[Leerzeichen],Text	[Leerzeichen](Text	[Leerzeichen][Text
---------------------	--------------------	--------------------	--------------------

Bindestriche kommen in folgenden Stellungen vor:

bei Zusammensetzungen:	bei Ersparungen	
Wortteil-Wortteil	Wortteil-	-Wortteil
<i>eine Herodot-Ausgabe</i>	<i>Literatur- und Kunstgeschichte</i>	<i>Kunsttheorie und -geschichte</i>

Ein Gedankenstrich kann eine Gedankenpause markieren und steht immer zwischen zwei Leerzeichen; das gilt auch, wenn zwei (auseinanderstehende) Gedankenstriche eine Parenthese bilden. Und ein Schrägstrich (Slash) steht entweder zwischen zwei Leerzeichen oder zwischen keinen, also entweder: [Leerzeichen]/[Leerzeichen] oder: Text/Text

[Leerzeichen]-[Leerzeichen]	[Leerzeichen]/[Leerzeichen]	Text/Text
<i>Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.</i>	<i>Fazit / Zusammenfassung</i>	<i>Stuttgart/Weimar</i>

4 Deckblätter

Auf den nächsten Seiten stehen die Deckblätter der Bücher und Aufsätze, die oben in Kapitel 12 besprochen wurden.

Hermann Hesse Der Steppenwolf

Erzählung

Hermann Hesse, am 2. Juli 1877 in Calw/Württemberg als Sohn eines baltendeutschen Missionars geboren, starb am 9. August 1962 in Montagnola bei Lugano. Das Werk Hermann Hesses, ausgezeichnet mit dem Nobelpreis 1946, erscheint im Suhrkamp Verlag.

Hermann Hesse, dessen Bücher in den USA in einer Gesamtauflage von über 14, in Japan von über 12 Millionen Exemplaren verbreitet sind, ist dort der meistgelesene europäische Autor. Mit Übersetzungen in 40 Sprachen und 12 indische Dialekte finden seine Schriften nun bereits in der dritten Generation junger Leser eine beispiellose Resonanz.

Der erstmals 1927 erschienene Roman *Der Steppenwolf* ist dasjenige Buch Hermann Hesses, das die internationale Renaissance seines Autors ausgelöst hat und ihn zum meistgelesenen europäischen Schriftsteller in den USA werden ließ. Thomas Mann sagte vom *Steppenwolf*, daß das Buch an experimenteller Gewagtheit dem *Ulysses* von James Joyce nicht nachstehe, und schon 1927 schrieb Kurt Pinthus: »Ich lese den *Steppenwolf*, dies unbarmherzigste und seelenzerwühlendste aller Bekenntnisbücher, düsterer und wilder als Rousseaus *Confessions*, die grausamste Geburtstagsfeier, die je ein Dichter selbst zelebrierte ... Ein echt deutsches Buch, großartig und tief Sinnig, seelenkundig und aufrichtig; analytischer Entwicklungsroman mit romantischer Technik, romantischen Wirnissen wie die meisten großen deutschen Romane und wie die meisten Bücher Hermann Hesses.«

Suhrkamp

Der Steppenwolf

suhrkamp taschenbuch 175
Elfte Auflage, 451.–500. Tausend 1979
Copyright 1955 by Hermann Hesse, Montagnola.
Alle Rechte vorbehalten durch Suhrkamp
Verlag Frankfurt am Main
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Druck: Ebner Ulm · Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Von Erich Kästner
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Doktor Erich Kästners Lyrische Hausapotheke (11001)
Bei Durchsicht meiner Bücher (11002)
Herz auf Taille (11003)
Lärm im Spiegel (11004)
Ein Mann gibt Auskunft (11005)
Gesang zwischen den Stühlen (11007)
Drei Männer im Schnee (11008; auch als
dtv großdruck 25048)
Die verschwundene Miniatur (11009; auch als
dtv-großdruck 25034)
Der kleine Grenzverkehr (11010)
Der tägliche Kram (11011)
Die kleine Freiheit (11012)
Kurz und bündig (11013)
Die 13 Monate (11014)
Die Schule der Diktatoren (11015)
Notabene 45 (11016)

Erich Kästner:
Fabian
Die Geschichte eines Moralisten

Deutscher
Taschenbuch
Verlag



Dieses Buch liegt auch in der Reihe dtv großdruck
als Band 25069 vor.

Inhalt

Vorwort des Verfassers	9
1. Kapitel: Ein Kellner als Orakel · Der andere geht trotzdem hin · Ein Institut für geistige Annäherung	11
2. Kapitel: Es gibt sehr aufdringliche Damen · Ein Rechtsanwalt hat nichts dagegen · Betteln verdirbt den Charakter	19
3. Kapitel: Vierzehn Tote in Kalkutta · Es ist richtig, das Falsche zu tun · Die Schnecken kriechen im Kreis	28
4. Kapitel: Eine Zigarette, groß wie der Kölner Dom · Frau Hohlfeld ist neugierig · Ein mö- blierter Herr liest Descartes	41
5. Kapitel: Ein ernstes Gespräch am Tanzparkett · Fräulein Paula ist insgeheim rasiert · Frau Moll wirft mit Gläsern	52
6. Kapitel: Der Zweikampf am Märkischen Mu- seum · Wann findet der nächste Krieg statt? · Ein Arzt versteht sich auf Diagnose	60
7. Kapitel: Verrückte auf dem Podium · Die To- desfahrt von Paul Müller · Ein Fabrikant in Badewannen	68
8. Kapitel: Studenten treiben Politik · Labude sen. liebt das Leben · Die Ohrfeige an der Außen- alster	77
9. Kapitel: Sonderbare junge Mädchen · Ein To- deskandidat wird lebendig · Das Lokal heißt »Cousine«	87
10. Kapitel: Topographie der Unmoral · Die Liebe höret nimmer auf! · Es lebe der kleine Unter- schied!	97

Ungekürzte Ausgabe
Nach dem Text der »Gesammelten Schriften«
(Atrium Verlag, Zürich 1959) unter Hinzuziehung der
Erstausgabe von 1931
Februar 1989
7. Auflage Juli 1993
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
Cecilie Dressler Verlags, Hamburg
© 1985 Atrium Verlag, Zürich
ISBN 3-85535-909-1
Erstveröffentlichung: Deutsche Verlags-Anstalt,
Stuttgart · Berlin 1931
Umschlaggestaltung: Celestino Piatti
Gesamtherstellung: C.H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 3-423-11006-6

Herausgegeben und mit Anmerkungen, einem Nachwort, einer Zeittafel und Literaturhinweisen versehen von Helmut Sembdner. Als Druckvorlage des Textes diente die im Carl Hanser Verlag erschienene Ausgabe 'Sämtliche Werke und Briefe', herausgegeben von Helmut Sembdner, Band 2, 6., ergänzte und revidierte Auflage München 1977.

Deutscher Taschenbuch Verlag

INHALT

Michael Kohlhaas	9
Die Marquise von O.	104
Das Erdbeben in Chili	144
Die Verlobung in St. Domingo	160
Das Bettelweib von Locarno	196
Der Findling	199
Die heilige Cäcilie	216
Der Zweikampf	229
Anekdoten	262
Anekdoten-Bearbeitungen	283
Anhang	
Anmerkungen zu den Erzählungen	295
Anmerkungen zu den Anekdoten	304
Nachwort	311
Zeittafel	315
Literaturhinweise	317

1. Auflage März 1978
 7. Auflage September 1985: 53. bis 58. Tausend
 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
 München
 © 1977 Carl Hanser Verlag, München
 ISBN 3-446-10767-3
 Umschlaggestaltung: Celestino Piatti unter
 Verwendung einer Federzeichnung von
 Alfred Kubin (© 1977 Spangenberg Verlag, München)
 Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
 Nördlingen
 Printed in Germany · ISBN 3-423-02033-4

Rowohlts Klassiker der
Literatur und der
Wissenschaft

Herausgegeben von
Ernesto Grassi
unter Mitarbeit von
Walter Hess

Deutsche Literatur
Band 4

Umschlagentwurf Werner Rebhuhn
Erstmalig beim Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1920, unter dem Titel
Menschheitsdämmerung, Symphonie jüngster Dichtung erschienen

136. – 139. Tausend Februar 1990

Revidierte Ausgabe
mit wesentlich erweitertem bio-bibliographischem Anhang

© Ernst Rowohlt Verlag, Berlin, 1920
Copyright © 1955 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Hamburg
Gesetzt aus der Linotype-Aldus-Buchschrift
und der Palat.no (D. Stempel AG)
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
1080-ISBN 3 499 45055 0

Menschheitsdämmerung

Ein Dokument
des Expressionismus

—
Mit Biographien
und Bibliographien
neu herausgegeben
von
KURT PINTHUS



ROWOHLT

Pinthus · Menschheitsdämmerung

VERZEICHNIS NACH DER
REIHENFOLGE DER GEDICHTE

STURZ UND SCHREI

Jakob van Hoddis, Weltende	39
Georg Heym, Umbra vitae	39
Wilhelm Klemm, Meine Zeit	40
Johannes R. Becher, Verfall	40
Georg Heym, Der Gott der Stadt	42
Johannes R. Becher, Berlin	43
Alfred Wolfenstein, Städter	45
Jakob van Hoddis, Die Stadt	46
Alfred Wolfenstein, Besienhaus	46
Alfred Lichtenstein, Die Dämmerung	47
Ernst Stadler, Abendschluß	47
Theodor Däubler, Diadem	48
Theodor Däubler, Flügellahmer Versuch	51
Georg Heym, Die Dämonen der Städte	51
Gottfried Benn, Kleine Aster	52
Jakob van Hoddis, Tristitia ante . . .	53
Ernst Stadler, Tage	53
Alfred Wolfenstein, Verdammte Jugend	54
Paul Zech, Fabrikstraße Tags	55
Paul Zech, Sortiermädchen	55
Paul Zech, Fräser	59
Alfred Lichtenstein, Nebel	59
Alfred Lichtenstein, Der Ausflug	60
Theodor Däubler, Hätte ich ein Fünkchen Glück	60
Albert Ehrenstein, So schneit auf mich die tote Zeit	61
August Stramm, Untreu	61
Theodor Däubler, Was?	62
Theodor Däubler, Einsam	63
Alfred Lichtenstein, Sommerfrische	63
Alfred Wolfenstein, Nacht im Dorfe	64
Georg Trakl, De Profundis	64
Georg Trakl, Ruh und Schweigen	65
Georg Trakl, In den Nachmittag geflüstert	66
Albert Ehrenstein, Verzweigung	66
Albert Ehrenstein, Leid	69
Albert Ehrenstein, Auf der hartherzigen Erde	69
Gottfried Benn, Der junge Hebbel	70
Alfred Wolfenstein, Die gottlosen Jahre	70
Albert Ehrenstein, Der Wanderer	71
Kurt Heynicke, Erhebe die Hände	71
Franz Werfel, Fremde sind wir auf der Erde alle	72
Walter Hasenclever, Tritt aus dem Tor, Erscheinung	73
Wilhelm Klemm, Philosophie	73
August Stramm, Schwermut	74

374

Walter Hasenclever, Oft am Erregungsspiel . . .	129
Walter Hasenclever, Kehr mir zurück, mein Geist	130
Gottfried Benn, D-Zug	130
René Schickele, Bei der Einfahrt in den Hafen von Bombay	131
Walter Hasenclever, Der Gefangene	131
René Schickele, Die Leibwache	132
Walter Hasenclever, Der Schauspieler	134
Franz Werfel, Hekuba	134
Gottfried Benn, Karyatide	135
Alfred Lichtenstein, Mädchen	136
Johannes R. Becher, Aus den Gedichten um Lotte	136
Ernst Wilhelm Lotz, Wir fanden Glanz	139
Ernst Wilhelm Lotz, Und schöne Raubtierflecken . . .	139
Else Lasker-Schüler, Ein Lied der Liebe	139
Else Lasker-Schüler, Mein Liebeslied	141
Else Lasker-Schüler, Ein alter Tibetteppich	141
August Stramm, Blüte	142
August Stramm, Wunder	142
Ernst Stadler, In der Frühe	143
Wilhelm Klemm, Bekenntnis	144
August Stramm, Dämmerung	144
August Stramm, Abendgang	145
Johannes R. Becher, Abendgebet um Lotte	145
Kurt Heynicke, In der Mitte der Nacht	146
Else Lasker-Schüler, Doktor Benn	147
Albert Ehrenstein, Verlassen	148
Else Lasker-Schüler, Ein Lied	148
Else Lasker-Schüler, Abschied	151
Else Lasker-Schüler, Versöhnung	151
Walter Hasenclever, Begegnung	152
Georg Heym, Deine Wimpern, die langen . . .	152
Franz Werfel, Als mich Dein Wandeln an den Tod verzückte	153
Theodor Däubler, Der Atem der Natur	154
Johannes R. Becher, Der Wald	155
Iwan Goll, Wald	156
Paul Zech, Der Wald	159
Theodor Däubler, Die Buche	160
Wilhelm Klemm, Der Baum	160
Georg Heym, Der Baum	161
Theodor Däubler, Der Baum	161
Theodor Däubler, Millionen Nachtigallen schlagen	164
August Stramm, Vorfrühling	164
Ernst Stadler, Vorfrühling	165
Wilhelm Klemm, Herbst	165
Georg Trakl, Der Herbst des Einsamen	166
Ernst Wilhelm Lotz, In gelben Buchten	166
Theodor Däubler, Winter	167
Wilhelm Klemm, Ausgleich	167
Jakob van Hoddis, Morgens	168

376

Albert Ehrenstein, Schmerz	74
Albert Ehrenstein, Ich bin des Lebens und des Todes müde	75
August Stramm, Verzweifelt	75
Wilhelm Klemm, Lichter	75
Kurt Heynicke, Gethsemane	76
Albert Ehrenstein, Unentriinbar	76
Georg Heym, Der Krieg	79
Ernst Stadler, Der Aufbruch	80
Walter Hasenclever, Die Lagerfeuer an der Küste	80
Albert Ehrenstein, Die Nachtgefangenen	81
Franz Werfel, Der Krieg	82
Albert Ehrenstein, Der Kriegsgott	84
Kurt Heynicke, Das Bild	85
Albert Ehrenstein, Der Berserker schreit	86
Wilhelm Klemm, Schlacht an der Marne	86
August Stramm, Wache	87
August Stramm, Patrouille	87
August Stramm, Sturmangriff	87
Alfred Lichtenstein, Die Schlacht bei Saarburg	88
Albert Ehrenstein, Der Dichter und der Krieg	88
Paul Zech, Musik der Sterne	91
Georg Heym, Die Heimat der Toten	92
Franz Werfel, Der Ritt	94
Gottfried Benn, Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke	96
Georg Heym, Die Morgue	97
Albert Ehrenstein, Julian	100
Georg Trakl, An den Knaben Elis	100
Georg Trakl, Elis	101
Else Lasker-Schüler, Senna Hoy	102
Else Lasker-Schüler, Meine Mutter	103
Jakob van Hoddis, Der Todesengel	103
Georg Heym, Ophelia	107
Albert Ehrenstein, Der ewige Schlaf	108
Franz Werfel, Trinklied	109
Georg Trakl, Helian	110
Albert Ehrenstein, Die Götter	113
Franz Werfel, Warum mein Gott	116
Franz Werfel, Wir nicht	119

ERWECKUNG DES HERZENS

Alfred Wolfenstein, Das Herz	123
Franz Werfel, Der dicke Mann im Spiegel	123
Paul Zech, Aus den Fenstern eines Kesselhauses	124
Alfred Lichtenstein, Spaziergang	126
Ernst Wilhelm Lotz, Glanzgesang	126
Franz Werfel, Der schöne strahlende Mensch	127
Ernst Wilhelm Lotz, Ich flamme das Gaslicht an . . .	128
Walter Hasenclever, Gasglühlicht summt	128
Walter Hasenclever, Die Nacht fällt scherbenlos	129

375

René Schickele, Sonnenuntergang	168
René Schickele, Der Knabe im Garten	169
Theodor Däubler, Dämmerung	169
Alfred Lichtenstein, In den Abend . . .	170
Paul Zech, Die Häuser haben Augen aufgetan . . .	170
Georg Trakl, Abendlied	170
Georg Heym, Alle Landschaften haben . . .	171
Albert Ehrenstein, Abendsee	171
Albert Ehrenstein, Friede	172
René Schickele, Mondaufgang	172
Georg Heym, Mond	175
Gottfried Benn, O, Nacht --	176
August Stramm, Traum	179
Ernst Stadler, Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht	179
Theodor Däubler, Überraschung	180
Georg Trakl, Sebastian im Traum	182
Wilhelm Klemm, Betrachtungen	184
Franz Werfel, Die Träne	185
Franz Werfel, Gesang	185
Gottfried Benn, Gesänge	186
Gottfried Benn, Synthese	187
Iwan Goll, Karawane der Sehnsucht	187
Franz Werfel, Ballade von Wahn und Tod	187
Wilhelm Klemm, Aufsuchung	190
Wilhelm Klemm, Erscheinung	190
Georg Heym, Mit den fahrenden Schiffen	193
Johannes R. Becher, Klage und Frage	194
Ernst Stadler, Der Spruch	196
Franz Werfel, Ich habe eine gute Tat getan	197
Theodor Däubler, Oft	198
Else Lasker-Schüler, An Gott	198
Else Lasker-Schüler, Zebaoth	199
Else Lasker-Schüler, Abraham und Isaak	199
Ernst Stadler, Anrede	200
Wilhelm Klemm, Sehnsucht	200
Paul Zech, Ich ahne Didt	201
Ernst Stadler, Zwiegespräch	202
August Stramm, Allmacht	203
Wilhelm Klemm, Reifung	203
Karl Otten, Gott	204
Kurt Heynicke, Lieder an Gott	205
Kurt Heynicke, Gedicht	206
René Schickele, Ode an die Engel	206
Franz Werfel, Ich bin ja noch ein Kind	208

AUFRUF UND EMPÖRUNG

Johannes R. Becher, Vorbereitung	213
Walter Hasenclever, Der politische Dichter	213
Franz Werfel, Aus meiner Tiefe	217

377

Karl Otten, Des Tagdomes Spitze	218	Else Lasker-Schüler, Und suche Gott	283
Wilhelm Klemm, Phantasie	219	Franz Werfel, Eine alte Frau geht	284
Alfred Wolfenstein, Glück der Äußerung	220	Johannes R. Becher, Hymne auf Rosa Luxemburg	285
Theodor Däubler, Mein Grab ist keine Pyramide	223	Rudolf Leonhard, Der tote Liebkecht	287
Kurt Heynicke, Aufbruch	224	Iwan Goll, Schöpfung	288
Walter Hasenclever, Mein Jüngling, du	224	Alfred Wolfenstein, Hingebung des Dichters	289
Ernst Wilhelm Lotz, Aufbruch der Jugend	225	Franz Werfel, Lächeln Atmen Schreiten	290
René Schickele, Der rote Stier träumt	225	René Schickele, Heilige Tiere . . .	291
Karl Otten, Arbeiter!	227	Georg Heym, Die Seefahrer	292
Paul Zech, Die neue Bergpredigt	230	Iwan Goll, Der Panama-Kanal (frühere Fassung 1912–1918)	292
René Schickele, Großstadivolk	233	Iwan Goll, Der Panamakanal (spätere Fassung 1918)	295
Paul Zech, Mai-Nacht	234	Karl Otten, An die Besiegten	298
Ludwig Rubiner, Die Stimme	234	Alfred Wolfenstein, Andante der Freundschaft	299
Johannes R. Becher, An die Zwanzigjährigen	236	Kurt Heynicke, Freundschaft	300
Alfred Wolfenstein, Chor	236	Ludwig Rubiner, Die Ankunft	301
Alfred Wolfenstein, Kameraden!	237	Alfred Wolfenstein, Die Friedensstadt	306
Karl Otten, Für Martinet	238	Wilhelm Klemm, Ergriffenheit	307
Karl Otten, Die Thronerhebung des Herzens	245	Wilhelm Klemm, Erfüllung	308
Walter Hasenclever, Jaurès' Tod	245	René Schickele, Pfingsten	308
Walter Hasenclever, Jaurès' Auferstehung	246	René Schickele, Abschwur	311
Rudolf Leonhard, Der mongolische Totenkopf	247	Franz Werfel, Das Maß der Dinge	311
Albert Ehrenstein, Stimme über Barbaropa	248	Ernst Stadler, Form ist Wollust	312
Ludwig Rubiner, Die Engel	248	Theodor Däubler, Der stumme Freund	312
Ludwig Rubiner, Denke	249	Johannes R. Becher, Die Insel der Verzweiflung	313
Rudolf Leonhard, Der seraphische Marsch	250	Iwan Goll, Wassersturz	313
Walter Hasenclever, 1917	251	Theodor Däubler, Es sind die Sonnen und Planeten	314
Franz Werfel, Revolutions-Aufruf	252	Rudolf Leonhard, Abendlied	316
Johannes R. Becher, Mensch stehe auf	253	Walter Hasenclever, Gedichte	317
Walter Hasenclever, Schon aus roten Kasematten	258	Walter Hasenclever, Auf den Tod einer Frau	318
Alfred Wolfenstein, Der gute Kampf	259	Else Lasker-Schüler, Gebet	318
Johannes R. Becher, Ewig im Aufruhr	262	Franz Werfel, Veni creator spiritus	321
Rudolf Leonhard, Prolog zu jeder kommenden Revolution	263	Theodor Däubler, Der Mensch ist eine welke Klette	322
Johannes R. Becher, Eroica	265	Kurt Heynicke, Gesang	323
Johannes R. Becher, Klänge aus Utopia	268	Franz Werfel, Ein geistliches Lied	323
Kurt Heynicke, Volk	268	Franz Werfel, Die Leidenschaftlichen	324
Else Lasker-Schüler, Mein Volk	269	Paul Zech, Das ist die Stunde	325
Iwan Goll, Noëmi	270	Wilhelm Klemm, Einheit	326
Ludwig Rubiner, Der Mensch	273	Georg Trakl, Gesang des Abgeschiedenen	326
Kurt Heynicke, Mensch	274	Walter Hasenclever, Du Geist, der mich verließ	327
Franz Werfel, Der gute Mensch	275	Kurt Heynicke, Psalm	327
		Franz Werfel, Ein Lebens-Lied	328
LIEBE DEN MENSCHEN			
Franz Werfel, An den Leser	279	Dichter und Werke. Biographisches und Bibliographisches	331
Wilhelm Klemm, Einleitung	279		
Paul Zech, An meinen Sohn	280		
Franz Werfel, Vater und Sohn	281		
Walter Hasenclever, Die Todesanzeige	282		
Wilhelm Klemm, Der Bettler	282		
Albert Ehrenstein, Hoffnung	283		

Peter Eisenberg

Grundriss der deutschen Grammatik

Band 2:

Der Satz

3., durchgesehene Auflage

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Der Autor:

Peter Eisenberg, geb. 1940; Studium der Nachrichtentechnik, Informatik, Sprachwissenschaft und Musik; Professor em. für Deutsche Philologie an der Universität Potsdam; längere Studien- und Arbeitsaufenthalte in den USA, der Volksrepublik China, Frankreich, Iran und Ägypten; 1990–92 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft; 1996 Deutscher Sprachpreis der Henning-Kaufmann-Stiftung; Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

ISBN 13: 978-3-476-02161-8

ISBN 10: 3-476-02161-0

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2006 J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart

www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Einbar.dgestaltung: Willy Löffelhardt

Satz: Typomedia GmbH, Scharnhausen
Druck und Bindung: Kösel Krugzell
www.koeselbuch.de

Printed in Germany
September / 2006

Verlag J. B. Metzler Stuttgart · Weimar

Hans Robert Jauß, geboren am 12. Dezember 1921, ist Professor der Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. 1982 erschien im Suhrkamp Verlag seine Arbeit *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*.

Eine der Folgen der »Hochschulkrise« ist ein geschärftes Problembewußtsein der wissenschaftlichen Disziplinen: ihre herkömmlichen Arbeitsweisen und Denkmuster sind fragwürdig geworden, ihr Selbstverständnis muß neu reflektiert werden. In jenen Umkreis der Überprüfung wissenschaftlicher Methoden und Zielsetzungen gehören auch die hier veröffentlichten Aufsätze von Hans Robert Jauß, in denen versucht wird, die Literaturgeschichte »dialektisch« zu begreifen, als Prozeß, und die traditionellen Interpretationsformen sowohl ästhetisch als auch geschichtlich neu zu bestimmen. Der Anstoß dieses Konzepts könnte die fortgeschrittensten Erkenntnisse der literaturwissenschaftlichen Einzeldisziplinen mit einem fortgeschrittenen Bewußtsein von ihrem Instrumentarium verbinden.

Suhrkamp Verlag

Inhalt

- 7 Vorwort
- 11 Literarische Tradition und gegenwärtiges Bewußtsein der Modernität
- 67 Schlegels und Schillers Replik auf die »Querelle des Anciens et des Modernes«
- 107 Das Ende der Kunstperiode – Aspekte der literarischen Revolution bei Heine, Hugo und Stendhal
- 144 Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft
- 208 Geschichte der Kunst und Historie

edition suhrkamp 418

Erste Auflage 1970

© Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1970. Erstaussage. Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags und der Übertragung durch Rundfunk oder Fernsehen, auch einzelner Teile. Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden. Gesamtausstattung Willy Fleckhaus.

9 10 11 12 13 14 - 94 93 92 91 90 89

Friedrich Kambartel
Pirmin Stekeler-Weithofer
Sprachphilosophie
Probleme und Methoden

Philipp Reclam jun. Stuttgart

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung: Philosophie der Sprache	
Sprache als Problem und Sprachphilosophie als Methode	13
Implizite Normen und Normierungen durch explizite Regeln	22
Phänomenologische Erinnerungen	28
Schematische Modelle	30
Übersicht zu den folgenden Überlegungen	33
Erklärung des Sprachgebrauchs	
Erklärung der Sprache	37
Grammatische Regeln	38
Exaktheit	40
Gebrauch, Bedeutung und Verwendung	43
Normalität und Normativität	46
Lexikalisch-grammatische Bedeutung	48
Normalitätsbedingungen	51
Kommunikative Handlungen und Sprechakte	53
Der regulistische Mythos von den impliziten Regeln der Sprache	55
Zusammenfassung	59
Darstellungen und Erklärungen	
Darstellungen	63
Verständnisprobleme bei Darstellungen	67
Erklärungen als (Wieder-)Herstellung einer Orientierung	69
Kausale Erklärungen	71
Regelmäßigkeit als Erklärung	72
Erklärung durch Analogien	73

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 18380
Alle Rechte vorbehalten
© 2005 Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart
Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 2005
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene
Marken der Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart
ISBN-13: 978-3-15-018380-9
ISBN-10: 3-15-018380-4
www.reclam.de

Jesper Svenbro

Phrasikleia

Anthropologie des Lesens
im alten Griechenland

Aus dem Französischen
von Peter Geble

Wilhelm Fink Verlag

Die Übersetzung von Peter Geble wurde von Jesper Svenbro autorisiert.

Titel des französischen Originals:
Phrasikleia. Anthropologie de la lecture en Grèce ancienne
© Éditions La Découverte, 1988

Umschlagabbildung: Spiros Meletzis, Athen

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 3-7705-3973-7
© 2005 Wilhelm Fink Verlag, München
Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Herstellung: Ferdinand Schönigh GmbH, Paderborn

Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?

Herausgegeben von
Sybille Krämer
und Ekkehard König

Nicht nur Sprachphilosophen, auch Sprachwissenschaftler unterscheiden zwischen dem Regelsystem einer ›Sprache‹ bzw. der Sprachkompetenz und der aktuellen Verwendung dieser Fähigkeit in der Kommunikation, dem ›Sprechen‹. In den letzten Jahrzehnten mehren sich allerdings Stimmen, die kritisch fragen, ob eine solche ›Sprache hinter dem Sprechen‹ tatsächlich zu entdecken ist oder ob sie nicht vielmehr durch die sprachwissenschaftliche Praxis überhaupt erst erzeugt werde. Der Band will das aktuelle Problemfeld zeitgenössischer Sprachreflexion und Sprachtheorie vermessen, indem zeitgenössische Verfechter oder Kritiker der Idee von einer ›Sprache hinter dem Sprechen‹ zu Wort kommen und sich mit den möglichen Wechselwirkungen zwischen den beiden Phänomenen auseinandersetzen.

Sybille Krämer ist Professorin für Philosophie, Ekkehard König Professor für englische Linguistik an der Freien Universität Berlin.

Suhrkamp

Inhalt

<i>Sybille Krämer und Ekkehard König</i>	
Einleitung	7
1. Zur Unterscheidung von Sprache und Sprechen	
<i>Christian Stetter</i>	
Sprechen und Sprache: Überlegungen zu einem Grundlagentheoretischen Linguistik	19
<i>Ludwig Jäger</i>	
Medialität und Mentalität	
Die Sprache als Medium des Geistes	45
<i>Jürgen Trabant</i>	
Das rote Gerippe und die Arbeit des Geistes. Überlegungen im Anschluss an Humboldt	76
<i>Sybille Krämer</i>	
Sprache und Sprechen oder: Wie sinnvoll ist die Unterscheidung zwischen einem Schema und seinem Gebrauch?	
Ein Überblick	97
2. Brauchen wir ein Sprach- und Regelwissen, um sprechen zu können?	
<i>Hans Julius Schneider</i>	
Beruht das Sprechenkönnen auf einem Sprachwissen?	129
<i>Manfred Bierwisch</i>	
Erklären in der Linguistik – Aspekte und Kontroversen	151
<i>Pirmin Stekeler-Weithofer</i>	
Sind Sprechen und Verstehen ein Regelfolgen?	190
3. In welchem Verhältnis stehen Grammatik und Gebrauch?	
<i>Gisbert Fanselow</i>	
Wie ihr Gebrauch die Sprache prägt	229
<i>Martin Haspelmath</i>	
Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik	262
Hinweise zu den Autorinnen und Autoren	287

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1592
Erste Auflage 2002

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: jürgen ullrich typesatz, Nördlingen
Druck: Books on Demand, Norderstedt
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
ISBN 978-3-518-29192-4

2 3 4 5 6 7 – 14 13 12 11 10 09

DEUTSCHE LITERATURGESCHICHTE

Von den Anfängen bis zur Gegenwart

Sechste, verbesserte und erweiterte Auflage
mit 524 Abbildungen

Von
Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert,
Wolfgang Emmerich, Christine Kanz, Bernd Lutz,
Volker Meid, Michael Opitz, Carola Opitz-Wiemers,
Ralf Schnell, Peter Stein und Inge Stephan

VERLAG J. B. METZLER
STUTT GÄRT · WEIMAR

Die einzelnen Kapitel bzw. Abschnitte wurden verfasst:

S. 1–56 von Bernd Lutz;
S. 57–100 von Wolfgang Beutin;
S. 101–147 von Volker Meid;
S. 148–230 von Inge Stephan;
S. 231–292 von Peter Stein;
S. 293–341 von Klaus Ehlert;
S. 342–386 von Christine Kanz;
S. 387–478 von Inge Stephan;
S. 479–510 von Ralf Schnell;
S. 511–579 von Wolfgang Emmerich;
S. 580–659 von Ralf Schnell;
S. 660–702 von Michael Opitz, Carola Opitz-Wiemers.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Deutsche Literaturgeschichte :
von den Anfängen bis zur Gegenwart /
von Wolfgang Beutin . . . –
6., verb. und erw. Aufl.
– Stuttgart ; Weimar : Metzler, 2001
ISBN 3-476-01758-3

Gedruckt auf chlordrei gebleichtem, säurefreiem und alterungsbeständigem
Papier

ISBN 3-476-01758-3

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2001 J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart
www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Einbandgestaltung: Willy Löffelhardt
Satz: Typomedia, Schaeffhausen
Druck und Bindung: Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm
Printed in Germany
September/2001

Verlag J. B. Metzler Stuttgart · Weimar

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT VIII

MITTELALTERLICHE LITERATUR

- Europa und ›Deutschland‹ im Mittelalter – skizzenhaft 1
- Eine romantische Wiederentdeckung 5
- Germanisch-heidnische Dichtung, Heldenlied 9
- Von der karolingischen Renaissance zum Stauferreich: Kulturpolitische Grundlagen 11
- Die zentrale Rolle der Klöster 12
- Die epische Literatur der Stauferzeit 22
- Rückgriff auf Germanisch-Heroisches: Das Nibelungenlied 34
- Minnesang 36
- Grundzüge der Literatur des Spätmittelalters 46

HUMANISMUS UND REFORMATION

- ›O Jahrhundert, o Wissenschaften!‹ – Der Renaissance-Humanismus 57
- ›Die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei‹ – Gesellschaftskritik und reformatorische Programme von der ›Reformatio Sigismundi‹ bis Hans Sachs 63
- ›Derhalben muß du, gemeiner Mann, selber gelehrt werden‹ – Die Entdeckung des Worts als Waffe 67
- Der Buchdruck, das Neulatein und der Übergang zu den Volkssprachen 69
- ›Daß wir frei sind und es sein wollen‹: Flugschriftenliteratur 72
- Zwei Reformatoren, ein Propagandist der Reformation 74
- Reformationsliteratur 82
- ›Sie hand gemacht ein Singschul‹ – Meistersang, Volkslied, Gemeindelied, Bekenntnislyrik 85
- ›Der Jugend Gottes Wort und Werk mit Lust einzuprägen‹: Das Reformationsdrama 91
- Schwank und Roman vor dem Roman 95

LITERATUR DES BAROCK

- Deutschland im 17. Jahrhundert 101
- Literatur und Gesellschaft 106
- Die Literaturreform 109
- Dichtung und Rhetorik 113
- Deutsche Literatur und Weltliteratur 115
- Lyrik 117
- Von Trauer- und Freudenstücken 128
- Roman und andere Prosaformen 136

AUFKLÄRUNG

- Was ist politisch und gesellschaftlich neu? 148
- Die Öffentlichkeit verändert sich. Der freie Schriftsteller meldet sich zu Wort. Der literarische Markt entsteht 149
- Die aufklärerischen Literaturtheorien von Gottsched über Lessing bis zum Sturm und Drang 156
- Die aufklärerische Praxis im Drama 159
- Der einzelne Mensch erfährt sich im Roman 172
- Subjektivität und Gesellschaftskritik in der Lyrik 175
- Lehrhafte Fabel 177
- Entstehung der Kinder- und Jugendliteratur 178
- Rationalismus und Empfindsamkeit. Zur Dialektik der Aufklärungsbewegung 180

KUNSTEPOCHE

- Zwischen Revolution und Restauration 182
- Reaktionen auf die Französische Revolution: Klassik – Romantik – Jakobinismus 183
- Weimarer Klassik 189
- Der Weg zum Entwicklungs- und Bildungsroman 197
- Die Verbindung von Dramatischem und Epischem in der Novelle 200
- Romantik als Lebens- und Schreibform 202
- Schreibende Frauen der Romantik 209
- Die Mainzer Republik und die Literaturpraxis der deutschen Jakobiner 212
- Im Umkreis von Klassik, Romantik und Jakobinismus: Jean Paul – Kleist – Hölderlin 215
- Die späte Romantik 223
- Goethes Spätwerk als Bilanz der Epoche 227
- Klassikverehrung und Klassikwirkung im 19. und 20. Jahrhundert 231

VORMÄRZ

- Aufbruch in die Moderne 239
- Literaturmarkt, Berufsschriftstellertum und Zensur 243
- Wozu ist Literatur jetzt nützlich? 247
- Das Unglück, Dichter zu sein, oder: Vom Geschichtsschreiber zum Geschichtstreiber 252
- Enfant perdu: Heinrich Heine 256
- Das Ende der Kunst oder neue Zeit und neue Kunst 261
- Das Programm der politischen Poesie 267
- Kritik der politischen Poesie: Der Widerstreit von politischer Tendenz und literarischer Praxis 271
- Literatur und Sozialismus in Vor- und Nachmärz 275
- Unterhaltungsliteratur, Kinder- und Jugendliteratur, Frauenliteratur 279
- Rückblick auf eine Epoche: Neue Schreibweisen in Prosa, Lyrik und Drama 285
- 1848 und das Zerbrechen der aufklärerischen Perspektive 291

REALISMUS UND GRÜNDERZEIT

- Die widersprüchliche Situation und Versuche, sie darzustellen 293
- Nationale und liberale Erziehung statt allgemeiner geistiger Freiheit? 299
- Hat die Reichsgründung 1871 neue Wege eröffnet? 302
- Volksliteratur und Dorfgeschichte 308
- Haltungen: als literarische Antwort auf die gesellschaftliche Entwicklung 312
- Politisch engagierte Schriftstellerinnen und Schriftsteller zwischen 1848 und 1890 321
- Die Lyrik in der Epoche des Realismus 327
- Idee und Wirklichkeit des Dramas im Realismus 331
- Die Entwicklung der Massenliteratur nach 1848 und deren Ziele 335

DIE LITERARISCHE MODERNE (1890–1920)

- Die Naturalisten als erste Generation der literarischen Moderne 342
- Literaturbewegungen um 1900 354
- Expressionismus (1910–1920) 367

LITERATUR IN DER WEIMARER REPUBLIK

- Nach der Niederlage des Ersten Weltkriegs 387
- Literatur als Ware 389
- Ansätze zu einer proletarisch-revolutionären Literatur 399
- Die Neue Frau 402
- Vielfalt der Prosa 406
- Neue Sachlichkeit 414
- Zeitstück, Volkstück und Lehrstück 421
- Zwischen Artistik und Engagement – die Lyrik 427

LITERATUR IM ›DRITTEN REICH‹

- Die nationalsozialistische Machtübernahme 433
- Die ›Ästhetisierung der Politik‹ oder faschistische Politik als ›Gesamtkunstwerk‹ 438
- Die Literatur der ›Inneren Emigration‹ 442
- Schreiben in der Illegalität 447

DIE DEUTSCHE LITERATUR DES EXILS

- Der Exodus 451
- Kampf um die ›Einheitsfront‹ der Exilautoren 456
- Kontroversen um ein neues Selbst- und Literaturverständnis der Exilautoren – Expressionismus- und Realismusdebatte 459
- Die besondere Rolle des historischen Romans 462
- Antifaschistische Literaturpraxis 465
- Die besondere Rolle Bertolt Brechts 471

DEUTSCHE LITERATUR NACH 1945

- ›Als der Krieg zu Ende war‹ 479
- Alliierte Kulturpolitik 485
- Politisch-kulturelle Publizistik 490
- Aporien des lyrischen ›Kahlschlags‹ 492
- Von der Schwierigkeit, Prosa zu schreiben 497
- Das Drama der deutschen Nachkriegsbühnen 503

DIE LITERATUR DER DDR

- Modell ›Literaturgesellschaft‹: Literarisches Leben zwischen Sozialpädagogik und Zensur 511
- Die fünfziger Jahre: Antifaschistischer Konsens und Auseinandersetzung mit der ›neuen Produktion‹ 520
- Zwischen Affirmation und Utopie. Der Umbruch in den sechziger Jahren 534
- Wider die instrumentelle Vernunft. Die Literatur der siebziger und achtziger Jahre 551

DIE LITERATUR DER BUNDESREPUBLIK

- Der Literaturbetrieb 580
- Literatur versus Politik: Schreibweisen der fünfziger Jahre 592
- Die Politisierung der Literatur (1961–68) 608
- ›Tendenzwende‹ – Literatur zwischen Innerlichkeit und alternativen Lebensformen (1969–77) 635
- Widerstand der Ästhetik – Die Literatur der achtziger Jahre 645

TENDENZEN IN DER DEUTSCHSPRACHIGEN GEGENWARTSLITERATUR SEIT 1989

- Die Zäsur des Jahres 1989 – Voraussetzungen und Folgen 660
- Literarische Verarbeitung der ›Wende‹ in Prosatexten 667
- Zwischen ›Transit-Poesie‹ und ›Erlebnisdichtung‹? 674
- Nicht vergangene Vergangenheit – Holocaust und Faschismus 678
- Expeditionen zu den Ursprüngen 684
- Erinnerungsräume und Gefühlsattacken – Das Theater der neunziger Jahre 689
- Literatur aus naher Fremde 694
- Vom ›literarischen Fräuleinwunder‹ oder ›die Enkel kommen‹ 697
- Literatur im Netz/Netzliteratur 700

ANHANG

- Weiterführende Bibliographie 703
- Personen- und Werkregister 712
- Bildquellen 721

DEUTSCHE
VIERTELJAHRSSCHRIFT
FÜR
LITERATURWISSENSCHAFT
UND
GEISTESGESCHICHTE



51. JAHRGANG 1977 HEFT 2 JUNI

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
STUTTGART

DEUTSCHE VIERTELJAHRSSCHRIFT
FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND GEISTES-
GESCHICHTE (DVjs)

BEGRÜNDET VON PAUL KLUCKHOHN UND ERICH ROTHACKER
Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Brinkmann, Tübingen, Im Rotbad 30,
Prof. Dr. Hugo Kuhn, 8211 Rimsting/Chiemsee, Hochstätt 14a
Schriftleiter: Prof. Dr. Richard Brinkmann, 74 Tübingen, Im Rotbad 30
Redaktionsassistent: Dr. Gerhart von Graevenitz, 74 Tübingen, Fürststr. 39

INHALT 2/77

HARTWIG ISERNHAGEN (Würzburg): Vermittlungsmodell und thematische Struktur: Zu <i>Robinson Crusoe</i> und <i>Humphry Clinker</i>	181
KLAUS WEIMAR (Zürich): "Bürgerliches Trauerspiel". Eine Begriffsklärung im Hinblick auf Lessing	208
JOHN HIBBERD (Bristol): The Idylls in Friedrich Schlegel's <i>Lucinde</i>	222
SHO KANEKO (Nagoya/Japan): Naturlyrik als Entscheidung – Günter Eichs Lyrik bis 1955	247
THOMAS ANZ und MICHAEL STARK (München): Literaturwissenschaftliches Interpretieren als regelgeleitetes Verhalten. Kritische Anmerkungen zu einem wissenschaftstheoretischen Projekt	272
PETER K. STEIN (Salzburg): Tristans Schwertleite. Zur Einschätzung ritterlich-höfischer Dichtung durch Gottfried von Straßburg	300
Eingesandte Bücher	355

ISSN 0012 - 0936

Hinweise für die Einrichtung zum Druck in deutscher und englischer Sprache (in Anlehnung an das MLA Style Sheet) können von der Redaktion der DVjs angefordert werden.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beilieg. Der Abdruck von Dissertationen oder Teilen von solchen ist grundsätzlich ausgeschlossen.

Jeder Verfasser erhält von seinem Beitrag 20 unberechnete Sonderdrucke, weitere 30 Sonderdrucke können auf Wunsch gegen Berechnung geliefert werden.

Neu erschienene Bücher aus dem Aufgabenkreis der Deutschen Vierteljahrsschrift und Sonderdrucke sind an die J.B.Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Kernerstraße 43, zu senden. Sie werden in der Rubrik „Eingesandte Bücher“ im jeweils nächsten Heft aufgeführt und, soweit dazu geeignet, in einem der Sammelreferate besprochen. Eine Verpflichtung zur Besprechung besteht nicht.

J.B.Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Kernerstraße 43, Ruf 22 5074-76. Satz und Druck von H.Laupp jr in Tübingen. Erscheint jährlich in 4 Heften von etwa 11 Bogen. Der Abonnementspreis beträgt je Jahrgang DM 90.- Einzelhefte je DM 28.-. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen. Alle Rechte gemäß § 42 des Gesetzes über das Verlagsrecht vom 19.6.1901 sowie das der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, diese Zeitschrift oder Teile derselben auf dem Wege des photomechanischen Nachdrucks, der Fotokopie oder der Mikroverfilmung zu vervielfältigen. Printed in Germany.

Einem Teil dieser Ausgabe liegen Prospekte folgender Verlage bei:
Verlag Frommann-Holzboog, Stuttgart, M. Niemeyer Verlag, Tübingen, Verlag C. H. Beck, München

Berlinische
Monatsschrift.

Herausgegeben

von

F. Gedike und J. E. Biester.

11653

Vierter Band.

Julius bis December 1784.

Berlin, 1784.

Bei Haube und Epener.

December.

1. Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung? Vom Herrn Prof. Kant. Seite 481
2. Schreiben über die Kempelischen Schachspiel- und Redemaschinen. 495
Zusatz zu diesem Schreiben. Von Biester. 504
3. Fernere Nachricht von dem Fortgange der allgemeinen Revision des gesammten Schul- und ErziehungsweSENS, von einer Gesellschaft praktischer Erzieher. Vom Herrn EdukationSrath Campe. 515
4. Anekdoten.
1. Der Pseudo-Graf Cagliostro. 536
2. Der Pseudo-Freiherr von Wortzint. 539
3. Der Verilulische Planetenleser. 551
5. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortsetzung.) 556
6. Versuch eines Beweises, daß es keine reine von der Erfahrung unabhängige Vernunftbegriffe gebe. Vom Herrn Prof. Selle. 565
7. Nachtrag zu Nr. 2. über Herrn von Kempelen's Maschinen. 576

5 „Die Seminararbeit“

Auf den folgenden Seiten steht eine Seminararbeit, deren Thema eine Seminararbeit ist. Darin stehen die wichtigsten Richtlinien, an die man sich halten muss, wenn man eine formal korrekte Seminararbeit abgeben will. Mit dem Inhalt hat das nichts zu tun. Aber wie schon oben erwähnt: Wenn's außen stimmt, ist das schon ziemlich viel.

Einiges von dem, was ich hier schreibe, kennen Sie schon. Es wird hier noch mal in kompakter Form geboten.

Die Seitenzahlen befinden sich, wie Sie sehen, außerhalb der bisherigen Seitenzählung. Ich fange noch mal bei 1 an.

Seminar:
Wissenschaftliches Arbeiten
WiSe 2014/15
Leitung: Joachim Theisen
Fachbereich für Deutsche Sprache und Literatur
Universität Athen

**Die Seminararbeit
Richtlinien zur Formatierung**

Joachim Theisen

E-Mail: jtheisen@gs.uoa.gr

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	2
2	Die formalen Selbstverständlichkeiten	2
2.1	Typographisches	2
2.2	Zitate	3
2.2.1	Literarische Texte	4
2.3	Inhaltsverzeichnis	5
2.4	Seitenzahlen	5
2.5	Literaturverzeichnis	5
3	Schlusswort	6
4	Literaturverzeichnis	7

1 Einleitung

Eine Seminararbeit muss leicht zu lesen und bequem zu korrigieren sein. Deshalb muss sie übersichtlich sein. Notwendige Bestandteile einer Seminararbeit sind: Titelblatt, Inhaltsverzeichnis, Text der Arbeit, Literaturverzeichnis. Der Text der Arbeit selbst besteht aus einer Einleitung, einem Hauptteil (der aber bitte nicht als „Hauptteil“ überschrieben ist) und einer Zusammenfassung oder einem Schlusswort. Titelblatt, Inhaltsverzeichnis und Literaturverzeichnis stehen jeweils auf einem eigenen Blatt.

2 Formale Selbstverständlichkeiten

DIN A4 mit folgenden *Seitenrändern*: oben und unten 2,5 cm, links 2 cm, rechts 4 cm (genug Platz für Korrekturnotizen). Die *Schriftart und Schriftgröße* sollte sein: Times New Roman, Arial oder Calibri, jeweils 12 Punkt für den Haupttext, 10 Punkt für die *Fußnoten*. Den *Zeilenabstand* auf eineinhalbzeilig einstellen (damit dazwischen korrigiert werden kann). Die Absätze in *Blocksatz* formatieren, mit eingeschalteter Silbentrennung; die Absätze in der ersten Zeile einrücken, damit sie als solche kenntlich sind. *Überschriften* müssen nummeriert sein, und zwar hierarchisch gestuft. Die einzelnen *Kapitel* und *Unterkapitel* sollten *nicht* jeweils auf einer neuen Seite beginnen; nicht nur um Papier zu sparen. Wenn Sie die Überschrift-Formatierungen verwenden, ist sichergestellt, dass die Überschrift nicht allein am Ende einer Seite steht; der Seitenumbruch erfolgt dann automatisch.

2.1 Typographisches

Werktitel werden innerhalb des Textes entweder *kursiv* gedruckt oder stehen in „Anführungszeichen“. Für Hervorhebungen bitte nicht alle Möglichkeiten in Word ausreizen, sondern entweder unterstreichen oder *kursivieren* oder **fetten**.

Vor einem Satzzeichen steht kein Leerzeichen (Ausnahme: Gedankenstrich, aber nicht Bindestrich!). Hinter einem Satzzeichen steht immer ein Leerzeichen (es sei denn, es folgt ein Anführungszeichen-oben oder es handelt sich um eine Schlussklammer, der ein Punkt, Komma oder Doppelpunkt folgt).

2.2 Zitate

Wörtliche Zitate stehen in Anführungszeichen und werden („*literaturwissenschaftlich*“) in einer Fußnote¹ nachgewiesen. Selbstverständlich muss wort- und buchstabengetreu zitiert werden (s.u.). Wird später erneut auf denselben Titel Bezug genommen, kann man die Angabe abkürzen². (*Einfügen einer Fußnote*: Cursor an die entsprechende Stelle: „Αναφορές – εισαγωγή υποσημείωσης“.) Die Fußnotenzeichen stehen direkt hinter dem Anführungszeichen-oben, ohne Zwischenraum. Hinter dem Fußnotenzeichen steht aber ein Leerzeichen. Wird ein ganzer Satz zitiert, steht das Anführungszeichen-oben hinter dem Punkt.

In *linguistischen* Arbeiten spart man sich die Fußnoten und schreibt den Nachweis direkt hinter dem Zitat in Klammern: „Die Annahme allgemeiner thematischer Rollen ist in vieler Hinsicht nützlich.“ (Löbner 2002: 175) Dabei steht der Nachweis ebenfalls direkt hinter dem Anführungszeichen-oben; dazwischen ein Leerzeichen. Wird ein ganzer Satz zitiert, steht das Anführungszeichen-oben hinter dem Punkt; hinter dem Nachweis steht dann kein Punkt. Der Titel des zitierten Werkes steht im Literaturverzeichnis.

Wenn man einen Gedankengang von einem anderen Autor übernimmt, ohne ihn direkt zu zitieren, muss auch das nachgewiesen werden, entweder („*literaturwissenschaftlich*“) in der Fußnote³ oder („*linguistisch*“) in Klammern (vgl. Löbner 2002: 189).

Längere Zitate – ab ca. 3-4 Zeilen – werden in einem eigenen Abschnitt, mit eigener Formatvorlage gedruckt: links um einen Zentimeter eingerückt, einzeilig, 10 Punkt. Die Anführungszeichen fallen dann weg, der Nachweis natürlich nicht.

Bitte beachten Sie: Ich mische hier zur Demonstration beide Zitierweisen. Eigentlich ist das nicht erlaubt, sondern Sie müssen sich entscheiden zwischen den Nachweisen in Fußnoten *oder* den Nachweisen im Text (in Klammern). Seit einiger Zeit setzt sich auch in literaturwissenschaftlichen Arbeiten die Zitierung in Klammern durch. Es empfiehlt sich daher, sich diese Zitierweise anzugewöhnen.

¹ Ralph Müller: Theorie der Pointe, Paderborn 2003, 254. (Hinter der Fußnotenzahl bitte einmal Tabulator drücken.)

² Müller, Theorie der Pointe, 271. *Oder*: Müller (Anm. 1), 271. *Oder*: Müller 2003, 271.

³ Vgl. Müller (Anm. 1), 189.

2.2.1 Literarische Texte

Bei literarischen Texten in Prosa gibt es keinen Unterschied zu dem bisher Beschriebenen. Schreibt man allerdings eine Arbeit über *einen* Text, auf den im Laufe der Arbeit immer wieder Bezug genommen wird, macht man das so: „In diesem Augenblick warf jemand aus dem Publikum ein Stück Würfelzucker auf die Bühne.“ (71)⁴ In der Klammer steht dann nur die Seitenzahl.

Bei Texten in „gebundener“ Sprache (Gedichte, Dramen) muss zeilengetreu zitiert werden. Dabei gilt: Kürzere Zitate werden in den Text eingebettet, Zeilensprünge müssen aber mit einem Schrägstrich („Slash“) kenntlich gemacht werden: „Das war der Graf von Hohenstein. / Der sperrte seine Tochter ein.“ (71) Längere Zitate werden in Zitatformatierung gedruckt:

Da half nur Flucht, und die Komteß
entfloh in ihrem 10 PS.
Sie steuerte durch Nacht und Not.
Doch auf dem Kühler saß der Tod! (71)

Wie das Beispiel zeigt: Zitate dürfen nicht verändert werden; wenn der Text in alter Rechtschreibung geschrieben ist, muss sie beibehalten werden. Falls man (vor allem aus syntaktischen Gründen) doch in Zitate eingreift, muss das kenntlich gemacht werden:

Wenn Kästner schreibt, dass „[i]n diesem Augenblick [...] jemand aus dem Publikum ein Stück Würfelzucker auf die Bühne [warf]“ (71), macht er damit deutlich, ...

Und wenn man etwas in einem Zitat hervorhebt, muss das auch kenntlich gemacht werden: „In diesem Augenblick warf jemand aus dem Publikum ein Stück *Würfelzucker* auf die Bühne.“ (71; Hervorhebung: J.T.) Diese Regeln für Eingriffe in zitierte Texte gelten auch für Zitate aus wissenschaftlicher Literatur!

Bei Zitaten aus Dramen gibt man Akt- und Szenennummer an:

Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit.“ (III,10)⁵

Wenn man nach Texten mit Zeilenzählung (das sind vorwiegend Dramen und mittelalterliche Texte) zitiert, gibt man die Zeile an, wenn sie in der verwendeten Ausgabe notiert sind; die Zitierung sieht dann so aus: „So war es ein Versehen.

⁴ Ich zitiere nach: Erich Kästner: Fabian. Die Geschichte eines Moralisten, 7. Aufl., München 1993; Nachweise im Text. (*oder*: im Text steht nur die Seitenzahl.) (Diese Fußnote steht natürlich nur nach dem ersten Zitat.)

⁵ Ich zitiere nach: Friedrich Schiller: Don Carlos. Infant von Spanien, in: F.S.: Sämtliche Werke. Aufgrund der Originaldrucke hg. von Gerhard Fricke, Herbert G. Göpfert, Bd. 2, Dramen II, Darmstadt 1981; Nachweise im Text.

Küsse, Bisse, / Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, / Kann schon das eine für das andre greifen.“ (V. 2981-2983) oder: (24; V. 2981-2983)⁶

Noch etwas: Bei Zitaten aus der Bibel (was bei Arbeiten über deutsche Literatur häufiger notwendig ist, als man vielleicht denkt), gibt man Buch, Kapitel und Vers an: (Lk 2,14). Im Literaturverzeichnis steht dann die verwendete Bibelausgabe oder -übersetzung.

2.3 Inhaltsverzeichnis

Jede Seminararbeit braucht ein Inhaltsverzeichnis, das auf der Seite nach dem Titelblatt steht. Das lässt sich in Word einfach erstellen: „Αναφορές – Πίνακας περιεχομένων“, und das Format auswählen, das einem gefällt (allerdings sollte nicht „Inhalt“ darüber stehen, auch nicht „Inhaltsangabe“, sondern „Inhaltsverzeichnis“). Alle als Überschriften formatierten Absätze werden automatisch ins Inhaltsverzeichnis aufgenommen, mit Seitenzahlen. Also bitte nicht vergessen, die Überschriften entsprechend zu formatieren.

2.4 Seitenzahlen

Die Seitenzahlen stehen im Fußzeilenbereich: „Εισαγωγή – Αριθμός σελίδας“; die Seitenzahlen müssen unten in der Mitte oder unten rechts platziert werden. Damit auf dem Titelblatt keine Seitenzahl steht, doppelklicken Sie auf die Fußzeile, dann im Menü auf: „Κεφαλίδες και υποσέλιδα“ und wählen „Διαφορά στην πρώτη σελίδα“.

2.5 Literaturverzeichnis

Am Ende der Arbeit steht – auf einer neuen Seite – das *Literaturverzeichnis*. Es ist selbstverständlich alphabetisch geordnet – nach den Nachnamen des Autors bzw. Herausgebers, und bitte ohne Nummerierung oder Aufzählungszeichen. Eine Unterscheidung in Primärliteratur und Sekundärliteratur kann man machen, muss man aber nicht. Und jeder Titel wird durch einen Punkt abgeschlossen.

⁶ Ich zitiere nach: Heinrich von Kleist: Penthesilea. Ein Trauerspiel, Stuttgart 1999; Nachweise im Text. - Die zweite Variante nennt vor der Versangabe auch Akt und Szene; da das Trauerspiel nur „Auftritte“ hat, steht hier „24“ für den 24. Auftritt.

3 Schlusswort

Sie können sich die Einzelheiten der äußeren Formatierung der Arbeit sparen, wenn Sie eine der Formatvorlagen aus E-Class („2014 Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten“) verwenden. Darin sind alle Formatierungen voreingestellt.

Wenn die formalen Richtlinien eingehalten sind, heißt das natürlich noch nicht, dass die Seminararbeit auch inhaltlich gut ist. Aber es ist – mal wieder – wie beim Essen: Ein einladend gedeckter Tisch garantiert noch nicht, dass das Essen auch schmeckt. Aber ein leckeres Essen serviert man besser nicht auf schmutzigem Geschirr.

Das saubere Geschirr sind die formalen Richtlinien; kochen müssen Sie schon selbst. Wenn Sie die Vorlagen aus E-Class verwenden, kann wenigstens formal nichts schief gehen.

4 Literaturverzeichnis

Die Bibel (1982): Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, 2. Aufl., Stuttgart: Katholische Bibelanstalt.

Kästner, Erich (1993): Fabian. Die Geschichte eines Moralisten, 7. Aufl., München: dtv 11006.

Kleist, Heinrich von (1999): Penthesilea. Ein Trauerspiel, Stuttgart: Reclam (RUB 1305).

Löbner, Sebastian (2003): Semantik. Eine Einführung. Berlin: de Gruyter (de Gruyter-Studienbuch).

Müller, Ralph (2003): Theorie der Pointe, Paderborn: mentis.

Schiller, Friedrich (1981): Don Carlos. Infant von Spanien, in: F.S.: Sämtliche Werke. Aufgrund der Originaldrucke hg. von Gerhard Fricke, Herbert G. Göpfert, Bd. 2, Dramen II, Darmstadt: WBG.